This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

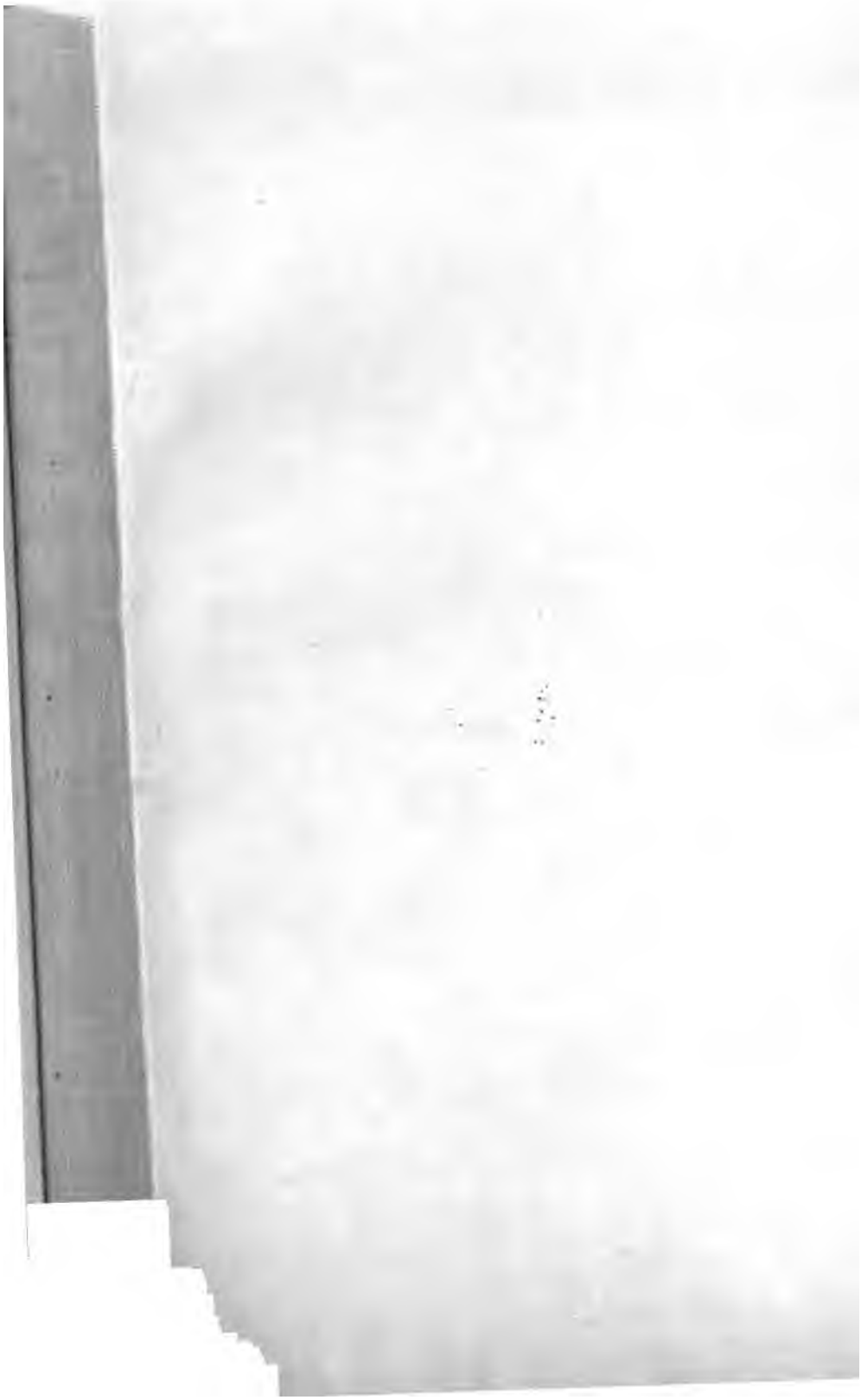
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



320

Wien

im Zeitalter der Reformation.

Von

Moritz Smets.

Preßburg.

Verlag von Gustav Heckenast.

1875.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Bei **Gustav Heckenast** sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

P. K. Roseggers Werke.

Rosegger, P. K. Die Schriften des Waldschulmeisters. 1875.
(412 S. 8.) Geheftet 2 Thlr 8 Sgr. — 3 fl. 40 kr.
Eleg. gebunden 3 Thlr. — 4 fl. 50 kr.

Rosegger, P. K. Geschichten aus den Alpen. 2 Bände. Geheftet 3 Thlr. — 4 fl. 80 kr.
Geb. in engl. Leinwand 4 Thlr 2 Sgr. — 6 fl. 40 kr.

Inhalt: I. Band: Die Harfe im Walde. — Die Pfingstnacht. — Der rothe Natz und die ewige Jüdin. — Die neue Bahn. — Ländlicher Liebe Lust und Leid. — Das Kreuz am Dornstrauch. — Die kalte Braut. — Die beiden Trommler. — Der Mann mit den 13 Thalern. — Maria unter der Linde. — II. Band: Der Adel im Dorfe. — Der Kaiserhansel. — Der Waldprozeß. — Das Enkelkind. — Das Paradeisg'spiel. — Der Müller von Falkenbach. — Der Palmkatzelkrieg. — Das Dreigespann des Todes.

Rosegger, P. K. Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt. 1871. Geh. 1 Thlr 10 Sgr. — 2 fl.

Inhalt: Der Pfarrer im Gewände. — Der Dorfschulmeister. — Der Kirchenwaschl. — Der Richter. — Die Hebmutter. — Der Schaufelbub. — Der Ochsenbauer. — Der Halterbub. — Das Ziehtöchterlein. — Die Graßschnater. — Der Winkeldoktor. — Das Bettelweib. — Der Bratelgeiger. — — Der Pechölmann. — Der Wurzelgraber. — Der Kohlenbrenner. — In den Waldhütten. — In den Sennhütten. — Im Hochgebirge. — Auf der Straße. — Fuhrknechte und Postmeister. — Die Wallfahrer. — Die Beichtgeher. — Der Lichtmeßsammler. — Der Bibelreiter. — Die Gotteslängnerin. — Drei Brüder. — Der Lottospieler. — Der Sohn des Hauses. — Der Heimkranke. — Der Lindenbauer. — Der Vögelfanger Jackerl. — Ein Sterben im Walde.

Rosegger, P. K. Geschichten aus Steiermark. 1871. Geheftet 1 Thlr. 15 Sgr. — 2 fl. 40 kr.

Inhalt: Das Holzknechthaus. — Die Alpenhütte. — Genovefa. — Die letzte Fichte. — Der Lex von Gutenhag. — Des Lehrers Weihnacht. — Alpenglühen. — Das Reich Gottes.

Rosegger, P. K. In der Einöde. Erzählung. (320 S. 8.) Geheftet 1 Thlr 15 Sgr. — 2 fl. 40 kr.

Bei **Gustav Heckenast** sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

P. K. Roseggers Werke.

Rosegger, P. K. Wanderleben. 1871. (246 S. 8.) Geheftet
1 Thlr. — 1 fl. 60 kr.

Inhalt: Von einem jungen Wandersmann. — Von der Reise durch Mitteleuropa. — In die weite Welt. — Arthur heißt er. — Gedanken über Wien. — In Prag. — Die sächsische Schweiz. — Im deutschen Walde. — Leipzig. — Weimar. — Berlin. — Eine nächtliche Fahrt auf Usedom. — Auf dem Thurme der Marienkirche zu Stralsund. — Rügen. — Von einem Thalerscheine. — Nach Amerika. — Ein Spaziergang in Hamburg. — Auf dem Meere. — In Holland. — Auf dem Rheine. — In Schwabenland und Straßburg. — In der Schweiz. — Im Bregenzerwalde. — Im Pusterthale. — Unter den Tannen. — Heimkehr. — Wanderungen in den Alpen.

Rosegger, P. K. Aus dem Walde. Ausgewählte Geschichten für die reifere Jugend. Mit Illustrationen. (276 S. 8.) Eleg. geh.
1 Thlr. 10 Sgr. — 2 fl.
Eleg. geb. 2 Thlr. — 3 fl.

Inhalt: Das Holzknechthaus. — Der Vögelfanger Jackerl. — Genovefa. — Der Halterbub und sein Kreuz und Leiden. — Der Lex von Gutenhag. — Der Pechölmann, sein Leben und seine Freuden und Leiden. — Der Wurzelgraber. — Medard und Stasi. — Des Lehrers Weihnacht. — Ein Sterben im Walde. — Ein Winterabend und seine Geschichten und Märchen. — Die Geschichte vom Räuberhauptmann. — Die Geschichte vom Stanzputzer. — Eine nächtliche Fahrt. — Nach Amerika.

Rosegger, P. K. Das neue Jahr. Deutscher Volkskalender für 1873. Eleg. geh. 12 Sgr. — 60 kr.

Rosegger, P. K. Das neue Jahr. Deutscher Volkskalender für 1874. Eleg. geh. 12 Sgr. — 60 kr.

Rosegger, P. K. Das neue Jahr. Deutscher Volkskalender für 1875. Eleg. geh. 12 Sgr. — 60 kr.

Rosegger, P. K. und Heuberger. Volkslieder aus Steiermark. (Gr. 8.) Mit Melodien geheftet 15 Sgr. — 80 kr.

Wien im Zeitalter der Reformation.

Wien

im Zeitalter der Reformation.

Von

Moritz Smets.

Mit Wahrheit und Liebe!

Preßburg.
Verlag von Gustav Heckenast.
1875.

DB 842
S5

Druck von C. F. Wigand in Preßburg.

Herrn

Dr. Hermann Kollett

freundſchaftlich zugeeignet.

Auch zu Wien, wo um 1492 Johann Winterburger die erste ständige Buchdruckerei errichtete,*) herrschte im Volke der widerpfäffische Geist, auf der Hochschule die humanistische Bewegung; von beiden Seiten erfuhr der Klerus unterschiedslos eine Behandlung, als ob es zu seinem eigensten Wesen gehörte, nichtswürdig oder dumm zu sein, geschahen Ausfälle und Angriffe auf einzelne seiner Vorrechte und auf manche Einrichtungen der Kirche. Aber auch selbst jene, gegen welche er seine scharfe Waffe stets offener und drohender kehrte, ergriff besagter Geist: von den Kanzeln der Kirchen herab, wie auf den Lehrstühlen, machte er sich vernehmbar. Dem Orden der Bettelmönche hatte Leonhard, Chormeister von St. Stefan, schon im Jahre 1441 in einer Predigt kein günstiges Leumundszeugniß ausgestellt; wider sie, denen der ihnen angehörige Franziskanermönch Thomas Murner nachsagte, daß „sie glaubten, was geschrieben stehe, und handelten, als ob das Geschriebene purer Betrug wäre, und sie die Ersten seien, die verspotteten, was sie lehrten und anprieſen", tauchten fortan an Heftigkeit zunehmende Kanzelangriffe auf. Im Jahre 1492 klagte sie der Offizial des Bischofs von Passau und zudem Mitglied der Hochschule: Dr. Johann Kaltenmarkter des Ungehorsams, des Geizes, der Hoffart und focht die Gewalt des Papstes als eine über dem Konzile stehende an. Im Jahre 1509 predigte Dr. Philipp Turrianus, Komthur im Heiligengeistkloster vor dem Kärntnerthore gegen den Ablaß und der Cisterzienſermönch Jakob in der Peterskirche gegen die Verehrung der Reliquien, dem Volke verkündend, daß „es von den Priestern betrogen werde, maßen sie Pferdeknochen für Gebeine der Heiligen ausgäben;" um selbe Zeit that ein anderer Mönch, Namens Theobald, auf der Kirchenkanzel des Nonnenklosters zu St. Laurenz den drastischen Ausspruch, daß „ein jeder Pfaffe in Wien sein eigen Pferd habe, auf dem er zur Hölle ritte."

Zu Rom stellte man sich entweder gänzlich taub gegen sothane und ähnliche Auslaſſungen oder man begnügte sich damit, den ärgsten Polterern Widerrufe und Geldstrafen aufzuerlegen. Während des angeführten Zeitabschnittes saßen nämlich auf Petri Stuhle nichts weniger

*) Alle früheren in Wien gedruckten Werke, welche bis 1482 zurückreichen, rühren nur von ambulanten Buchdruckern her. (Denis.)

als „heilige Väter," vielmehr Männer, die darin wettzueifern schienen, das Papstthum um das letzte Restlein von Achtung zu bringen, und etwelche von ihnen waren nicht blos von den Vorurtheilen des mittelalterlichen Katholizismus, sondern von dem Christenthum und der Religion überhaupt emanzipirt. Alle verkannten trotz der ängstlichen Berichte ihrer Anhänger die ihnen aus dem deutschen Humanismus entstehende Gefahr und Leo X., der 1513 auf den römischen Stuhl erhoben wurde, bekannte sich sogar zu ihm, bis die Gefahr erstanden war. Ebensowenig griff gegen die widerpfäffische Richtung des Volksgeistes der allerhöchste weltliche Arm ein: kraft- und machtlos hing er unter dem Kaiser Friedrich III., unter seinem Sohne und Nachfolger Max I., der Julius II., den Vorgänger des zehnten Leo, einen „trunkenen Pfaffen" nannte und von dem Gedanken angewandelt wurde, sich selbst zum Papste zu machen, also die Stellung einzunehmen, welche der Czar aller Reussen heutzutage einnimmt, erhob er sich eher schützend als abwehrend gegenüber der neuen anwachsenden Strömung und nach der humanistischen Richtung und Wissenschaft streckte er sich zur Umhalsung aus. Demnach konnten selbe sich an der Hochschule zu Wien nicht allein einbürgern, sondern auch in Flor treten. Kaiser Max ernannte zu ihrem Superintendenten den Magister Bernhard Perger, einen für ihre Umgestaltung überaus thätigen Mann, dem er selbst oder mittelst der von ihm, dem fast immer Abwesenden, bestellten „Regenten" des Landes die lebhafteste Unterstützung angedeihen ließ, und berief Persönlichkeiten an seine Seite, die als Bahnbrecher der Humanitätswissenschaften sich bereits einen Namen gemacht. Hierunter gehörten der Dichter Konrad Celtes, der Dichter und Rhetoriker Johann Spießhammer (Cuspinian), der Polyhistor Andreas Stöberl, der Mathematiker Stefan Rösel, der Astronom Georg Tannstätter, und diese traten unter sich und mit anderen Gleichgesinnten zur Förderung ihrer Zwecke zusammen, bildeten die sogenannte „Donaugesellschaft," die bald eine ausgebreitete Thätigkeit entwickelte. Selbst der geistvolle und rücksichtlose Vorwärtser und einer der allerbesten Deutschen: Ulrich von Hutten, der 1511 nach Wien gekommen und daselbst eine dem Kaiser gewidmete Elegie geschrieben, wird unter jenen aufgezählt, die mit dieser Gesellschaft in Verbindung traten und eifrigen Verkehr pflogen.

Die Befreiung der Geister von mittelalterlichen Ueberlieferungen, die Verbreitung neuer Bildungselemente, die Empörung über die Verderbniß der Kirche nahmen nebst dem Zwiespalte im Schooße der Geistlichkeit einen stetigen, nur in geringfügiger Weise hie und da gehemmten Fortgang.

Da kam das Jahr 1517, mit ihm die Entsendung geistlicher, mit bisher noch unerhörten Befugnissen ausgestatteter Verkündiger und Eintreiber eines allgemeinen päpstlichen Ablasses, dessen Erlös angeblich zum Ausbaue der St. Peterskirche zu Rom bestimmt war, und hierauf am 31. Oktober des Augustinermönches und Doktors der Theologie Martin Luther hochgemuthete That: die Anschlagung von 95 Behauptungen oder Thesen gegen den Ablaß an die Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg und das Erbieten, dieselben gegen jeden Sachverständigen nach damaligem Gelehrtenbrauche in öffentlicher Disputation zu beweisen. Die Wirkung dieser Thesen, die, abgeschrieben und gedruckt, von Freund und Feind verschlungen, binnen wenigen Tagen durch das ganze deutsche Reich kreisten, war allenthalben eine gewaltige; das öffentliche Gewissen fühlte sich gleichsam befriedigt, daß ein Mann erstanden, der den schüchternen Gedanken von Hunderttausenden gewappnet an das Licht förderte, der den Muth besaß, den gefährlichen Kampf gegen Papst und Klerisei zu unternehmen. Dafür gebrach es zu Wien weder an warmer Empfänglichkeit noch an lautem Beifall: seine Hochschule lieferte Rüstzeug, seine Bevölkerung stellte ein zahlreiches Kontingent von Parteigängern für den kühnen Mönch, der, als er seine Thesen anschlug, seinem Selbstbekenntnisse zufolge blos der Pauke des Ablaßkommissärs Tetzel ein Loch zu machen beabsichtigte und keineswegs ahnte, daß er mit ihnen hinfort die Schranke dem Kampfe um Geistesfreiheit geöffnet habe, daß mit ihnen das große Losungswort der Zeit, wenngleich seine volle Bedeutung erst später hervortrat, ausgesprochen war, weßhalb mit Recht von jenem Oktobertage an der Beginn der Reformation gerechnet wird.

Papst Leo X. legte dem Auftreten Luther's kein insonderliches Gewicht bei und wähnte, daß die hiedurch verursachte Aufregung in Bälde verraucht sein würde; der Kaiser Max scheint eine feinere Spürnase gehabt zu haben, maßen er dem Landesherrn Luther's: dem sächsischen Kurfürsten Friedrich, den die Mitwelt den „Weisen" nannte

sagen ließ, „er möge den Mönch fleißig bewahren, man könne sich des selben vielleicht einmal bedienen"; allein sein ganzes Sinnen und Trachten erging sich ebendamals auf einer anderen fernabliegenden Fährte. Gealtert und kinderlos, wünschte er zunächst, seinem Enkel, dem spanischen Könige Karl, die Nachfolge im deutschen Reiche zu sichern, wofür ihm vor Allem die Unterstützung des Papstes erforderlich schien, und sodann als „letztes Ziel" die Ausführung eines Kreuzzuges aller Völker zur Vertreibung der Türken aus Europa, womit er jene zu erlangen hoffte. Leo X. fand es durchaus nicht statthaft, daß der spanische Karl, ohnehin einer der mächtigsten Fürsten, auch noch zur Thronfolge im deutschen Reiche erkoren werde; gleichwohl stand er nicht an, hiefür dem Kaiser die Aufbiethung seines Einflußes zuzusagen, gleichzeitig ihm ankündigend, daß er einen Legaten schicken werde, um von den Reichsständen eine austrägliche Heeresmacht wider die Türken zu erwirken, und sonach schrieb Allerhöchstdieser, im Bündnisse mit der obersten geistlichen Gewalt zur Erreichung seiner beiden Wünsche, für den 1. August 1518 einen Reichstag nach Augsburg aus. Die versammelten Stände lehnten den Türkenkrieg, ungeachtet er sie dringlichst gemahnte, eine Entscheidung in dem von ihm mit dem Papste vereinbarten Sinne zu treffen, und die im Reiche vorherrschende Ansicht, daß es dem römischen Hofe mit selbigen Kriege nicht Ernst, sondern blos um das Geld zu thun sei, als eine völlig grundlose bezeichnete, in entschiedenster Weise ab; noch herbere Enttäuschung ward ihm aber dadurch, daß der Papst seinen Bemühungen, die Nachfolge im Reiche seinem Enkel Karl zu sichern, trotz zugesagten Beistandes entgegenwirkte, selbe dem französischen Könige Franz I. zuzuwenden sich befliß. Nun besaß er wohl ein treffliches Mittel, um den Papst für seine Doppelzüngigkeit zu züchtigen: er konnte sich Luther's wider ihn bedienen und zwar um so leichter, als der nach Augsburg geschickte päpstliche Legat diesen dahin zum Verhör geladen hatte, doch zu solchem Entschlusse vermochte er nicht sich aufzuraffen; er begnügte sich, seinen Unwillen über Leo X. mit den Worten zu entladen: „Nun ist auch dieser Papst zu einem Bösewicht an mir geworden; nun mag ich sagen, daß mir kein Papst, so lange ich gelebt, je Treue und Glauben gehalten hat; hoffe, so Gott will, dieser soll der letzte sein!" Nicht einmal Luther's Ankunft in Augsburg wartete er ab; sehr mißgestimmt, körperlich leidend und von

der Ahnung eines baldigen Todes ergriffen, verließ er am 6. Oktober die ihm so werthe Stadt und drei Monate darauf, am 12. Januar 1519, hauchte er zu Wels in Oberösterreich — im 60. Jahre seines Alters, im 26. seiner Regierung — den letzten Athem aus.

Am 14. Januar traf die Botschaft vom Tode des Kaisers zu Wien ein, ihr folgte die Verkündigung seines letzten Willens, kraft dessen die sechs Erblande: Oesterreich unter und ob der Enns, Steiermark, Kärnten, Krain und Tirol seinen Enkeln: dem Könige Karl von Spanien und dem Erzherzoge Ferdinand als Erbe zugesprochen waren und bis zu deren Ankunft die Leitung der Regierungsangelegenheiten in den Händen der alten „Regenten und Räthe" zu Wien, Graz und Innsbruck zu verbleiben hatte. Dieser Anordnung gemäß beriefen die bestellten Regenten Niederösterreichs: der Landeshauptmann Georg von Rottal, der Kanzler Dr. Hans Schneidböck, Georg von Slatkonia, Bischof von Wien, Georg Abt von Klosterneuburg, Hans von Lamberg, Albert von Wolfstein und Sigmund Wolzer den Stadtrath in die Burg, forderten ihn zur Ablegung des Treueeides auf, und dieser mit dem Bürgermeister Wolfgang Kirchhofer an der Spitze kam sothaner Aufforderung bereitwillig nach, womit er der Gesinnung fast sämmtlicher Bewohner Wiens und gar vieler des flachen Landes keineswegs entsprach. Der Tod des Kaisers war nämlich in einem Zeitpunkte eingetreten, wo ein tiefer Zwiespalt zwischen seinen „Regenten" und den Ständen in allen Erblanden sich ergeben, das kaiserliche Regiment eine Mißstimmung — am erheblichsten zu Wien — hervorgerufen hatte. Max I., „der letzte Ritter" wie im guten, so auch im üblen Sinne, hatte gepflogen, das Geld ritterlich zu verachten, kaiserlich zu vergeuden, daher stets bettelarm zu sein, dessenungeachtet sich aber mit den abenteuerlichsten Planen zu tragen, die heidenmäßig viel Geld erforderten und die ihn in den entschiedensten Widerspruch mit der öffentlichen Meinung im ganzen deutschen Reiche brachten. Dasselbe war der Fall in seinen Erblanden, die er vergeblich in ein Königreich zu vereinigen angestrebt, in denen er die landesfürstliche Gewalt zur ausschließlichen, von den Ständen unbeschränkten Herrschaft zu bringen gesucht. Eben vor einem Jahre hatte zu Innsbruck ein großer allgemeiner Landtag für die nieder-, inner- und vorder-österreichischen Erblande stattgefunden, auf welchem die Stände die für einen Türkenkrieg geheischten schweren

Opfer an Geld und Mannschaft verweigerten, dagegen eine gute Regierung, eine unpartheiische Justiz, die Abstellung von Mißbräuchen, Gewaltthätigkeiten und muthwilliger Verkümmerung des öffentlichen Rechtes, Schutz und Sicherheit gegen Bestechlichkeit und Willkür der Beamten und anderer bevorzugter Personen, endlich eine Regelung der fürstlichen Erbfolge und die Einrichtung einer ordentlichen Hofhaltung verlangten. Auf diesem Landtage befand sich auch als einer der Städte-Abgeordneten Niederösterreichs der Wiener Bürger Dr. Martin Copinitz, nach seinem Geburtsorte Hermannstadt gemeiniglich der „Doktor Siebenbürger" genannt, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, der bereits zweimal Stadtrichter und dreimal Dekan der juridischen Fakultät zu Wien gewesen; er brachte die besonderen Beschwerden der Wiener vor, welche vornehmlich darin bestanden, daß die großen deutschen Handelsgesellschaften, die im Besitze einer zu fürstlichem Vermögen angewachsenen Geldkraft alle den Menschen unentbehrlichen Waaren in ihre alleinige Hand gebracht, den einheimischen Handel lahmlegten, daß das Amt eines Hausgrafen*) an andere als Wiener Bürger verliehen werde und kein Bürger im Rathe des niederösterreichischen Regimentes sitze, daß die Juden „hier außer der Zeit, so sie zu Rechten haben, wohnen" und die Hausgenossen das Münz- und Wechselgeschäft nicht mehr im früheren Umfange betreiben dürften. Nun hatte zwar der Kaiser die Berücksichtigung aller Beschwerden und Wünsche den Ständen versprochen, auch eine neue Einrichtung der Verwaltung der Erblande in Aussicht gestellt, hiebei war es aber bis zur Stunde seines Ablebens verblieben; nur der Stadt Wien war ein allerhöchster Entscheid erflossen, der einen kräftigeren Schutz ihres Handels gegen den Druck des Großkapitals der deutschen Handelsgesellschaften als unthunlich, ihrem eigensten Interesse verderbenbringend erklärte. Hierüber anderer Ansicht, grollte die Stadt dem Kaiser, seinen „Regenten" maß sie aber die Hauptschuld an selbigem Entscheide bei, maßen diese seit Jahren die gröbsten Eingriffe in ihre Rechte und Freiheiten gethan, ihre gemeindliche Autonomie in richterlichen Entscheidungen verletzt hatten. Vierundzwanzig solcher Fälle finden sich in einer städtischen Beschwerde-

*) Derselbe hatte Streitigkeiten, die aus dem Verkehre zwischen einheimischen und fremden Kaufleuten hervorgingen, zu entscheiden.

schrift angeführt, wovon die wesentlichsten, daß die Regenten den Bürgermeister und Rath, anstatt beide alljährlich am St. Thomasabende durch 200 aus allen Vierteln berufene Wahlmänner wählen und solche Wahlen vom Landesfürsten bestätigen zu lassen, mehrere Jahre hindurch nach ihrem Willen und Gefallen eingesetzt, wobei Bestechungen und Angebereien häufig den Ausschlag gegeben, und daß sie, wiewohl Niemand gesetzlich seines Amtes ohne richterliches Erkenntniß entsetzt werden durfte, anno 1523 vier Stadträthe, weil sie sich geweigert, den neuen Bischof Georg in Klosterneuburg einzuholen, ihrer Stellen verlustig erklärt, dagegen den Bürgermeister Hans Sueß und den Stadtrichter Niklas Pöltinger, die wegen Mißbrauches der Amtsgewalt abgesetzt worden, wieder in den Stadtrath hineinbugsirt hatten. Sonach begreift es sich leichtlich, weßhalb die weit überwiegende Mehrzahl der Wiener Bürgerschaft mit der ausdrücklichen Bestimmung des kaiserlichen Testamentes, daß die alten Regenten und Räthe bis zum Eintreffen der beiden Erbfürsten die Landesregierung fortführen sollten, keineswegs einverstanden war; sie säumte auch nicht, diese ihre Gesinnung an den Tag zu legen, indem sie gegen Bürgermeister und Stadtrath, die so willig zur Leistung des Treueeides gewesen, sich auflehnte, wofür diese selbst ihr einen Berechtigungsgrund geliefert, weil sie nicht, wie es in ernsten Augenblicken gebräuchlich, sich durch sämmtliche Genannte oder äußere Räthe verstärkt, sondern nur deren 20 nach eigenem Gutdünken zur Mitberathung einberufen hatten. Schon am 15. Januar fand eine große Bürgerversammlung im Hofe des Rathhauses statt, welche den Beschluß faßte, den Stadtrath durch 53 Genannte zu verstärken und allsogleich zu deren Wahl zu schreiten. Der geistige Leiter dieser Bewegung war Dr. Copinitz; er war auch einer der ersten Gewählten und versetzte dem Bürgermeister, der die Ungesetzlichkeit des ganzen Vorgehens betonte, die Erklärung, daß er und seine Genossen, falls sie nicht in den Stadtrath zugelassen würden, entschlossen seien, ihre Berathungen unter sich allein abzuhalten. Nichts kennzeichnet deutlicher, wie gewichtig an Zahl und Ansehen die Bewegungspartei in Wien gewesen sein muß, als der Umstand, daß die 53 Genannten zwei Tage abgesondert im Rathhause tagen konnten und sodann Bürgermeister und Stadtrath sich bereit erwiesen, mit ihnen, als dem verstärkten Bürgerausschusse, fernerhin die Berathungen zu pflegen.

Während auf dem Rathhause die städtische Bewegungspartei, als deren Häupter außer dem „Doktor Siebenbürger," der Gärber Hans Riener, gewesener Stadtrichter und Bürgermeister, Niklas Zimmerer, der Sohn eines Fleischers, Hans Herkules, ehemaliger Pedell der Hochschule und Benedikt Judinger, der in Diensten der Regenten gestanden, genannt werden, mit ihrer Absicht, das alte Regiment zu stürzen, eine neue Landesordnung einzuführen und auf deren Grundlage eine provisorische Regierung bis zur Ankunft der beiden Erbfürsten einzusetzen, immer unverhohlener hervortrat, hiefür den Stadtrath immer ungestümer bearbeitete, erwuchs ihr auf dem Landhause eine neue mächtige Bundesgenossenschaft. Daselbst ward am 28. Januar der von den Regenten einberufene niederösterreichische Landtag eröffnet und gleich in der ersten Sitzung für und gegen den Fortbestand des Regimentes heftiglich geredneret. Seine Gegner, an deren Spitze der Landmarschall Hans von Puchheim, der Burggraf Michael von Eytzing, ein Enkel jenes Ulrich, der unter Kaiser Friedrich III. eine hervorragende Rolle gespielt, der Abt von Mauerbach und Dr. Copinitz standen, forderten vor Allem einen Einblick in das Testament des verstorbenen Kaisers, sintemalen doch Jeder, der gehorchen solle, zuvor mit Bestimmtheit wissen müsse, wem er zu gehorchen habe, und fochten es, da derselbe ihnen verweigert ward, als ein unterschobenes an, vertraten die Anschauung, daß mit dem Tode des Kaisers auch die Gewalt des Regimentes aufgehört habe. Dieses hoffte seine Anerkennung zu finden, indem es erklärte, sich einen Beirath aus dem ständischen Körper zuzugesellen, und gewann auch damit die Mehrheit des Prälatenstandes auf seine Seite; dagegen verwarf der Herren- und Ritterstand mit geringer Ausnahme sothanen Vorschlag, und hiebei fielen Aeußerungen, die, wenngleich sie das Erbfolgerecht der Enkel des weiland Kaisers Max nicht unmittelbar in Frage stellten, eine denselben sehr mißgünstige Stimmung verriethen. Die Einen besorgten, daß die jungen spanischen Fürsten Karl und Ferdinand die Erblande unter sich theilen könnten, und verwahrten sich gegen solche Theilung, aus der nur großes Unheil erwachsen könne, wie der Bruderzwist zwischen Friedrich III. und Albrecht VI., der noch in Aller Gedächtniß, dargethan habe; Andere hoben hervor, daß die Erben immer Fremdlinge sein würden, eine Fremdlingsherrschaft aber nimmermehr gedeihe, und salbten zudem diesen Ausspruch mit den

Worten der Schrift: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist!“; die Meisten trösteten sich jedoch mit dem Gedanken, daß man die „armen, jungen Herren wohl nie in Deutschland zu sehen bekommen, auch der deutsche Kaiserthron kein Erbstück in ihrem Hause bleiben würde.“ Je zwangloser sich die Herren und Ritter verlautbarten, um so zugeknöpfter benahm sich der vierte Stand, der nun an die Reihe kam und den Ausschlag in der brennenden Frage zu geben vermochte; er erklärte, der Mehrheit sich anschließen zu wollen, und war trotz alles Drängens beider Parteien zu einer bestimmteren Erklärung nicht zu bewegen. Sonach beschloß die Mehrzahl der Stände, ein Gutachten des Wiener Stadtrathes, als Führers des vierten Standes, einzuholen, worüber dieser, nicht wenig verblüfft und geängstigt, endlich dahin schlüssig wurde, sieben Rechtsgelehrte zu dessen Erstattung zu berufen. Die Beibehaltung des alten Regimentes und die Einsetzung des von diesem zugestandenen Beirathes war die Meinung der „sieben Weisen“ der Stadt, womit sie dem innigsten Wunsche des Bürgermeisters und Stadtrathes vollkommen entsprachen, und nicht fraglich war es, daß diese ihre Stimmen dafür abgeben würden; dawider legte aber der verstärkte Bürgerausschuß eine so nachdrückliche Verwahrung ein, daß der Bürgermeister noch im letzten Augenblicke sich eines Anderen besann und im Namen der Stadt für die Absetzung des alten Regimentes stimmte. Nun gaben dafür auch die Vertreter der übrigen Städte und Märkte, sowie die Mehrzahl der Prälaten ihre Stimmen ab: der Sieg der Bewegungspartei war entschieden. Unmittelbar darauf setzte sie auch die Errichtung einer neuen Landesordnung durch, nach welcher 64 Mitglieder, je 16 aus den vier Ständen als Regimentsverweser, und aus diesen wieder 16, je 4 aus den vier Ständen, gewählt wurden, welche das eigentliche Regiment bildeten und die Vollmacht erhielten, bis zum Eintreffen der beiden Erbfürsten in allen Landesangelegenheiten zu entscheiden, die Ausfertigungen mit dem Siegel der Stadt Wien und ihren eigenen Siegeln vorzunehmen und den Beamten und Dienern den Eid des Gehorsams abzunehmen. Mit Freudengeschrei zollte die Volksmenge, die dichtgedrängt um das Landhaus stand, den gefaßten Beschlüssen ihren Beifall; sodann stürmte sie vor das Haus*),

*) Nach Einigen soll es das „Hasenhaus“ gewesen sein, wogegen Andere behaupten, daß dasselbe damals bereits niedergerissen gewesen sei.

wohin sich die alten Regenten begeben hatten, und drang auf die Söldnerhaufen, deren Schutzmannschaft, ein. Unnachweisbar ist es, wie lange der Kampf zwischen den beiden Parteien währte: nur so viel wird berichtet, daß die alten Regenten, nachdem das Bemühen des Landeshauptmanns, die Häupter der Gegenpartei zu verhaften, erfolglos geblieben, bis auf den Wiener Bischof Georg, der wie es heißt: „Unbill und Schmach willig duldend" unerschütterlich seinen Platz behauptete, nach der festen Neustadt flohen, deren Mauern und Partisanen ihnen hinreichenden Schutz gewährten, und von dort aus gegen die selbstgeschaffene Regierung, unter deren Mitgliedern sich auch Dr. Copinitz, Eytzing und Puchheim befanden, Verwahrung einlegten. Gleichwohl ist es mehr als wahrscheinlich, daß sie erst nach vielem Blutvergießen das Feld räumten, denn in einem Antwortschreiben*) der Erzherzogin Margaretha, der Tante der beiden Erbfürsten und Regentin in den Niederlanden, an welche sie einen Bericht über die Ereignisse zu Wien eingesandt, kommt folgende Stelle vor: „Es hat von den getreuesten Unterthanen nicht stattlicher und fester gehandelt werden können, als in dem Aufruhre etlicher des Fürstenthums, von denen ihr Viele erlegt, von Euch geschehen!"

Die neuen Regierungsmänner — von der Gegenpartei wurden sie die „Afterregenten" geheißen — ließen sofort zu Wien, wo sie ihren Sitz nahmen, eine Neuwahl der Genannten vornehmen und setzten aus diesen einen Bürgerausschuß zusammen, der den Stadtrath zu überwachen, unter den Willen der städtischen Einwohnerschaft zu beugen hatte; wenige Tage darauf entsandten sie eine Deputation nach Bruck an der Mur, wohin ein Ausschußtag der sämmtlichen Erblande ausgeschrieben war zur Erzielung gegenseitiger Hilfebereitschaft, „damit die rechten natürlichen Erbherren und Landesfürsten, König Karl von Spanien und Erzherzog Ferdinand, bei diesen Landen und hinwiederum die Lande bei ihnen bis auf ihre Ankunft und weitere Vorsehung ungetrennt und unbeläſtigt bleiben." Auf diesem Ausschußtage waltete auch insoferne die Eintracht ob, als beschlossen ward, daß „im Falle eines Angriffs oder Ueberzugs die Lande sich vereintlich, freundlich und

*) Dieses im Mai 1519 erflossene Schreiben befindet sich im städtischen Archive zu Neustadt.

brüderlich zusammensetzen und einander mit getreuer Hilfe und Beistand nicht verlassen wollten," sowie daß von allen Landen eine Botschaft an ihre Erbherren und Landesfürsten gesendet werden solle. Den ersten Beschluß legten die Wiener dahin aus, daß die zugesagte Hilfe der Erbländer auch auf jeden Angriff, den sie etwa wegen der alten Regenten zu gewärtigen hätten, sich erstrecke, und sie ließen demnach von ihrer Widersetzlichkeit auch dann nicht ab, als diese von den jungen Erbfürsten in ihrer Würde bestätiget worden, verwehrten es auch Niemandem, die Bestätigungsurkunde, die den „Afterregenten" zugeschickt und von diesen unbedenklich durch öffentlichen Anschlag bekanntgegeben ward, herabzureissen und mit Füßen zu treten; von dem anderen Beschlusse erhofften sie mindestens keine ihnen noch abträglichere Wirkung, da Dr. Copinitz und Eytzing auch an der Spitze der nach Spanien abgegangenen Botschaft standen.

Am 3. November 1519 langten die Gesandten sämmtlicher Erblande, denen zu Venedig die Kunde, daß der spanische König Karl am 28. Juni von den Kurfürsten zum römisch-deutschen Kaiser erwählet worden sei, eine keineswegs angenehme Ueberraschung bereitet hatte, in Barcelona an und erlangten ohne Schwierigkeit ihren Zulaß vor den Thron; nur wurde ihnen bedeutet, daß sie sich, maßen Allerhöchstjener das Deutsche sehr schlecht sprach und verstand, der lateinischen Sprache zu bedienen hätten. Diesem Umstande verdankte Dr. Copinitz die Ehre, zum Sprecher der Gesandtschaft erkoren zu werden, denn die adeligen Herren standen mit dem Latein auf demselben Kriegsfuße, wie der spanische Monarch mit ihrer Muttersprache: er nützte sie für das Begehr der niederösterreichischen Stände nach einer neuen selbstständigen Provinzialregierung, während die ständischen Vertreter der übrigen Erblande gegen die Errichtung einer gemeinsamen obersten Regierung nichts einzuwenden hatten, nicht nur weidlich aus, sondern nahm sich überhaupt kein Blatt vor das Maul, was genügsam daraus erhellt, daß er seinen Vortrag mit dem Rathe schloß: „König Karl möge Spanien seinem Bruder lassen und die deutschen Lande für sich behalten, oder sie dem Letzteren übergeben und selber in Spanien verbleiben!" Daraufhin ertheilte ihm allerdings der Kanzler Gattinara eine Zurechtweisung des Inhalts, daß „die beiden fürstlichen Brüder nach der Eintracht, die sie beseele, in Betreff der Regierung ihrer Länder das, was heilsam

sei, selbst zu beschließen wissen würden;" doch hatte sich die Partei, die er vorwiegend vertrat, im Ganzen einer nicht ungnädigen Aufnahme zu erfreuen, und in den weiteren Verhandlungen sparte man weder an Höflichkeiten, um sie zu beschwichtigen, noch an Versicherungen, die, wenn auch kurz und unbestimmt, doch nicht zu ihren Ungunsten lauteten. Dies geht selbst aus dem Bescheide hervor, welcher der Gesandtschaft Namens der beiden Erbfürsten ertheilt wurde. Darin hieß es: „daß die Landschaften eine Einrichtung getroffen, damit bis zur Ankunft eines der Fürsten die Lande in gutem Frieden und Ordnung erhalten würden, wolle der König und sein Bruder in bester Weise auslegen und so verstehen, daß es aus der von Alters her bewiesenen Gesinnung der Treue gegen ihren Fürsten und Liebe zum Wohl des Vaterlandes geschehen sei; — richtiger aber würden sie gehandelt haben, wenn sie an die Einkünfte, Regalien und Hoheitsrechte ihrer Fürsten und Herren ohne deren Vorwissen nicht gerührt, und wenn sie an der vom verstorbenen Kaiser eingesetzten und in seinem Testamente bestätigten Regentschaft nichts mit Eigenmacht geändert hätten. Hätten sie gegen die Person einiger der Regenten Beschwerde gehabt, so hätten sie diese an den König und seinen Bruder bringen sollen, da sie in keinem Fall befugt gewesen, sich selbst Recht zu verschaffen. Im Zutrauen auf die treue Gesinnung der Unterthanen wolle der König jedoch gegenwärtig nichts von dem, was sie bisher gethan, entkräften oder sie zur Rechenschaft ziehen, sondern behalte sich die Untersuchung und fernere Bestimmung bis zu seiner Ankunft vor. — Da ferner sowohl der König als sein Bruder noch durch wichtige Angelegenheiten gehindert wären, die Erblande in Person zu besuchen, so seien mehrere fürstliche und sonst ansehnliche Männer mit der Gewalt bekleidet worden, die Huldigung Namens der Fürsten einzunehmen, und die oberste Verwaltung der Erblande bis zur Ankunft des Königs oder seines Bruders zu führen, welche angewiesen sein sollten, die Freiheiten und Rechte der Landschaften selbst zu beobachten und ihre Beobachtung Namens der Fürsten zu beschwören. — Und weil die ernannten Commissarien schon im Begriffe stäuden, in die Erblande zu kommen, die Rückreise der Deputation aber länger dauern möchte, so sollen sie diese Antwort mit der Post schriftlich vorausſenden und die Ihrigen zugleich ermahnen, den neuernannten Commissarien zu gehorchen und den

Eid der Treue in die Hände derselben abzulegen". — Mit diesem Bescheide erfolgte die Ausschreibung der Landtage sämmtlicher habsburgischer Erblande auf den Januar 1520 behufs Entgegennahme ihrer Huldigung.

Ebensowenig, wie auf den Sprecher der erbländischen Gesandtschaft, hatte auch auf die niederösterreichischen Regierungsmänner und die Bevölkerung zu Wien Karl's Erwählung zum Kaiser einen herabstimmenden Eindruck gemacht. Daselbst herrschte die Ansicht vor, daß Allerhöchstselber gar nicht auf den Kaiserthron gelangen oder mindestens darauf sich nicht behaupten können würde, und demgemäß hielt man auf der beschrittenen Bahn nicht inne, fuhr man in eigenmächtigem Verfahren fort. Die Regenten im völligen Einklange mit dem Bürgerausschusse, der dem Bürgermeister und Stadtrathe alle Zügel der Gewalt entwand, übten Rechte des Landesfürsten aus, ließen durch die Hausgenossen neue Münzen prägen, bemächtigten sich der fürstlichen Kriegsvorräthe, setzten den obersten Zeugmeister ab und aus der Bürgerschaft einen neuen Hansgrafen ein, und unterließen sogar, den ihnen zugesandten Befehl zur Ausschreibung des niederösterreichischen Landtages auf den 20. Januar nach Krems zu veröffentlichen. Dr. Copinitz, der Anfangs Februar zurückgekehrt, war mit allen seit seiner Abreise getroffenen Maßnahmen keineswegs einverstanden: gab er auch einen Bericht über seine vollbrachte Sendung dahin ab, als ob König Karl dem, was zu Wien geschehen, seine Billigung nicht versagt habe, und beschwichtigte er hie und da auftauchende Bedenken betreffs Nichtachtung des Befehles, daß den ernannten Commissarien gehorcht werden solle, mit dem Hinweise, daß ihm der Kanzler Gattinara selbst versichert: „deren Instruktionen bedürften einer Beschränkung, die er sich vorbehalte," so beantragte und setzte er aber auch durch, daß eine neue Gesandtschaft an König Karl mit einem das bisherige Verfahren entschuldigenden Schreiben abgeordnet werde. Sie ging am 19. März ab und empfing am 5. Mai zu Corunna von Karl, kurz bevor er seine Reise nach dem deutschen Reiche antrat, die Antwort, daß „er sich nicht genug verwundern könne, warum, da die übrigen Provinzen seinen Befehlen getreulich Folge geleistet hätten, nur Niederösterreich sich härter und unbeugsamer zeige; er werde nach seiner Ankunft in Deutschland, wo er den Erblanden näher sei, sich von dem Wohl- und

Uebel-Verhalten eines Jeden in genaue Kenntniß setzen und verfügen, was seiner Ehre und dem Wohle des Landes gemäß wäre."

Mittlerweile waren auch die Regenten zu Wien, auf die es wohl nicht ohne Einfluß geblieben, daß die Stände der übrigen Erblande im Januar den Huldigungseid in die Hände der Commissarien, nachdem diese Namens der beiden Erbfürsten die Aufrechthaltung aller Freiheiten und alten Herkommens zugeschworen, abgelegt hatten, der anbefohlenen Ausschreibung eines niederösterreichischen Landtages nachgekommen. Er trat zu Klosterneuburg am 9. Juli zusammen, und alle Stände leisteten gegen die Versicherung der Commissäre, daß eine Bestätigung der Landesfreiheiten von dem neuen Landesherrn binnen Kurzem erfolgen würde, den Huldigungseid; nur die Abgeordneten der Stadt Wien*) lehnten ihn ab mit dem Bemerken, daß sothane Zusage allzuwenig bindend wäre. Daraufhin begab sich einer der Commissäre: der Markgraf Kasimir von Brandenburg selbst nach der Hauptstadt und berief am 11. Juli den Stadtrath und Bürgerausschuß zur Ablegung des Huldigungseides in die Burg; sie verweigerten ihn nicht, aber sie fügten ihm die Erklärung bei, daß sie an dem, was bisher geschehen, unerschütterlich festzuhalten entschlossen seien. Solcher Haltung gegenüber geruhte der erwählte, jedoch noch nicht gekrönte Kaiser Karl V. am 10. September ein Schreiben an den Stadtrath zu richten, worin er seine Geneigtheit kundgab, ihm das entzogene Recht des Blutbannes wiederzuverleihen, sobald die Wahl eines neuen Bürgermeisters und Rathes, deren Vornahme unter Ueberwachung dreier von ihm bestellter Commissäre am 21. September zu geschehen habe, erfolget und vermeldet sei, aber auch ausdrücklich erklärte, fernerhin keinen Bürgerausschuß neben dem Stadtrathe anzuerkennen, die Genannten somit in die früher von ihnen eingenommene Stellung zurückwies. Gleichzeitig erging an die alten und neuen Regenten Niederösterreichs der Befehl, Abgeordnete an sein Hoflager zu senden, da er gewillt sei, den Streit zwischen ihnen mittelst einer gemeinschaftlichen Berathung zur endgiltigen Entscheidung zu bringen. Die Stimmung zu Wien ließ die für den Matthäustag anbefohlene Wahlvornahme nicht zu,

*) Die Hochschule hatte den Rektor dahin abgesandt, und dieser leistete in ihrem Namen den Eid.

hingegen beeilten sich die neuen wie die alten Regenten Niederösterreichs, Abgeordnete nach dem kaiserlichen Hoflager zu entsenden, jene abermals Dr. Copinitz und Eyzing, dann den gewesenen Rektor und nunmehrigen Stadtschreiber Dr. Victor Gampp, diese den Grafen Hans Hardeck, Hans von Lamberg und Dr. Schneidböck. Also zogen Führer beider Parteien Karl V. bei seiner Ankunft auf deutschem Boden entgegen und wohnten am 23. Oktober seiner Kaiserkrönung zu Aachen bei. Unmittelbar darauf ließ der Kaiser die Verhandlungen zwischen ihnen aufnehmen, behielt sich jedoch, da kein Ausgleich zu bewerkstelligen war, die Entscheidung vor und entließ von Mainz aus am 25. November die ständischen Abgeordneten mit dem Bescheide: „Er wolle eine wahre und ansehnliche Regierung unter dem Namen: „„Hofrath"" ordnen und einsetzen, von den fünf Ländern Personen dazu erwählen, und Sich die Obrigkeit vorbehalten. Die vorgebrachten Mängel und Gebrechen habe er zum Theil eingesehen und berathschlagen lassen, wolle auch weiter darin handeln und Wendung thun; auf den zu berufenden Landtagen möge deßhalb das Weitere angebracht werden." Dieser Abschied wurde den fünf Ländern gemeinschaftlich gegeben und hiebei von deren Abgeordneten die Hoffnung ausgedrückt: „Sr. Majestät*) werde eine Regierung setzen, welche den Landen nicht gehässig, nicht wider ihre Freiheiten, Gebräuche und altes Herkommen sei, und wo die Lande in etwa versagt oder verklagt wären, wolle Sr. Majestät dies nicht glauben, es den Landen entdecken, die ihre Entschuldigung so thun würden, daß Allerhöchstselber Gefallen daran fänden." Der Kaiser begab sich nach Worms, wohin er für den 6. Januar 1521 einen Reichstag ausgeschrieben, dem die deutsche Nation mit höchster Spannung entgegensah, da die Sache Luther's, der am 10. Dezember durch Verbrennung der wider ihn geschleuderten päpstlichen Bulle seine Lossagung von Rom besiegelte und nun durch eine zweite sammt allen seinen Anhängern mit dem Banne belegt wurde, zur Verhandlung kommen mußte; die an das Hoflager Abgeordneten kehrten in ihre Heimath zurück, wohin ihnen bald die überraschende Kunde nachfolgte, daß Allerhöchstjener die Regierung der habsburgischen Erblande nicht selbst antreten, sondern sie seinem Bruder, dem Erzherzoge Ferdinand

*) Dieser Titel war mit Kaiser Karl V. aufgekommen.

übergeben und dieser das ganze Ländergebiet zu einem Königreiche vereinigen werde.

Wahrhaft unbegreiflich, dennoch die Wahrheit ist es, daß von Karl, für dessen Erhebung auf den Kaiserthron der Kurfürst Friedrich von Sachsen, unter zwei Uebeln: Habsburg oder Valois das kleinere wählend, den Ausschlag gegeben, ein großer Theil des deutschen Volkes erhoffte, daß er an die Spitze der widerrömischen Bewegung treten, die Freiheit der Gewissen verkünden werde, ungeachtet dessen, daß er in Spanien und den Niederlanden die Inquisition hergestellt hatte. Selbst Männer, wie ein Hutten, gaben sich solcher Hoffnung hin, vermeinten, daß sie in dem Herzen des erst zwanzig Lebenslenze zählenden Kaisers gleichgestimmte Saiten treffen müßten, und stellten ihm für diesen Fall eine großartige Erweiterung der kaiserlichen Macht in Aussicht. Auch in den habsburgischen Erblanden grassirte dieser schöne Wahn, ja er steckte sogar die Wiener an, unter denen die vom römischen Stuhle verdammten Lehrsätze Luthers eine durch die neuen Regenten und die Universität, sowie durch die Lauheit des Bischofs Georg erheblich geförderte Verbreitung gefunden, und machte sie zu Ende des Jahres 1520 dem kaiserlichen Willen betreffs der Neuwahl eines Bürgermeisters und Stadtrathes gefügsam. Allerdings lieferten sie hiebei keinen Beweis von unmakelhafter Loyalität, indem sie den Dr. Martin Copinitz zum Bürgermeister erwählten, worüber dieser selbst so erschrack, daß er zu den kaiserlichen Commissären eilte und sie bat, ihn des Amtes zu entheben, gleichwohl zeigte der Kaiser kein Bedenken über die Wahl und ertheilte ihr von Worms aus am 27. Januar 1521 die Bestätigung. Dies nicht verkannte Anzeichen allerhöchster Versöhnlichkeit blieb ebenfalls nicht ohne zähmende Wirkung auf die Bewegungspartei; noch mehr gelang dies aber einer pestartigen Seuche, welche der Stadt arg zusetzte und manche Ortschaften Niederösterreichs so entvölkerte, daß die Felder nicht bebaut werden konnten. Sie trug auch die Hauptschuld, daß der nach Krems ausgeschriebene niederösterreichische Landtag, der Mitte März zusammentrat und auf dem vornehmlich über den laut kaiserlichen Mandates vom 24. Februar eingesetzten „Hofrath" verhandelt wurde, ohne Zustandekommen einer Vereinbarung auseinanderging.

Am 28. April ernannte der Kaiser auf dem Reichstage zu Worms, der Luther vor seine Schranken geladen und dessen Verhör bereits vor-

genommen, seinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand, zum Reichsstatthalter während seiner Abwesenheit und trat ihm Oesterreich ob und unter der Enns, Steiermark, Kärnten, Krain und Tirol mit Erbrecht ab, wodurch die Spaltung des Hauses Habsburg in zwei Hauptlinien: die spanisch-burgundische und die deutsche vorläufig entschieden war*). Am 26. Mai erfolgte als Schlußakt des Reichstages die Achterklärung Luthers, das sogenannte „Wormser Edikt", von dem päpstlichen Legaten Aleander verfaßt und auf den 8. Mai, den Tag, an welchem der Kaiser mit Leo X. einen neuen Bund geschlossen, wornach sie gelobt, „dieselben Freunde und ohne Ausnahme dieselben Feinde zu haben", zurückdatirt, um den Schein zu retten, als ob die Acht noch während des vollständig besetzten Reichstages erlassen worden sei. Luther wurde darin als ein von der Kirche Gottes abgehauenes Glied mit allen seinen Anhängern, Gönnern und Freunden in die Acht und Aberacht erklärt, jede seiner und seiner Anhänger Schriften verboten und zum Feuer verurtheilt, endlich eine Censur für alle neuen Drucke angeordnet, um künftighin das Erscheinen jeglicher kirchenfeindlichen Schrift zu verhindern. Zerstoben war hiermit der so vielfach gehegte Wahn, daß der jugendliche Kaiser nicht „altgläubig" verknöchert sein könne, daß trotz spanischer und römischer Dressur deutsches Denken und Fühlen sieghaft in ihm durchbrechen müßten, aber das Edikt selbst zeigte sich kraftlos, da Luther durch die von seinem Landesherrn: dem sächsischen Kurfürsten anbefohlene Scheinhaft auf der Wartburg der Verfolgung entronnen und, als er nach zehnmonatlicher Abgeschiedenheit wieder zum Vorscheine kam, Niemand daran dachte, sein Haupt anzutasten. Auch blieben seine Schriften nach wie vor in den Händen der Nation, ja sie wurden sogar in Worms, solange noch der Kaiser daselbst verweilte, überall zum Verkaufe herumgetragen. Wohl triumphirten die Römlinge und sagten: „Kaiser und Reich haben sich in dem Wormser

*) Zu Brüssel kam am 7. Februar 1522 die eigentliche unwiderrufliche Erbtheilung zu Stande und ward zugleich bestimmt, daß der diesbezügliche Vertrag noch 6 Jahre geheim gehalten werden solle, doch willigte in dessen Veröffentlichung der Kaiser schon am 15. Februar 1525 ein, da die Ursachen seiner Geheimhaltung weggefallen wären, und weil es wünschenswerth sei, daß Diejenigen, welche Ferdinand regiere, auch wüßten, daß er ihr wirklicher Herr sei.

Edikte dem Papste in der Unterdrückung des Ketzerthums angeschlossen; Luther und seine Anhänger werden nun erliegen!" Thatsächlich hatte die Reformation durch Luthers muthvolles Auftreten am Reichstage — allgemein erschien als klarster Beweis für die Wahrheit seiner Lehre, daß er sich zu seinen Büchern bekannt, sich erboten, sie zu widerrufen, wenn man ihn widerlege, und sich doch Niemand an ihn gewagt habe — ihre Stählung erhalten!

Am selben Tage, der die Bescheerung des „Wormser Ediktes" dem deutschen Volke brachte, traf Erzherzog Ferdinand zu Linz ein, um daselbst sein Beilager mit der Prinzessin Anna von Ungarn zu vollziehen; seiner harrten schon Abgeordnete der neuen Regenten, um gegen die verleumderische Anklage, daß sie das Land fremder Herrschaft zu übergeben beabsichtiget, sich zu vertheidigen und Genugthuung wegen der Unbilden, die sie von den alten Regenten erlitten zu haben behaupteten, zu erlangen; weiters erklärten sie den vom Kaiser eingesetzten Hofrath anzuerkennen, baten aber, daß derselbe nicht — wie der Vorschlag laute — nach Linz und also außerhalb des Landes unter der Enns, welches „das Haupt der Erblande" sei, gesetzt und neben dessen aus diesen genommenen Mitgliedern nicht etwa eine größere Anzahl Ausländer dazu beordert werden möge. Ferdinand entgegnete ihnen, daß er zur Untersuchung ihrer Beschwerden augenblicklich keine Zeit habe, da er zu dem Kaiser behufs Verabredung von Vertheidigungsmaßregeln gegen die Türken nach Brüssel reisen müsse, aber nach seiner Rückkunft einem Jeden sein Recht angedeihen lassen werde. Er setzte für die Zeit seiner Abwesenheit seine Gemalin Anna zur Regentin der Erblande und den Bischof von Triest: Pietro Bonomo als Vorsitzenden im „Hofrathe" ein, dem er anbefahl, mit den Ständen betreffs der neuen Regierung Berathungen zu pflegen. Diese führten auch zu dem Ergebnisse, daß die sogenannten „Afterregenten" zu Wien die niederösterreichische Landesverwaltung niederlegten, nachdem das alte Regiment zu Neustadt in den gnädigsten Ausdrücken — Lamberg und Schneidböck wurden von dem Kaiser in den Freiherrnstand erhoben! — den Abschied erhalten hatte.

Hiermit schien die Bewegung, die von Wien ausgegangen war, zum Abschlusse gekommen zu sein; thatsächlich warf sie sich aber vom politischen auf das religiöse Gebiet, wodurch sie an Gegensätzlichkeit

bezüglich des Landesfürsten und der von ihm eingesetzten Regierung eher zunahm als verlor. Sowohl die „Afterregenten", als die Hochschule mit Ausnahme der theologischen Fakultät hatten sich offen als Anhänger Luthers und Widersacher des Papstes bekannt und den neuen Lehren, die durch Flugblätter und Streitschriften in alle Kreise des Volkes drangen, jeglichen Vorschub geleistet. Als im November 1520 der päpstliche Commissär und Protonotar Dr. Johann Eck aus Ingolstadt der Hochschule die erste vom römischen Stuhle gegen Luther geschleuderte Verdammungsbulle in Abschrift übersandt und sie aufgefordert hatte, alle lutherischen Bücher und Schriften einzufordern und zu vernichten, war sie ganz unthätig verblieben — der theologischen Fakultät aber, welche beschlossen, der päpstlichen Bulle zu gehorchen, auf deren Anerkennung und Verbreitung durch den Druck beim Bischofe Georg und beim Rektor hinzuwirken, die geheischte Unterstützung versagt worden und dieser zuletzt, nachdem die Regenten sie ihres entschiedensten Mißfallens versichert und allen Buchdruckern bei Verlust ihres Vermögens verboten, von ihr etwas in Druck zu nehmen, nachdem die Hochschule gegen ihr Verlangen, die päpstliche Bulle kundzumachen, feierliche Verwahrung eingelegt und der Rektor sie sogar mit dem Kirchenbanne bedroht, wofern sie eine beabsichtigte Instruktion an die Prediger veröffentlichen wollte, nichts übrig geblieben, als sich zu fügen, von allem Einschreiten abzulassen. Nicht besser war es einem Schreiben des Kaisers aus Worms vom 30. Dezember 1520 an die Hochschule ergangen, worin er in strengen Ausdrücken ihr bisheriges Benehmen tadelte und ihre ihm geschriebenen Bedenken in Betreff der Anerkennung der päpstlichen Bulle als leere Ausflüchte erklärte. „Denn, auch abgesehen davon, — hieß es darin — daß man in Sachen der Religion und des Glaubens sich den Aussprüchen des Papstes zu unterwerfen habe, habe ihr doch nicht unbekannt bleiben können, daß sowohl in den burgundischen Provinzen, als zu Mainz, Trier und Cöln die Publikation bereits vorgenommen worden sei. Auch scheine ihm sonderbar, daß so unterrichtete Männer, wie doch die Lehrer einer Universität seien, nicht schon aus eigener Erkenntniß in Luther's Lehrsätzen und Schriften die verderbliche Tendenz hätten herausfinden können, um so mehr, da sie sich nur der richtigen Verhaltungsweise der theologischen Fakultät hätten anschließen dürfen, der in solchen Dingen

ohnedies die erste Stimme gebühre. Sie sollen daher ohne weitere Zögerung dem Wortlaute der Bulle gemäß vorgehen." Allerhöchstdieser in so bestimmter Form abgefaßter Befehl brachte keine andere Wirkung hervor, als daß nach längeren Berathungen und mehrfachem Widerstreben die Mehrheit des Rathes der Hochschule beschloß, ihn den versammelten Mitgliedern aller Fakultäten vorlesen zu lassen. Auch Bischof Georg war nicht zu bewegen gewesen, irgendetwas zu veranlassen, um dem Einreißen der neuen Lehrsätze zu steuern, weshalb schon am 2. Februar 1521 die theologische Fakultät den Beschluß gefaßt, allen Verkehr mit ihm abzubrechen. Unter den Theologen selbst griff die Furcht vor der in der Stadt herrschenden widerpäpstlichen Stimmung der Art um sich, daß, als am 10. Juni an die Stelle des abtretenden Dr. Augustin Mayr ein neuer Dekan zu wählen war, Niemand zur Annahme dieser Würde sich herbeiließ, um nicht öffentlichen Beschimpfungen ausgesetzt zu sein. Bei sothanen Umständen kann es nicht überraschen, daß das Lutherthum dem die ständische Opposition gar hold, weil sein Sieg ihr die Einziehung der an die Kirche ertheilten Lehen ermöglichte, eine tiefgreifende Aenderung der Grund- und Bodenverhältnisse zu ihrem Vortheile herbeiführen mußte, und in dem der größte Theil der Bürgerschaft, über die schreienden kirchlichen Mißbräuche und den unsittlichen Lebenswandel des Klerus empört, die Rückkehr zur reinen Lehre des Evangeliums erblickte, zu Wien und in Oesterreich mit Schnelligkeit sich ausbreitete. Dawider brachte auch das Wormser Edikt keine Abhilfe: es war ein Damm, über den man ungescheut setzte und fast immer auch ungestraft setzen konnte, denn die „Hofräthliche" Regierung war selbst von ketzerischen Anwandlungen nicht frei und der Landesherr war fern. So konnte ein Priester, Paul Speratus (Spretter), der von seinem Oberhirten zu Salzburg wegen ketzerischer Predigten ausgestoßen worden und sodann in den Ehestand getreten war, zu Wien, wo er 1521 eintraf, anstandslos mit seinem Weibchen am Arme umherwandeln und erlangte, als eines Tages bei St. Peter ein Mönch eine von heftigen Ausfällen wider ihn durchspickte und den ehelichen Stand schmählich verlästernde Predigt hielt, vom Bischofe Georg die Erlaubniß, auf der Kanzel im St. Stefansdome seinem Angreifer zu entgegnen. Am 12. Januar 1522, an einem Sonntage, machte er davon Gebrauch, hielt unter außer-

ordentlichem Zulaufe des Volkes eine Predigt, worin er den Eheſtand verherrlichte, in Anbetracht deſſen, daß die Keuſchheit eine ſo ſeltſame Gabe ſei, als das Sicherſte rieth, „aus der Gemeine untadelige und verheiratete Männer, wie auch der Apoſtel geboten, indem die Hurerei der Mönche und Pfaffen weltkundig ſei, zu Biſchöfen und Predigern zu erwählen", und behauptete, „es ſei tauſend Mal beſſer, friſch und unverzagt aus dem Kloſter zu ſpringen und göttlich zur Ehe zu greifen, denn teufliſch zu ſündigen im Kloſter!" Ein ſolcher Vortrag war bisher noch nicht im Stefansdome gehört worden und die theologiſche Fakultät lud Speratus hierüber zur Verantwortung vor; er aber verließ Wien, um weiteren Folgen zu entgehen, und wurde deshalb mit der Exkommunikation belegt. Eine minder geräuſchvolle Wirkſamkeit wider die römiſche Kirche hatte jedoch kein Hemmniß zu beſorgen, ſelbſt dann nicht, wenn die Proſelytenmacherei für die neue Lehre — wie durch Jakob Peregrin — mit großem Erfolge betrieben ward; auch mußte der Klerus der immer mehr erhobenen Forderung: das Abendmahl unter beiderlei Geſtalten zu verabreichen, nicht blos in der Stadt, ſondern bald auch faſt überall im Lande Folge leiſten.

Förderten die Häupter der Wiener Bewegungspartei das Lutherthum, um daraus einen mächtigen Hebel für ihre Widerſacherei gegen die Stärkung der landesfürſtlichen Gewalt zu gewinnen, ſo lieferten ſie aber auch damit ihren Todfeinden: den „alten" Regenten, eine treffliche Handhabe, um ihr einen vernichtenden Schlag zu verſetzen. Nicht ſchwer konnte es ihnen werden, den 18jährigen Erzherzog Ferdinand, dem es, gleich ſeinem kaiſerlichen Bruder, wiewohl in deſſen Reichen die Sonne nicht unterging, an eigener Aufklärung im fühlbarſten Grade gebrach und zudem das Blut heiß in den Adern wallte, dahin zu beeinfluſſen, daß er ihre Gegner, weil den neuen Irrlehren anhängend, in der Rebellion fortfahrend und daher doppelt ſtrafbar erkannte. Vor ſeiner Abreiſe nach Brüſſel hatte er verſprochen, daß er nach ſeiner Rückkunft einem Jedem ſein Recht angedeihen laſſen werde; nun — im Juni 1522 — heimkehrend, erachtete er es als ſein zweifelloſes Recht, gegen die Häupter der Wiener Bewegungspartei einen Hochverrathsprozeß einzuleiten, betrachtete er es als eine Gewiſſenspflicht, hiebei die ſpaniſche mit der Muttermilch eingeſogene Doktrin, wider Ketzer mit Feuer und Schwert zu verfahren, in Vollzug zu

setzen. Ueber Linz reiste er auf der Donau nach Klosterneuburg und von da, das ketzerische Wien vermeidend, nach Wiener-Neustadt, wo er am 12. Juni unerwartet eintraf und noch am Tage seiner Ankunft den Befehl erließ, der Feuerordnung pünktlich nachzukommen. Dahin lud er laut Mandates vom 16. Juni, welches am St. Stefansdome zu Wien angeheftet wurde, beide Parteien, die „alten" und „neuen" Regenten, sowie alle jene, die an der eigenmächtig eingeführten Veränderung der Landesverwaltung Antheil genommen, für den 8. Juli vor ein unter seinem persönlichen Vorsitze statthabendes Schiedsgericht; auch befahl er dem Rathe zu Wien, an dem festgesetzten Tage mit dem versiegelten Stadtschatze zu erscheinen. Beide Parteien stellten sich in voller geforderter Zahl: kein Bangen beschlich die Leiter der Wiener Bewegnng, vielmehr beseelte sie die Hoffnung, daß ihre Gegner verhalten werden würden, ihnen eine glänzende Genugthuung zu geben. Jedenfalls durften sie sich nicht als Verbrecher betrachten, nachdem einer der Ihrigen: Dr. Copinitz als erwählter Bürgermeister die kaiserliche Bestätigung erlangt hatte.

Am 8. Juli erfolgte auf dem Hauptplatze der Beginn der öffentlichen Verhandlungen unter außerordentlichem Zudrange des Volkes. Ferdinand saß auf einer hohen purpurbedeckten Bühne unter einem Baldachin im vergoldeten Armstuhle; vor ihm lag als Symbol der Gerechtigkeit ein vergoldetes Schwert und ihm zunächst stand sein Beichtvater Johann von Revellis. Das zu seinen beiden Seiten sitzende Richterkollegium war der Mehrzahl nach aus fremden, mit den österreichischen Verhältnissen unvertrauten Persönlichkeiten zusammengesetzt: es zählte spanische und burgundische Hofräthe, geheime Räthe mehrerer Reichsfürsten, den Bischof Pietro von Triest, der mit dem am 26. April dieses Jahres eingetretem Tode Georgs von Slatkonia Verweser des Wiener Bisthums geworden, und Hieronymus Balbus, Probst von Preßburg, unter seinen Mitgliedern, welche den Eid abzulegen hatten, nur nach Recht und Gewissen zu urtheilen. Nach geschehenem Schwure kam zur Sprache, welche von den beiden Parteien, die ihre Vertheidiger hatten, als Kläger aufzutreten, das erste Wort zu führen habe. Die alten Regenten machten diesen Anspruch, als die an ihrer Ehre angegriffen worden, an ihrem Vermögen großen Verlust erlitten hätten. Die Gegenpartei machte geltend, daß sie um gericht-

liches Verhör am meisten angehalten habe. Erzherzog Ferdinand entschied nach dem Gutachten der Beisitzer für die alten Regenten, deren Sache Dr. Schneidböck vertrat. Er soll nach der Angabe damaliger Berichterstatter eine so gewichtige Rede gehalten haben, daß die „Afterregenten" innerer Grimm und die höchste Bestürzung erfaßte, wogegen deren Sachwalter Dr. Gampp fast nichts als grundlose Entschuldigungen zu ihrer Vertheidigung, beweislose Anschuldigungen gegen die „alten" Regenten vorzubringen gewußt nnd sich in kurzen Worten auf den allgemeinen Wunsch der Stände, die üble Handhabung der Gerechtigkeit u. s. w. berufen hätte. Da sämmtliche zeitgenössische Schilderungen der gerichtlichen Verhandlungen — insoweit selbe uns bekannt oder zugänglich waren — nur aus den Gänsekielen wüthiger Widerpartner der Wiener erflossen und spätere Geschichtschreiber auch keine anderen Quellen aufzufinden wußten, so beschränken wir uns darauf, anzuführen, daß das Gericht vier Sitzungen hielt, in welchen es hüben und drüben an sehr weitläufigen Reden nicht mangelte, und daß nach mehrtägiger Erwägung und Untersuchung seitens der Richter beide Parteien durch einen Herold auf den 23. Juli 7 Uhr Früh zur Anhörung des Urtheiles beschieden wurden. Einer der Gerichtssekretäre, Hans Oeder, las es ihnen auf offenem Platze in Gegenwart des Landesfürsten und des gesammten Gerichtes vor, dahinlautend: „Der Erzherzog Ferdinand, mit den zu diesem Geschäfte beeidigten Räthen und verordneten Beisitzern, habe nach gerichtlicher Verhandlung für Recht erkannt, daß den von weiland Kaiser Maximilian gesetzten Regenten wohl geziemt habe, sich nach dessen Willen als treue Diener der Landesverwaltung zu unterziehen; daß dagegen die Afterregenten nicht Fug und Recht gehabt, sich ihnen zu widersetzen, das Volk aufzuwiegeln, Versammlungen zu halten, die Regierung zu entsetzen und an sich zu reißen, auf das Kammergut Hand zu legen und es trotz zweimaliger Rückforderung vorzuenthalten; noch weniger aber ihnen zugestanden sei, Pfleger und Amtsleute in Eid und Pflicht zu nehmen, sich des Münzrechtes und Zeughauses zu bemeistern, über Leben und Tod zu richten, die Ausschreibungen der rechtmäßigen Regierung abzureißen und eigene Kundmachungen öffentlich anzuschlagen, weßhalb sie sämmtlich Rebellen, dem Landesfürsten zur gerechten Strafe anheimgefallen, außerdem ihm und den alten Regenten Ersatz schuldig seien."

Nach solcher Verkündigung des Urtheils stattete Dr. Schneidböck Namens der alten Regenten und ihrer Anhängerschaft dem Erzherzoge ehrfurchtsvollen Dank für gewährte Gerechtigkeit ab; sodann erhob sich der würtembergische Kanzler Winkelhofer, eröffnend, daß der Erzherzog nach angestammter Milde und Freigebigkeit des Hauses Habsburg, wie sie im ganzen deutschen Reiche und auch im Auslande gerühmt werde, dem unerfahrenen und unverständigen Volke, welches sich habe verleiten lassen, gnädigliche Verzeihung gewähre, um die Gerechtigkeit durch Nachsicht zu mäßigen, und übergab die darüber erlassene Urkunde dem obbesagten Sekretär ebenfalls zur Verlesung. „Es habe — hieß es darin — der Landesfürst Allen, die nicht Haupturheber, Beweger und Händler gewesen, jedwede Strafe erlassen, in der Hoffnung, daß sie in Zukunft klüger und getreuer sich bezeigen und ihre Kinder und Angehörigen zu gesunden und getreuen Gesinnungen anführen würden; dagegen aber habe er, damit ein so großes Uebel nicht unbestraft bleibe, den Kammerfiscal angewiesen, gegen die Urheber und Häupter der Parteiung nach ihrem Verschulden zu verfahren."

Die Wiener Parteimänner schlug das Erstaunen über das, was sie vernommen, in völlige Starrheit; ihr Sachwalter, Dr. Gampp, mußte gemahnt werden, dem Erzherzoge für die dem Volke gewährte Straferlassung zu danken. „Der Fürst — so beschrieb ein ungenannter Augenzeuge — blieb noch einige Zeit sitzend auf seinem königlichen Stuhle, den Leuten ins Antlitz sehend, ob die Uebertreter (wie ich wenigstens vermuthete) in sich gehen und demüthig um Verzeihung des Begangenen bitten würden? Sie aber verhärtet oder vielmehr in ihrem Sinn verblendet, murrten in sich. Alsdann erhob sich der Fürst von seinem Throne und ging in die Burg zurück, die Uebrigen in ihre Herbergen, das Volk verlief sich." — Die Häscher gingen aber sofort auf den Rebellenfang aus, der um so weniger mißglücken konnte, als die Stadtthore geschlossen und ihre Wachmannschaft verstärkt worden. Der Hauptmann der Hartschiere verhaftete Hans von Puchheim, Michael von Eytzing, den derzeitigen Bürgermeister Wiens: Dr. Copinitz, Hans Riener und noch andere sieben Wiener Bürger, worunter Hans Schwarz, der vom neuen Regimente zum Münzmeister ernannt worden, und führte sie in das Gefängniß ab. Nach umständlicher Verhörung und Untersuchung wurden diese sämmtlichen Verhafteten bis

auf den Bürger Sigmund Steiner zum Tode verurtheilt. Am 9. Auguſt fielen auf dem Hauptplatze zu Neuſtadt, woſelbſt*) das Schaffot errichtet worden, die Häupter Eytzing's und Puchheim's; letzterer zog, bevor er dem Scharfrichter ſeinen Hals darbot, den Siegelring vom Finger und überreichte ihn einem Diener mit den Worten: „er ſolle ihn ſeiner Hausfrau bringen und ſie bei ihren adeligen Ehren und Pflichten warnen und bitten, daß ſie ſich nach ſeinem Tode mit keinem — Spanier vermähle!" Tags darauf wurden auf gleicher Stelle Dr. Copinitz, Riener und die anderen Wiener Bürger: Friedrich Buſch, Stefan Schlagintweit, Lüngel und Schmieding hingerichtet. Hans Schwarz ward zuerſt zum Schwert und ſodann deſſen Leichnam zur Verbrennung, als der geſetzlichen Strafe für Münzfälſchung, verurtheilt und hiezu am 11. Auguſt auf die gewöhnliche Richtſtätte beim Spinnenkreuze vor dem Wienerthore geführt; eben erhob der Henker das Schwert zum tödtenden Streiche, als der Hauptmann der Hartſchiere herangeſprengt kam, verkündend, daß auf Fürbitten der Erzherzogin Anna dem Verbrecher die — nachherige Verbrennung in Gnaden erlaſſen worden ſei, und ſohin fiel er mit ſeinem Genoſſen Martin Flaſchner, der ſich durch die Flucht dem Urtheilsvollzuge entziehen gewollt, jedoch in Wien ergriffen und zurückgebracht worden, unter Henkershand. Die weiters Verhafteten**) kamen mit mehr oder minder längeren Strafen davon. Dr. Gampp wurde wegen übernommener Vertheidigung der Verbrecher auf drei Jahre des Landes verwieſen und endlich jedem Unterthan bei ſtrengſter Strafe unverbrüchliches Stillſchweigen über den ganzen gerichtlichen Vorgang auferlegt, womit man der trotz der drakoniſchen Strenge befürchteten Gefahr, daß die Flugſchriften-Literatur das unterdrückte Feuer wieder anfachen könnte, zuvorzukommen beabſichtigte.

„In den meiſten bekannten, wiewohl viel ſpäter geſchriebenen Darſtellungen dieſes blutigen Aktes — bemerkt Wendelin Boe-

*) Dieſe Stelle, rund mit größeren Steinen ausgepflaſtert, befindet ſich zunächſt der ſüdöſtlichen Ecke der Häuſergruppe, die man „das Grätzel" nennt.

**) Hierunter zählten die beiden Bewegungs-Männer Hans Herkules und Benedikt Judinger nicht, da ſie von der Peſt 1521 hinweggerafft worden.

heim*) — finden wir wenig Spuren von Unparteilichkeit, von Objektivität des Urtheils; wenn nicht gar ein Ausdruck der Befriedigung, doch ein ſchlechtverhehltes Gefühl innerer Zuſtimmung ſchimmert hindurch. Viele Schriftſteller waren nicht angeſtanden, zu ganz unwahren und jedenfalls unerwieſenen Verdächtigungen zu greifen, indem ſie die Unglücklichen des ärgſten Hochverrathes, eines geheimen Einverſtändniſſes mit dem Könige Franz I. von Frankreich für fähig hielten. Deutlich tritt das Beſtreben hervor, die Fehltritte der Hingerichteten zu vergrößern, um ſie mit der furchtbaren Strafe einigermaſſen in Einklang zu bringen; mit ſichtlicher Anſtrengung bemühen ſie ſich auch, dieſelben in ihrem ſittlichen Werthe herabzuſetzen. Nur Einer ward jenen Männern nach Maßgabe ihrer Thaten gerecht: Sigmund von Herberſtein; er, ein guter Katholik, hatte den ſtaunenswerthen Muth, trotz ſeiner ſonnenklaren Loyalität Herzeleid zu fühlen und die unglücklichen Opfer doch zu bedauern und zu betrauern. Er ſchreibt in ſeiner Selbſtbiographie: „„Gott wolle den Seelen gnädig und barmherzig ſein. Nachfolgend hat man ſie beſungen und von dannen geführt, damit ſie ihr Begräbniß erhalten.““ — Aber auch über das Gefühl des Volkes gibt uns der Diplomat, der weit mehr wiſſen mochte, als er hier geſtand, wiewohl in kurzen Worten, genügende Auskunft, indem er ſagt: „„Als die Leichen nach Wien gebracht waren, ſind ſie am alten Fleiſchmarkt bei St. Lorenzen über Nacht auf den Wägen gelegen. Das Volk in der Stadt iſt ganz ſtill und verzagt geweſen mit großen Sorgen und Trauern.““

Nicht nur der Wiener Bürgerſchaft, auch dem öſterreichiſchen Volke waren die Geſchehniſſe zu Neuſtadt ebenſo unbegreiflich, als unvergeßlich: ſie kamen ihm „ſpaniſch“ vor und, was darauf folgte, trug ſelbiges Gepräge in ſo tief eindrückender Weiſe, daß beide noch bis zum heutigen Tage den Begriff des Fremdartigen und Schmerzlichen mit dem Beiworte: „ſpaniſch“ bezeichnen. Mit dem Gerichtstage zu Neuſtadt war für Wien und Oeſterreich vom Bauer bis zum Edelmann eine bedrängnißreiche Zeit herangebrochen: ſpaniſche Räthe und Pfaffen verübten eine wahre Schreckensherrſchaft, die geiſtige

*) In ſeinen Kulturbildern aus Niederöſterreich.

Thätigkeit im Volke vernichtend und ſeine Sitten verderbend im Intereſſe des abſoluten Staates und der alleinſeligmachenden Kirche! Brauch ward es, alles Unheil, jede Widerſetzlichkeit dem Einfluſſe der neuen religiöſen Lehren zuzuſchreiben: „Lutheraner“ und „Rebell“ waren nur zwei Worte für einen und denſelben Inbegriff laut der Regierungsfibel, welche, dem annoch ſchülerhaften Landesfürſten vorgeſchrieben, von ihm lange Zeit hindurch gläubig nachgebetet wurde.

2.

Noch während des Hochverrathsprozesses war der Befehl nach Wien ergangen, sogleich einen neuen Bürgermeister und Stadtrath zu wählen; nach dessen blutigem Ende erfolgte die Einziehung aller Güter der Hingerichteten, die Verlegung der niederösterreichischen Regierung nach Graz, die Aufhebung der bevorrechteten Stellung der Münzer oder Hausgenossen, sowie des Wahlrechts der „Genannten". Hiernach konnte die Hauptstadt ermessen, in welchem Grade sie sich die Ungnade des Landesfürsten zugezogen, und der tiefen Verstimmung, die in allen ihren Kreisen herrschte, that es auch keinen Abbruch, daß derselbe nun ihren bisher so sorgfältig vermiedenen Boden zu betreten geruhte, ihr seine Ankunft für den 15. August verkünden ließ. Wohl holte ihn die Bürgerschaft in feierlichem Zuge, worin sich 300 gleichgekleidete Knaben, jeder mit einem Fähnlein, befanden, ein und geleitete ihn unter einem kostbaren Traghimmel in die Burg, wohl hielt der neue Bürgermeister Gabriel Guetrater eine hiperloyale Ansprache und brachte ihm acht kunstreiche Silbergefäße, seiner Gemalin Anna ein goldenes Halsband zur Huldigung dar, aber die Bevölkerung Wiens zieh durch ihre Haltung die städtische Obrigkeit der Heuchelei, überbot an kalter Steifheit das äußere glänzende Schaugepränge. Ferdinand fühlte sich auch in ihrer Mitte so unbehaglich, daß er ihr schon nach wenigen Tagen seinen Rücken kehrte und von Neustadt, wohin er Anfangs September die niederösterreichische Regierung wieder von Graz verlegte, bestrafte er ihren ungebändigten Trotz, indem er ihr alle bisher genossenen Freiheiten und Vorrechte nahm und dafür die Versicherung gab, ihr „andere Statuten und Ordnungen zu verleihen, woran Jedermann (?!) Gefallen haben werde."

Der nächste Schlag ward gegen das Lutherthum geführt: am 12. März 1523 erging dem Wormser Edikte gemäß ein Mandat, welches bei schwerer Strafe die Einführung und Lesung lutherischer Bücher in Oesterreich verbot und die öffentliche Verbrennung der eingeführten und entdeckten anbefahl. Dessenungeachtet trat in folgendem Jahre ein Schulmeister in Linz, Leonardus Eleutherobius (Freileben), in einer gedruckten Schrift als offener Bekenner der evangelischen Lehre auf; eine andere Folge desselben aber war, daß solche Adelige und Bürger, die ihr anhingen, ihre Söhne nach auswärtigen Hochschulen*) behufs der Studien sandten. Uebrigens war das Mandat nur der Vorläufer von ärgeren Gewaltschritten zur Ausrottung der eingerissenen neuen Lehren: rasch folgte ihm die Einsetzung eines nach dem Vorbilde der Inquisition in Spanien eingerichteten Glaubensgerichtes nach, welches aus 12 Mitgliedern bestehend unter dem Vorsitze des zum Bischofe Wiens erhobenen landesfürstlichen Beichtvaters: Johann von Revellis bald blutige Thätigkeit gegen alle Sektirer entwickelte. Die Ersten, die vor diesem Gerichte erschienen, waren der Stadtrath Kaspar Tauber, der selbst ein Büchlein über sein neues Bekenntniß geschrieben, und der Hospitalpriester Jakob Peregrin zu Wien, und Johann Vaesel, Priester zu Wiener-Neustadt; noch ein Vierter, der Prediger in der Burgkapelle, Johann Eckenperger, war vorgeladen, hatte aber mit Hilfe einiger Regierungsmitglieder die Flucht ergriffen und sich in Sicherheit gebracht. Nur durch feierlichen öffentlichen Widerruf und strenge Kirchenbußen konnten die Verhafteten sich von der Todesstrafe lösen. Tauber, der im Kärntnerthurm gefangen saß, bekam zuerst das Formular des Widerrufes zugestellt und gab der Forderung, es zu unterschreiben unter gewissen Vorbehalten nach; als er aber am 8. September 1523 nach dem St. Stefansfriedhof gebracht, auf den daselbst

*) Schon im Jahre 1523 erscheint der erste Wiener Namens Josef Hohenberg im Album der Universität Wittenberg; in den nächsten Jahrzehnten fanden sich daselbst immer mehr Söhne des Wiener Bürgerthums und des österreichischen Adels ein; unter ersteren die alten Bürgernamen: Hutstocker, Krämer und Siebenbürger (wahrscheinlich nahm diesen Namen die Familie des hingerichteten Dr. Copinitz an); unter letzteren die Jörger, Windischgräz, Starhemberg, Lamberg, Hardegg, Waldstein, Auersperg und Sprinzenstein.

aufgerichteten Predigtstuhl gestellet und befehliget ward, vorgeschriebenermassen seinen Irrglauben zu widerrufen, weigerte er sich, dies zu thun, betheuernd, daß er von den Richtern keines Irrthums aus der heiligen Schrift überwiesen worden sei, und sonach wurde er nach mehreren fruchtlosen Bekehrungsversuchen seitens der Geistlichkeit am 17. September zum Stubenthor hinaus auf den „Gries" geführt, ihm der Kopf abgeschlagen und sein Leichnam auf einem unweit von der Richtstätte aufgeschichteten Scheiterhaufen verbrannt. Dieses Verfahren jagte den zwei Mitverhafteten den von dem Glaubensgerichte beabsichtigten Schrecken ein: „sie hielten es für rathsamer, von der erkannten Wahrheit wieder abzutreten, dieselbe öffentlich zu widerrufen und mit einem Eide die Besserung zu versprechen, worauf sie, nachdem ihnen nach der Vorschrift der römischen Kirche eine sogenannte heilsame Buße*) auferleget war, aus ihrer Gefangenschaft zu Wien befreit wurden." **) — Tauber war der erste, doch nicht der letzte Wiener, der muthvoll sein Leben für den neuen Glauben hingab: ihm folgten Opfer auf Opfer, aus deren letztem Gange unter Gesängen der Bruderschaften, mit Fahnen und anderen kirchlichen Prunkgeräthschaften, ein aufgeputztes Schaustück für die gedanken- und herzlose Menge gemacht wurde; trotz alledem nahm die Zahl der Ketzer nicht ab, wuchs sie vielmehr an und damit bot sich häufigerer Anlaß dem Glaubensgerichte, Blut vergießen zu lassen, welch' „ganz besonderer Saft" sich aber zu dessen Schrecken als ein trefflicher Kitt, bindend und stärkend, für die religiöse Bewegung erwies.

Uebrigens hatte auch die Erkenntniß, daß die Zurückführung der verirrten Schäflein in den katholischen Schafstall allein nicht genüge, dieser auch von innen durch Ueberwachung der Kirchenzucht und des Klosterlebens, durch Abstellung aller im Klerus eingenisteten Mißbräuche, verbessert werden müsse, sich den Räthen Ferdinands sofort nach Uebernahme der Regierungsgeschäfte aufgedrängt und ihren Vorstellungen zufolge war schon am 21. Dezember 1522 von Neustadt aus ein landesfürstliches Edikt erflossen, welches die Einführung eines „Klosterrathes" verfügte

*) Dieselbe bestand für selbe darin, daß der eine zu 2-jähriger, der andere zu 20-jähriger Haft in einem Karthäuserkloster verurtheilt wurde.

**) Bernhard Raupach: Evangelisches Oesterreich.

und diesem zuwies, die Reinheit der Lehre und Sitten auf Pfarren und in Klöstern durch sogenannte „Visitationen" strenge zu überwachen. Selbiges Edikt hatte nur für Niederösterreich Geltung und ward zudem schüchtern oder lässig in Anwendung gebracht; als aber im Juni 1524 auf Antrieb des päpstlichen Legaten Lorenzo Campeggi der Erzherzog Ferdinand, die beiden Herzoge von Baiern, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Regensburg und Trient, sodann Abgeordnete der Bischöfe von Bamberg, Speier, Straßburg, Augsburg, Konstanz, Basel, Freisingen, Passau und Brixen, in Regensburg zusammentraten und daselbst am 6. Juli ein Bündniß schlossen, laut dessen sie sich verpflichteten, das „Wormser Edikt" mit aller Strenge zu vollziehen, den „Gottesdienst der Väter" unverändert zu erhalten, und sich wechselseitigen Schutz zugelobten, wenn wegen dieses christlichen Vornehmens eine Empörung der Unterthanen entstehen sollte, wurde es auf alle habsburgischen Erblande ausgedehnt, ohne daß es jedoch an Wirksamkeit gewonnen hätte, wie sich im Verlaufe unserer Schilderung ergeben wird. Zwei Tage vor den zu Regensburg gefaßten Beschlüssen hatte auch der Erzherzog Ferdinand der Hochschule zu Wien aufgetragen, einen Auszug der letztzeitig in verschiedenen Büchern und Flugschriften enthaltenen ketzerischen Stellen zu verfassen und selben dem am 11. November zu Speier abzuhaltenden Reichstage einzusenden; allein diese betrachtete sich in ihrer Ganzheit als eine weltliche Anstalt und die Vertretung kirchlicher Interessen nur mehr in das Fach der theologischen Fakultät gehörig. Als sie am 24. Juli über den landesfürstlichen Auftrag berathschlagte, brachte die artistische Fakultät das ironische Bemerken vor, daß ja verboten worden, lutherische Bücher zu besitzen und zu lesen, und sie diesem Verbote pünktlich nachgekommen sei; wie könne man nun von ihr verlangen, über Sachen ein Gutachten abzugeben, die sie nie gelesen!? Die Doktoren der Medizin erklärten: „es solle Jeder vor seiner Thüre kehren; sie gehe die ganze Sache nichts an, sie verständen nichts davon und kümmerten sich auch nicht darum. Die Theologen, zu deren Metier es ja gehöre, Inquisitoren der Ketzer zu sein, sollten dieses Geschäft für sich abmachen!" — Die juridische Fakultät verstand sich zwar dazu, an dieser Untersuchung theilzunehmen, knüpfte jedoch hieran die Bedingung, daß auch „die anderen Fakultäten dabei vertreten seien, und daß, wie aus der medi-

ziniſchen Fakultät, ſo auch aus ihrer Mitte nur drei ſolche Mitglieder dazu abgeordnet würden, welche nicht Prieſter ſeien.“ Blos die theologiſche Fakultät begrüßte mit Freuden den Auftrag des Landesfürſten, betheuerte, daß ſie von jeher bereit geweſen wäre, dem um ſich greifenden Uebel zu ſteuern, wenn man ihr nicht aller Orten Hinderniſſe in den Weg geſchoben hätte, und verſicherte, ſie wolle im Vereine mit den drei anderen Fakultäten dem gegebenen Auftrage mit allem Eifer nachkommen*). Gleichwohl kam die Verfertigung des Auszuges nicht zu Stande, wozu außer der Feindſeligkeit, mit der die Mehrheit der Mitglieder der Hochſchule Angelegenheiten der römiſchen Kirche anſah und beſprach, auch der Umſtand beitrug, daß der Kaiſer am 27. Juli von Burgos in Spanien aus ein ganz im päpſtlichen Sinne und in ungewöhnlich ſcharfen Ausdrücken abgefaßtes Mandat an das deutſche Reich erließ, worin er ſich beſchwerte, daß ſein Edikt von Worms nicht beobachtet werde, ſowie daß eine Kirchenverſammlung, ohne ihn auch nur zu fragen, beantragt worden ſei, und ſchließlich erklärte, daß er den von den Ständen zu Nürnberg im Januar 1524 beſchloſſenen Reichstag zu Speier weder zugeben könne noch möge, und ihn bei Vermeidung des Verbrechens der beleidigten Majeſtät, bei Acht und Aberacht, verbiete.

In den durch die Regensburger Beſchlüſſe vereinigten Gebieten begann die Verfolgung derer, die vom Papſtthum nichts mehr wiſſen wollten, mit aller Strenge, mit blutdürſtigem Eifer betrieben, und nun wurde auch auf der anderen Seite zu entſchiedeneren Maßregeln geſchritten. Bald ſtanden die altpäpſtliche und reformatoriſche Partei ſchroff gegenüber und traten bewaffnete Erhebungen ein. Die unabhängige Ritterſchaft am Rhein unter Franz von Sickingen, die ſich gegen die Fürſten erhoben, war kaum niedergeworfen, ſo brach der große Bauernkrieg in Schwaben, Heſſen, Lothringen und Baiern aus und ergriff auch im Jahre 1525 die habsburgiſchen Erblande. Die Tiroler Bauern forderten vornehmlich Verweltlichung der geiſtlichen Fürſtenthümer, ſowie daß das Evangelium lauter und rein nach der Schrift gepredigt werde, und nahmen die Stadt Brixen ein, plünderten Klöſter und Stifte. In Salzburg ward der Erzbiſchof, da er die von

*) Rudolf Kink: Geſchichte der kaiſerlichen Univerſität zu Wien.

den vereinten Bauern und Bergknappen gegen das christliche Regiment vorgebrachten Beschwerden zurückwies, in seinem Schlosse belagert. Rasch griff der Aufstand nach der Steiermark hinüber und eine Bauernrotte versetzte sogar bei dem Städtchen Schladming dem ihr entgegengerückten Landeshauptmanne Sigmund von Dietrichstein eine schmähliche Niederlage. In Oberösterreich waren zu umfassende Gegenmaßregeln getroffen, um nicht die Bauern von der geplanten Erhebung abzuschrecken; hingegen brach in Niederösterreich der Aufstand der Bauernschaft wider ihre Grundherren, namentlich die Geistlichen, los und gewann einigen Halt. Im Viertel unter dem Wienerwalde war die Linie von Wien, wo am 18. Juli selbigen Jahres eine nächtlich ausgebrochene Feuersbrunst ein Dritttheil der inneren Stadt in Schutt und Asche legte, bis Neustadt von 12,000 aufständischen Bauern besetzt. Doch gelang es der Landesregierung, die Aufständischen zu beruhigen, ehe es noch zu blutigen Kämpfen gekommen; auch in Tirol wurden die Unruhen durch Maßregeln, welche den gegründeten Beschwerden der Bauern Abhilfe schafften, erstickt; nur in Salzburg und Steiermark wüthete der Kampf und zog sich in das Jahr 1526 hinüber, in welchem dort der Herzog Ludwig von Baiern, da Niklas von Salm mit ansehnlicher Truppenmacht endlich obsiegten und eine große Anzahl der Empörer hinrichten ließen.

Als Reichsstatthalter während der Abwesenheit des Kaisers, der nach vierjährigem gegen den französischen König Franz I. meist auf italienischem Boden geführten Kampfe am 1. Januar 1526 mit ihm seinen Frieden zu Madrid machte, war Erzherzog Ferdinand bisher fast immer genöthigt, seinen Aufenthalt — außerhalb seinen Erblanden — in deutschen Reichsstädten zu nehmen, und so erließ er denn auch von Augsburg aus am 12. März selbigen Jahres eine „Satzung und Polizei-Ordnung für Wien", welche der Gemeinde die meisten alther verbrieften Rechte und Freiheiten aberkannte, in ihre Verfassung tiefeinschneidende Bestimmungen zum alleinigen Vortheile der landesfürstlichen Gewalt enthielt, also seine zu Neustadt ertheilte Zusage erfüllend, den Wienern „andere Statuten und Ordnungen zu geben, woran Jedermann Gefallen haben werde". Uebrigens hatte ihm hiefür schon sein Großvater: der Kaiser Max vorgearbeitet, maßen dieser, welcher der Hauptstadt Niederösterreichs nie hold gewesen, auf den Rath seiner

„Regenten“ im Jahre 1518 ihre alten Rechte und Freiheiten einer Durchsicht unterzogen, manches abgeändert und hineindekretirt, worunter die Bestimmung, daß „der Landesfürst und seine Nachfolger jederzeit berechtigt seien, die verschiedenen Artikel aus eigener Machtvollkommenheit aufzuheben und die darin ausgesprochenen Rechte zu vermindern oder zu vermehren“, den heftigsten Widerwillen erregte und dem wider seine Rathgeber gehegten Haß der Stände und Bürger zur Empörung entflammte. Mit dem Statute Ferdinand's, welches die Grundlage der hauptstädtischen Verfassung bis zum Jahre 1782 unter Kaiser Josef II. blieb, erhielt die Gemeinde Wiens, an deren Spitze wieder — sehr bezeichnend für die neue Ordnung der Dinge! — jener Hans Sueß stand, der bereits einmal wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt der bürgermeisterlichen Würde entkleidet worden, zugleich die Weisung, Sorge zu tragen, daß von den Predigern der Stadt nichts vorgebracht werde, „was den alten christlichen Verordnungen zuwiderlaufe“. Der Stadtrath hielt sich nicht befugt, in derlei Angelegenheiten einzuschreiten, und überantwortete die Weisung der theologischen Fakultät zum Vollzuge; diese aber kam selbst der lutherischen Bewegung gegenüber so sehr ins Gedränge, daß sie am 14. Juli erklärte, „sie sei unvermögend, fernerhin in Sachen des Glaubens etwas zu unternehmen, denn es fehle ihr nicht nur an Geld und Leuten, sondern man habe ihr auch die Lokalitäten für ihre Amtshandlungen entzogen; ja ihre Mitglieder seien des Lebens nicht mehr sicher,“ und sie überreichte sothane Erklärung dem Bischofe, der sie als eine leider nur allzubegründete anerkannte und genehmigte. Um so rühriger erwies sich dagegen das Glaubensgericht, vor dem auch wieder zwei Mitglieder des Klerus: der Laienbruder Adam Sporer und der Priester: Magister Johann Rosinus als der Ketzerei verdächtig zu erscheinen hatten; doch wußte sich letzterer, der angeschuldigt war, in der Stefanskirche häretisch gepredigt zu haben, derart zu verantworten, daß er von allen Anschuldigungen freigesprochen wurde. —

Am 29. August fiel König Ludwig II. von Böhmen und Ungarn in der Schlacht bei Mohacs, wodurch in Folge der Haus- und Erbverträge den erledigten Thron beider Reiche der Erzherzog Ferdinand besteigen sollte; da dieselben aber Wahlreiche waren, so standen allerlei Verwickelungen und sogar Waffengänge zu befürchten, weßhalb die

Todeskunde Wien in keine geringe Bestürzung versetzte. Dahin eilte nun Ferdinand, um seine Erbansprüche auf die beiden Reiche, in denen sich sofort eine widerhabsburgische Partei erhob, geltend zu machen, ohne jene jedoch in den Vordergrund zu stellen und den Ständen das Recht der Wahlfreiheit abzuerkennen. Päpstliche Umtriebe und Gelder bewirkten, daß die ihm gegnerische Partei in Böhmen den Herzog Wilhelm von Baiern als Kronerben annahm, allein dessen Katholicismus, gegen welchen der ferdinandische noch als freisinnig gelten konnte, machte ihn im Lande zu verhaßt; trotz aller Ränke ward Ferdinand am 23. Oktober von den Ständen zum Könige gewählt und am 1. Dezember ritt die böhmische Wahlbotschaft, aus 18 Abgeordneten bestehend, mit großer Pracht in Wien, dem nunmehrigen Sitze der Regierung, ein, beauftragt, daselbst in der Hofburg vorzubringen, daß die Stände den Erzherzog aus freiem Willen und nicht aus Verpflichtung gewählt hätten, und den neuen König zu bitten, daß er die Artikel, über welche die Stände sich geeinigt, beobachte, überhaupt ihre Rechte und Freiheiten wahre. Sie erhielt von Ferdinand, der ihr sogleich Ochsen, Fische, Wildpret und Wein in ihre Herberge zusenden ließ, den 3. Dezember zum Audienztage bestimmt, hatte sich eines ebenso gnädiglichen als glänzenden Empfanges zu erfreuen und bekam nach abgestattetem Wahlberichte die Zusicherung, daß „er mit Hilfe Gottes und mittelst guten Rathes der Stände das Königreich Böhmen löblich regieren und Jedem, Reich oder Arm, sich mild und leutselig bezeigen wolle." Für die achte Morgenstunde des nächsten Tages wurde sie zum Gottesdienste in der Stefanskirche, den der Bischof Dietrich Krammer von Neustadt verrichtete, und sodann zur Hoftafel geladen, bei welcher man dritthalbhundert Schüsseln aufgetragen haben soll. Am 5. Dezember brachte sie in abermaliger Audienz endlich die Artikel vor, deren Annahme sie von Ferdinand erwirken sollte. Hierunter befanden sich etwelche, welche er dem königlichen Ansehen abträglich erachtete, und demnach entspannen sich Berathungen und Verhandlungen, während welcher eine große Jagd zu Ehren der Botschafter zwei Meilen hinter Wien gehalten wurde; das Endergebniß aber war, daß Ferdinand erklärte, die Artikel anzunehmen, indem er hoffe, daß jene, welche nachtheilig wären, mit Beirath der Stände abgeändert werden würden. Die Abgeordneten dankten für eine

so gnädige Antwort und baten, mit der Ankunft in das Königreich nicht zögern zu wollen; der König kündete ihnen an, daß er am Montag nach Dreikönigstag dahin zu reisen gedenke, und entließ sie beim Abschiede mit Darreichung der Hand, sagte ihnen aber zugleich: „Er habe gehört, man verbreite in Böhmen, daß er der lutherischen Lehre geneigt sei; das möge man ja nicht glauben, er halte wie seine Vorfahren, fest an dem Glauben der heiligen christlichen Kirche!“ — Am 13. Dezember stellte Ferdinand ihnen und den mittlerweile angelangten mährischen und schlesischen Botschaftern vor ihrer Abreise sogenannte „Majestätsbriefe“ aus, und im Januar 1527 trat er seinen Zug nach Böhmen an; am 24. Februar ward er in der St. Veitskirche zu Prag feierlich gekrönt, nahm sodann in Brünn die Huldigung der Mährer, in Breslau jene der Schlesier entgegen und kehrte nach neuerlichem Aufenthalte zu Prag, der die Erledigung der wichtigsten Landesgeschäfte beanspruchte, im Juni nach Wien, dem inzwischen von der rothen Ruhr heimgesuchten, zurück, um seinen Zug nach Ungarn anzutreten, wo er zwar von einer Partei zu Preßburg die Landeskrone am 26. November 1526 zuerkannt erhalten, dagegen eine andere zu Stuhlweißenburg Johann Zapolya zum Könige erwählet und gekrönet, und somit das Schwert zu entscheiden hatte, welcher von Beiden die Krone behaupten werde.

Obzwar einem gefährlichen Kriege entgegenschreitend, ließ Erzherzog-König Ferdinand, der die ungarische Grenze am 1. August betrat, demselben Tage, an welchem zu Wien die Geburt seines ersten Sohnes: Max erfolgte und durch Freudenfeuer auf den Plätzen und auf dem Stefansthurme begangen wurde*), in seinem Religionseifer keineswegs nach, beschloß er vielmehr, die wider die Ketzerei ergangenen Befehle zu erneuern und zu verschärfen, maßen ihm hinterbracht worden, daß alle bisherigen Versuche und Anstalten dem einreißenden Uebel zu wehren nicht vermöchten, die lutherische Lehre in den Erblanden sich immermehr ausbreite, sogar die Rotte der Wiedertäufer hierin ihre Sendlinge habe. Sonach erging am 20. August ein General-Mandat für sämmtliche Erblande, worin nicht nur allen „groben“ Ketzern, sondern

*) Bei dieser Gelegenheit ward zum ersten Male Brod und Wein unter das Volk vertheilt.

auch solchen, die in irgendeinem Punkte von der römischen Kirche abgewichen, die strengen Strafen, die sie unfehlbar zu gewärtigen hätten, einzeln angeführt, jenen von dem Herren- und Ritterstande aber, die gegen dieses Mandat handeln würden, bedeutet ward, daß der König ihre Bestrafung sich selbst vorbehalte und bestimmen werde. Dessenungeachtet kümmerte sich der Herren- und Ritterstand ebensowenig um dieses Mandat, als um die vorhergegangenen ähnlichen Befehle, wohl wissend, daß die Regierung nicht mit Energie wider sie einzuschreiten vermöge, weil die Verweigerung von Steuern und Kriegsmannschaft, die nach altem Recht stets nur von Jahr zu Jahr bewilligt wurden, die unmittelbare Folge sein würde. Blos die Bürger und Einwohner der landesfürstlichen Städte und Märkte konnte sie beeinflussen; doch auch hier stellten sich einem strengen Verfahren manche Schwierigkeiten entgegen, denn viele Herren und Ritter waren darin ansässig, in ihren Häusern die vollste Freiheit des Waltens und Schaltens genießend*). Die Städte und Märkte bildeten aber auch den vierten Stand im Landtage und hatten viele mit den Herren und Rittern gemeinschaftliche Interessen, hielten demnach zu ihnen, ja suchten gar oft bei ihnen Schutz gegen Forderungen der landesfürstlichen Regierung. Ein weiteres Hemmniß für ein nachdrückliches Verfahren in der religiösen Frage erstand aus dem Kampfe um Ungarns Krone. Wohl waren die Waffen Ferdinands vom Glücke begünstigt, so daß er am 20. August in Ofen einzog und am 3. November zu Stuhlweißenburg, wo sich die meisten bisher ihm feindlichen geistlichen und weltlichen Großen huldigend eingefunden, gekrönt wurde; nun aber trat der von ihm befürchtete Fall ein, daß Zapolya die Hilfe des Sultans Soliman II. ansuchte und erhielt, womit die große Gefahr eines Türkenkrieges, die nur die Opferwilligkeit der Stände herabzumindern vermochte, den Erblanden zugezogen war. — Gleichwohl hielt Ferdinand auch jetzt noch nicht inne in seiner spanischen Methode wider Andersgläubige, dämmte er den blutigen Fortgang des Glaubensgerichtes nicht ein, das mit Beginn des Jahres 1528 einen kostbaren Fang eingeliefert bekam in dem ersten Verbreiter der demokratischen Umsturzlehre des Thomas Münzer und Stifter der Wiedertäufer-Sekte in Oesterreich: Balthasar

*) In Wien allein gab es damals mehr als 100 solcher Freihäuser.

Hubmayer aus Friedberg. Vormals Doktor der heiligen Schrift auf der Hochschule zu Ingolstadt und auch feurig-beredter Prediger zu Regensburg, wo er die Verbannung der Juden aus der Stadt betrieb und durchsetzte, hatte er bald nach Luther's Lossagung von Rom ebenfalls diesem abgeschworen, sich verheirathet und der reformatorischen Bewegung angeschlossen; als Wanderprediger die Schweiz, wo er zur äußersten Linken der neuen Religionsparteien sich gesellte, Schwaben, Baiern und Oesterreich durchzogen und sich endlich im Sommer 1526 in der Stadt Nikolsburg in Mähren unter dem Schutze der Herren Leonhard und Hans von Lichtenstein niedergelassen, woselbst er binnen Kurzem durch Wort und Schrift ein solches Aufsehen erregte, daß „fast alles Volk aus diesem Lande und einem großen Theile Oesterreichs nicht anders als wie zum delphischen Orakel herbeigelaufen kam." Insonderlich verbreitete sich seine Lehre im Bauernvolke und um Nikolsburg soll seine Anhängerschaft auf 12,000 Mann angewachsen sein; jedenfalls muß diese aber vermöge ihrer rohen Entleerung der eingesogenen demokratischen Tendenzen den Lichtensteinern großes Bangen verursacht haben, so daß sie der Forderung Ferdinands, ihm Hubmayer sammt seinem Eheweibe auszuliefern, bereitwillig nachkamen, beide in schweren Ketten nach Wien bringen ließen, wo sie erst im Kärtnerthurme, dann im Schlosse zu Greifenstein eingekerkert wurden. Allein weder die schwere Gefangenschaft, noch die Bekehrungsversuche der berühmtesten katholischen Gottesgelehrten, noch auch die Qualen der Folter, die sie, wieder nach Wien in das Schergenhaus*) gebracht, zu erleiden hatten, vermochten sie zu einem Widerrufe zu bewegen, und so ward Hubmayer am 10. März auf der Haide zu Erdberg verbrannt und sein Weib, die ihn in der Abschiedsstunde beschworen, daß er ja bis in den Tod standhaft bleibe, drei Tage darauf im unteren Werd mit einem Steine am Halse über die Brücke in die Donau gestürzt und ersäuft. Am 24. März erschien ein neues Edikt Ferdinand's gegen die Ketzer in noch schärferer Fassung, als er sie in dem am 20. August des Vorjahres erlassenen gegeben, und sofort ließ es das Glaubensgericht, da es einen großen Vorrath von Irrgläubigen hatte, an mehreren durch Bestrafung mit dem Tode in Vollzug setzen.

*) In der Rauhensteingasse (heute Haus Nr. 10).

Hierunter befanden sich auch zwei unverbesserliche Anhänger Hubmayer's: ein Bauer und ein Schuster, und sie erlitten ebenfalls den Flammentod mit staunenswerther Standhaftigkeit; als schon die Flammen um sie zügelten, erscholl von ihren Lippen der Gesang der Wiedertäufer: „Komm, heiliger Geist!" — „Es ist — bemerkt hiezu Boeheim — ebenso bezeichnend für die tiefe Neigung zur Schwärmerei im Volke und für die Wirkung der sogenannten Abschreckungstheorie bemerkenswerth, wie der Aberglaube überall ansetzte — das Volk wollte bestimmt gesehen haben, daß eine weiße Taube sich aus den Flammen in die Lüfte schwang und verschwand." —

Am selben Märztage bekam auch der „Klosterrath" die Weisung, den Visitationen der Pfarreien und Klöster sorglicher obzuliegen; sie verfehlte aber wieder ihren Zweck, maßen vornehmlich „nur über Ausübung des Gottesdienstes und Spendung der Sakramente allgemeine Erkundigung eingezogen werden sollte." Uebrigens geht aus den vom Wiener Bischofe an den Erzherzog-König erstatteten Berichten vom 22. und 28. Juni deutlichst hervor, welche Zustände in den Klöstern die Visitatoren angetroffen. Im Schottenkloster befanden sich nur mehr sieben Mönche und der Abt hielt offen eine Maitresse bei sich; der Probst zu St. Dorothea hatte sich förmlich verheirathet; der Prior der Karmeliter und die Nonnen bei St. Klara wurden wegen Unsittlichkeit verhaftet; einen wiedertaufenden Pfarrer weigerte sich der Bischof in *seinen* Kerker aufzunehmen wegen Gefahr der Ansteckung und aus Besorgniß, daß die vielen Lutheraner in Wien ihn mit Gewalt befreien könnten. Noch weit ärger in sittlicher wie auch in „rechtgläubiger" Beziehung war es in den Klöstern und Pfarreien auf dem Lande in Niederösterreich bestellt: der Probst der Abtei zu St. Ulrich in Wiener-Neustadt bekannte sich sammt seinem ganzen Konvente zur neuen Lehre, wurde deshalb in Haft genommen und sodann wegen Unverbesserlichkeit davongejagt mit seinen Anhängern, von denen nur ein einziger — der Kellermeister — sich reuig zeigte und um Gnade bat. Von selbiger Thatsache mag man leichtlich auf die Verhältnisse im Allgemeinen schließen, und der Klosterrath kam auch zu dem Schlusse, daß alle bisherigen Schritte gegen die Ketzerei nichts gefruchtet, im Gegentheile das Lutherthum in erheblichem Fortschreiten sich befinde. Daraufhin erließ Ferdinand, der am 1. April von Wien abgereist, in

Mähren und Böhmen Landtage behufs Erlangung außerordentlicher Steuern und Truppenstellung zum Türkenkriege gehalten, und sonach erst im Sommer zurückgekehrt war, am 24. Juli die drakonische Verordnung, daß „Buchdrucker und Buchführer der verbotenen Schriften und Bücher aller neuen Sekten, welche in den Erblanden betreten würden, als Hauptverführer und Vergifter ohne alle Gnade stracks ersäuft und ihre ketzerischen Waaren verbrannt" werden sollen, und durch ein Mandat vom 16. November verurtheilte er Jeden, der nicht nach kirchlicher Ordnung zum Priester geweiht wäre und doch Hostien konsekrirt hätte, zum Feuertode, bestimmte er als Strafen für die Antastung der Heiligenverehrung und Heiligenfürbitte die Einkerkerung oder die Landesverweisung. Um selbige Zeit hielt er zu Wien den niederösterreichischen Landtag, wobei er die Erfahrung machte, daß sein fanatisches Vorgehen die Stände ihm so sehr entfremdet habe, daß sie, wiewohl er ihnen die Größe der Türkengefahr recht anschaulich schilderte, nur kleinliche Mittel zu ihrer Abwehr verwilligten, und nicht besser erging es ihm im Dezember zu Graz, sodann zu Klagenfurt und Innsbruck auf den zum gleichen Behufe dahin ausgeschriebenen Landtagen. Somit war seine Macht nicht ausreichend, um das Vorrücken der Türken aufzuhalten: am 23. September 1529 erschien ihre Vorhut vor den Mauern Wiens und zwei Tage darauf schloß sie der mit der Hauptmacht herangezogene Sultan ein. Wohl mußte dieser die Belagerung aufheben und von dannen ziehen, aber schon im August 1532 brach er neuerdings in Steiermark ein, streiften seine Schaaren in Wien's nächste Umgebung vor, und ging auch diese Türkengefahr vorüber, ihr Wiederkommen in nicht fernen Tagen war keineswegs gebannt, worin für einen klugen, umsichtigen Herrscher genügender Anlaß gelegen wäre, von der grausamen Strenge gegen Andersgläubige abzulassen. Allein Ferdinand, in dem Lande Hispanien, wo die Kastanien- und Ketzer-Brennerei auf das Allereifrigste betrieben wurde, erzeugt und erzogen, war den politischen Kinderschuhen und der päpstlichen Glaub-, Lehr-, Sprech- und Streckmusterschule bislang noch nicht soweit entwachsen, um die Feuer- und Schwert-Kurmethode als eine verfehlte zu beargwöhnen, und fuhr mit spanischer Inbrunst fort, die mit seinem Regierungsantritte eingeschlagene Bahn zu wandeln. Am 5. Januar 1531 auf Kaiser Karl's Betreiben und nicht ohne großen

Stein, Enns, Korneuburg, Linz, Steyr, Graz, Radkersburg, Laibach und St. Veit eine Bittschrift behufs freier Ausübung der evangelischen Religion und Verabreichung des Altarsakramentes unter beiderlei Gestalten, die außer dem, daß sie auf den vom Kaiser am 28. Juli zu Regensburg den Protestanten gewährten Friedstand hinwies, sonderlich deshalb merkwürdig, weil sie nachzuweisen suchte, daß die „alte" Lehre den Zorn Gottes erregt und dieser die „Türkennoth" verhängt habe. Ferdinand betonte in seiner am 8. Januar 1542 den Bittstellern ertheilten Antwort seine Begier nach Hebung alles gottlosen Wesens in seinen Landen, aber ermahnte sie, keine Aenderungen noch Neuerungen vorzunehmen, abzuwarten, bis das ausgeschriebene allgemeine Konzil die hoffentliche Vergleichung in hergebrachter Religion vollbracht haben werde, und sich gar nicht durch den Regensburger Friedstand irren, noch anfechten zu lassen, maßen derselbe — soweit er irgendwelche Aenderung zugebe — allein zwischen den Reichsständen beider Religionen und nicht zwischen den Reichsständen und ihren Unterthanen aufgerichtet worden sei. Hierauf entgegneten die Ausschüsse, daß sie unter der Ursache des göttlichen Zornes nicht die täglichen, fleischlichen Sünden, woran in Oesterreich gar kein so großer Ueberfluß als in anderen Landen befunden werde, sondern vielmehr die Hauptsünde der Abgötterei: „daß das Wort Gottes nicht dermaßen, wie es Gott gelehrt und geboten, im Schwange sei," verstanden hätten, und baten „kniefällig", daß Niemand, der das Wort Gottes rein predige, verjagt werden möge. Sie wurden auf die vorherige Antwort des Königs verwiesen, ohne jegliches Zugeständniß verabschiedet, und somit währte die Verjagung entdeckter lutherischer Prediger in Städten und auf Adelsgütern, wie auch die blutige Thätigkeit des Glaubensgerichtes zu Wien uneingeschränket fort. Wider das Letztere schien zwar ein Damm sich zu erheben, da dem neuen Bischofe Friedrich Nausea, einem gar zu argen Wütherich, die niederösterreichische Landesregierung 1544 bei Strafe*) verbot, gegen die Ketzer zu inquiriren, wie

*) Nausea beklagte sich über diesen Eingriff in die geistliche Gerichtsbarkeit bei dem päpstlichen Nuntius und drohte, sein Bischofsamt niederzulegen; König Ferdinand aber verstand es, einen solchen Ausgleich zu treffen, der ihn begütigte und die Kronräthe nicht kränkte.

auch die mit dem Banne belegten vom Abendmahle abzuhalten; doch half der Umstand, daß die Sekte der Wiedertäufer auch in Wien neuerliche Ausbreitung gewann, seinem ungeschmälerten Bestande wieder auf. Im Jahre 1545, in welchem König Ferdinand eine neue umfassende Visitation anbefahl, aus deren Berichten hervorgeht, daß der Zerfall der kirchlichen Zustände noch zugenommen und bei St. Stefan der Gottesdienst im größten Verfalle lag, ward ein Wiedertäufer mit Ertränkung bestraft und am 22. November nächsten Jahres*), in welchem — am 30. März — die Verfügung erfolgt, daß an der Hochschule zu Wien, deren theologische Fakultät eben damals keinen Professor zählte, den dieselbe in das Konzil von Trient abzuordnen sich getraut hätte, kein Professor angestellt werden dürfe, der nicht vorher von der theologischen Fakultät im Vereine mit dem Bischofe und Kanzler eine Prüfung bestanden und bewiesen habe, daß er der alten, wahren, christlichen Religion zugethan und ein gehorsames Glied der Kirche sei, wurden wieder vier Anhänger jener Sekte geköpft.

---

*) In diesem Jahre (1546) bekleidete die höchste akademische Würde eines Rektors Dr. Wolfgang Laz, Professor der Medizin und insonderlich fruchtbarer Schriftsteller und Sammler auf dem Gebiete der Geschichte und Münzwissenschaft. Er war der Sohn des 1501 aus Stuttgart eingewanderten Simon Laz, welcher ebenfalls Doktor der Medizin war und am 18. Oktober 1532 der Pest zum Opfer fiel; ward am 31. Oktober 1514 in Wien geboren und starb nach Erhebung in den Adelsstand und Verleihung von mehreren Ehrenämtern im 51. Jahre seines Alters am 19. Juni 1565, als untadeliger Katholik seine Grabstätte in der St. Peterskirche erhaltend. Er ist der erste Geschichtschreiber Wiens laut seiner 1546 erschienenen „Vienna", welche 1614 vom Rektor der Bürgerschule zu St. Stefan, Heinrich Abermann, ins Deutsche übersetzt wurde, sowie Herausgeber und Verfasser noch vieler anderer Werke; bethätigte aber in der geschichtlichen Quellenforschung ein sehr weites Gewissen und ergänzte nicht selten durch reine Erfindungen das ihm dabei zweifelhaft und dunkel Erschienene. Gleichwohl war er eine für seine Zeit an geistiger Bildung hervorragende und zu wissenschaftlicher Thätigkeit anregende Persönlichkeit und erwarb sich ein großes Verdienst durch den rastlosen Eifer, mit dem er Denkmäler und Aufzeichnungen aller Art aus der vaterländischen Vorzeit aufsuchte und ansammelte. Die beste Ausbeute kam in sein Geburtshaus, den „Lazenhof" (Nr. 500 am Kienmarkt, Nr. 11 neu in der Rothgasse), der mit Gelübde-Steinen, Legionsziegeln und anderen Ueberresten aus den Tagen der Römerherrschaft prangte; auch ist es nicht zu bezweifeln, daß darin oft sehr lebhafte Erörterungen wissenschaftlicher Fragen, sowie Besteigungen des „Parnaß" stattfanden.

In der Nacht des 18. Februar 1546 trat die Todesstunde für Luther zu Eisleben ein: er starb im Anblick wachsender Gefahr für seine Sache, denn der Kaiser war entschlossen, das Schwert gegen die Protestanten zu ziehen, weil sie die Beschickung des trientinischen Konziles als eines unter dem weit überwiegenden Einflusse des Papstes stehenden verweigerten. Es entbrannte der sogenannte „Schmalkaldische" Krieg, in dem durch die Schlacht bei Mühlberg am 24. April 1547 die ganze protestantische Partei niedergeworfen wurde. Trotzdem sah der Kaiser sich genöthigt, eine versöhnliche Maske gegen die Besiegten vorzunehmen; denn Papst Paul III. war ihm aus Besorgniß, daß er seine unabläßige Absicht: die kirchliche Einheit in einer ihm das Uebergewicht über Petri Stuhl verleihenden Weise herzustellen, durchsetzen könnte, feindselig gegenübergetreten, hatte nicht nur mit dem französischen Könige und der widerkaiserlichen Partei in Italien Abmachungen getroffen, sondern auch unter dem Vorwande einer ansteckenden Krankheit das Konzil nach Bologna verlegt, wo er freier zu schalten vermochte, und hiedurch dessen Spaltung erzeugt, da die kaiserlich gesinnte Minderheit in Trient verblieb. Karl V., der hierüber in solchen Zorn gerieth, daß er seine Mütze mit einem Fluche zur Erde warf, erklärte nun das Konzil bis zu seiner Rückverlegung nach Trient als ungiltig und schritt zur Verwirklichung seiner wirkungslos verpufften Drohung, ohne den Papst eine Vereinbarung beider Religionsparteien zu treffen. Obzwar auf der Höhe seiner Allgewalt, ebensowohl einsehend, daß es nicht möglich sei, ohne irgendwelche Zugeständnisse die Protestanten zur katholischen Kirche zurückzubringen, als auch gewillt, daß in dieser selbst eine Reformation der Mißbräuche und Sitten vorgenommen werde, ließ er von geschmeidigen Theologen beider Parteien ein Glaubensbekenntniß anfertigen, welches für diese einstweilen (interim) bis zur Schlichtung des Religionsstreites durch ein seinem allerhöchsten Willen sich beugendes Konzil gelten sollte. Dieses sogenannte „Augsburger Interim" gestand den Protestanten den Laienkelch, die Priesterehe (insoweit die verheiratheten Geistlichen nicht gezwungen sein sollten, ihre Frauen aufzugeben) zu, behielt aber die Messe sammt dem zeremoniellen Gottesdienste der alten Kirche bei und formte, was das Schlimmste war, die unterscheidenden Lehrsätze der evangelischen Kirche dergestalt um, daß ein charakterloses Mittelding zwischen beiden Bekenntnissen,

das Niemanden befriedigte, zum Vorscheine kam. Am 15. Mai 1548 forderte der Kaiser den in Augsburg versammelten Reichstag, auf dem die evangelischen Stände Oesterreichs, Steiermarks, Kärntens und Krains, die im vorjährigem Herbste auf einem Ausschußtage zu Steyr ihre Beschwerden gemeinschaftlich berathschlagt, einen neuen vergeblichen Versuch machten, freie Religionsübung nach der Augsburger Konfession zu erhalten*), zur unverweilten Annahme des Interims auf und drang mit seinem Willen durch, trotz aller Opposition der äußersten katholischen Partei, die an der Erklärung festhielt, daß eine Anordnung in Religionssachen von keinem Laien, selbst nicht vom Kaiser, ausgehen könne, sowie der Protestanten, welche den Verdacht gegen das Interim schöpften, daß es nur den Zweck habe, sie wieder zum römischen Katholizismus zurückzuführen, einen Verdacht, dem das damals in Aller Munde gewesene Sprichwort:

Das Interim
Hat den Schalk hinter ihm!

Ausdruck gab. Sofort zeigte sich, daß dies derart zum Reichsgesetze erhobene Interim nicht dem Gedanken der Versöhnung entstammt sei. Der Verdacht der Protestanten ward zur Gewißheit durch die gehässige Gewaltsamkeit, womit der Kaiser gegen die unfügsamen Reichsstädte verfuhr.

Sothanes Streben des Kaisers theilte nicht nur König Ferdinand, sondern überbot es noch, da die utraquistischen**) Stände Böhmens mit den „Schmalkaldern" einen Vertheidigungsbund geschlossen hatten, dessen politisches Endziel die Einsetzung des protestantischen Kurfürsten von Sachsen zum Könige ihres Landes war, und sohin zog er, nachdem er Böhmen in den Gehorsam zurückgezwungen, zu Prag einen Landtag mit Hinrichtungen — daher selber der „blutige" genannt wurde — eröffnet und die Stände gezüchtiget hatte, auch in Oesterreich, worin — nach katholischen Berichten — zu selbiger Zeit Ein Rechtgläubiger auf zehn Irrgläubige kam, die evangelischen Schrif-

*) Die erste Unterschrift auf der bittlichen Eingabe der evangelischen Stände Niederösterreichs war die des Schottenabtes zu Wien.

**) Also genannt, weil sie den Genuß des Abendmahls sub utraque specie d. i. unter beiderlei Gestalten für die Laien forderten und einführten.

ten ungescheut gelesen und zum Jugendunterrichte gebraucht wurden, alle Schrauben für die Rückkatholisirung schärfer an. Wie bereits, um der Einziehung der geistlichen Güter zu steuern, das Gesetz gegeben war, daß den Nachkommen von weltlichen Personen, welche ihre Güter an geistliche Körperschaften vergabt, der Wiederkauf gestattet sei, so ward nun auch dem Mangel an katholischen Pfarrern, der vorgeblich deshalb eingerissen, weil die Patrone die erledigten Pfarreien nicht mit katholischen Priestern besetzen wollten, abzuhelfen versucht. Am 20. März 1548, desselben Jahres, in welchem Wolfgang Schmelzel*), der damals allein zu Wien die deutsche Dichtung vertrat, seinen in 1500 Reimzeilen abgefaßten „Lobspruch der hochlöblichen weit berühmten königlichen Stadt Wien in Oesterreich", ein ebenso anziehend als lehrreich das Leben und Treiben der Stadt, sowie gleichzeitige merkwürdige Begebenheiten schilderndes Werk, herausgegeben, erfloß ein Edikt, welches, die Klage voranschickend, daß an vielen Orten die armen Unterthanen ohne Taufe, ohne Beichte, überhaupt ohne Sakramente leben und sterben müßten, anbefahl, daß die erledigten Stellen von den Patronen, bei Verlust ihres Rechtes, binnen zwei Monaten mit Seelsorgern, welche keiner der ketzerischen Lehren anhingen, besetzt werden sollten; zugleich berief Ferdinand die Unterthanen seiner Erblande von den (meist protestantischen) Universitäten des Reiches zurück und bestimmte, daß sie nur zu Wien und Freiburg im Breisgau ihre Studien fortzusetzen haben. Obbesagtes Edikt, das fast gar keine Befolgung fand, ward, da sich die Patrone sowohl wegen Nichtbesetzung der Pfarren, als wegen deren Besetzung mit lutherischgesinnten Männern damit entschuldigten, daß keine tauglichen Pfarrer zu finden wären und auch keine von den bischöflichen Ordinariaten angezeigt würden, mit dem Zusatze erneuert, daß man sich wegen Erhaltes tauglicher Priester an die Bischöfe bittlich zu wenden habe; diese waren aber, obgleich derlei

*) Schmelzel, der Sohn eines Handwerkers, war aus der Oberpfalz gebürtig, aber schon in früher Jugend nach Wien gekommen und daselbst Schulmeister bei den Schotten, Bürger und Hausbesitzer geworden. In der Art des Hans Sachs, der auch einige Zeit in Wien verweilt haben soll, verfaßte er mehrere deutsche Trauer- und Lustspiele, die von seinen Schülern vor dem Volke und dem Hofe aufgeführt wurden.

Gesuche keineswegs zahlreich einliefen, selbst nicht im Stande, den wenigen völlig zu entsprechen, denn die Reihen der katholischen Geistlichkeit waren äußerst gelichtet und erhielten nur spärlichen Zuwachs, was wohl vornehmlich darin beruhte, daß die öffentliche Verrichtung kirchlicher Gebräuche keine ganz ungefährliche Sache war, nicht selten ein Priester von den Lutherischen, die an Fanatismus es den Katholiken zuvorthaten, beschimpft oder mißhandelt wurde. So ereignete es sich zu Wien bei der Frohnleichnams-Prozession 1549, daß ein lutherischer Bäckerjunge, Namens: Johann Hayn, als selbe über den „Graben" sich bewegte, nächst dem Hause „zum grünen Kranze" genannt, auf den die Monstranze tragenden Priester zustürzte, ihm diese aus den Händen riß, zu Boden warf und mit Füssen trat, den Wunsch ausstoßend, daß er also die Abgötter in der ganzen Welt zertreten könnte. Der Fanatiker wurde, nachdem ihm die Zunge ausgeschnitten und beide Hände abgehauen, zur Richtstätte geschleift und daselbst auf einem Scheiterhaufen verbrannt; an der Stelle aber, wohin er die Monstranze geschleudert, vom Könige Ferdinand, damit jene künftighin nicht mehr betreten werde, eine Säule nebst zwei Tafeln errichtet, worauf in deutscher und lateinischer Inschrift die That und des Thäters Strafe „Anderen zur Warnung" verzeichnet waren. Die Anderen, d. i. die Lutheraner, bildeten dazumal fast die Hälfte der Einwohner Wiens und auch die Wiedertäufer begannen wieder zu rumoren, die Häscher des Glaubensgerichtes in Bewegung setzend: mehrere dieser Sekte entgingen im Jahre 1550 der Hinrichtung nur durch schleunige Flucht und einer derselben ward am 7. Juni in der Donau ertränkt. —

Alle Waffengattungen, die Ferdinand bisher aus dem Arsenale der Staats- und Kirchengewalt zur Bekämpfung der neuen Lehren geholt, hatten sich als unzureichend, ja sogar als ganz zweckwidrig erwiesen: er sah sich nach einer wirksameren Schutzwehr um und erkannte selbe in dem von Ignaz von Loyola 1521 gestifteten, vom Papste 1538 bestätigten Orden der Gesellschaft Jesu, der für seinen Zweck: die katholischen Dogmen und das unerschütterliche Festhalten am Papstthume über die ganze Welt zu verbreiten und in ihr zur absoluten Herrschaft zu bringen, einen Zweck, der ihm jedes Mittel rechtfertigte, mit den Waffen, die er den Feinden des Katholizismus abgesehen, kämpfte, doch selbe für sich umformte und vergiftete, daß sie

desto bessere Wirkung thäten. Einen von den sechs ersten Begründern dieser Gesellschaft: den Spanier Nikolaus von Bobadilla hatte Ferdinand schon im Jahre 1542 zu Regensburg kennen gelernt und nach Wien eingeladen, wo er sich seines Rathes in kirchlichen Angelegenheiten bediente und von seiner Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Klugheit derart eingenommen wurde, daß er ihn nimmer lassen wollte; auch folgte ihm der Jesuit in den „Schmalkaldischen" Krieg, ward aber, da er wider das Interim als einen Eingriff in die päpstliche Autorität mit unmäßigem Eifer sich erklärte, durch des Kaisers Weisung, den Hof und das Reich zu verlassen, seinem Umgange entrissen. Bald darauf war er mit Claudius Jajus und anderen Männern dieses Ordens in persönliche Berührung gekommen und hieraus zu dem Entschlusse gelangt, zu Wien „ein Kollegium sowohl für Väter der Gesellschaft Jesu als für studierende Jünglinge" zu errichten; demgemäß schrieb er am 12. Dezember 1550 an Loyola, daß er ihm, maßen als das beinahe alleinige Mittel, der täglich von neuen Uebeln und Irrthümern bedrängten Religion aufzuhelfen, sich darstelle, daß die Erziehung der Jugend von Männern geleitet werde, welche durch reine Lehre und Wandel sich auszeichnen, und hierin die Gesellschaft schon so Löbliches geleistet, eine Anzahl von Mitgliedern senden möge. Sein Botschafter zu Rom unterstützte dies Verlangen auf das Eifrigste bei dem Papste Julius III. und demselben ward auf das Willfährigste entsprochen. Am 31. Mai 1551 langten zehn Patres: zwei Spanier, drei Niederländer, zwei Franzosen und drei Italiener in Wien an, erhielten, von Ferdinand in herzlichster Weise begrüßt, das Dominikanerkloster, wo nur ein Prior mit drei Konventualen sich befand, zur einstweiligen Behausung, und Ende Juni traf auch Jajus, den der Papst zum Rektor des neuen Kollegiums bestimmt, mit dem Pater Peter Schworich ein. Die Bürgerschaft brachte fast ausnahmslos den Ankömmlingen, die in diesem Jahre keine Schule, nur Privatvorlesungen, Predigtübungen u. s. w. hielten, keine Sympathien entgegen, aber der Stadtrath, in dem die höfisch-katholische Partei überwog, machte ihnen bald nach ihrem Eintreffen ein Landhaus sammt Garten im unteren Werd zum Geschenke, und die Hochschule, an der Jajus auf Ferdinands Wunsch und Veranlassung sofort theologische Vorlesungen begann, zollte ihrem Rufe der Gelehrtheit den Tribut, daß sie sich nicht von vorne-

herein gegen sie ablehnend verhielt. Im folgenden Jahre (1552) kamen auf Begehren Ferdinands noch zwei gelehrte Theologen des Ordens, die Holländer: Peter Canisius und Nikolaus Gaudanus an, welche seit einiger Zeit zu Ingolstadt Vorlesungen gehalten, und eröffneten die Jesuiten, denen eine zweite Lehrkanzel der Theologie an der Hochschule übertragen wurde, eine vierklassige Schule im Dominikanerkloster, ohne jedoch mehr als ungefähr 50 Schüler erlangen zu können; zugleich entwickelten sie den größten Eifer im geistlichen Wirken, dem der Erfolg nicht ausblieb, da sie trefflich verstanden, den bekanntlich über Dornen gehenden Weg zum Himmelreiche zu ebnen, bequem zu machen, für ein möglichst großes Publikum einzurichten. Vornehmlich Canisius, der sogleich nach seiner Ankunft im März in mehreren Kirchen predigte, gewann rasch Ansehen und Vertrauen: anfänglich kaum zehn Zuhörer zählend, bekam er von Woche zu Woche sich steigernden Zulauf; als Gewissensrath und als Arzt griff er noch entschiedener durch. Frauen aus der niedersten Volksklasse, wie von hoher Geburt fanden sich bei ihm zur Beichte ein; Kranke suchten ihn auf und wurden von ihm besucht, Heilungen, von ihm vollbracht, verschafften ihm den Ruf eines Wunderthäters; Seelenrettungen, die seiner unermüdlichen und liebreichen Unterweisung in nicht geringer Anzahl gelangen, trugen ihm derartigen Haß der Lutheraner ein, daß König Ferdinand es als nöthig erachtete, ihm, wenn er in eine Kirche zum Predigen ging, bewaffnetes Geleite mitzugeben. —

Der 14. April selbigen Jahres war ein Tag, dem Katholische wie Lutheraner mit neugieriger Spannung entgegensahen, denn für diesen stand die Ankunft von Ferdinands Erstgebornem: Max nach langjährigem Aufenthalte in Spanien mit seiner Gemalin Maria, einer Tochter seines Vaterbruders Kaiser Karl V. bevor und war zudem das Gerücht im Volke verbreitet, daß der Prinz, der fürderhin seine Residenz in Wien nehmen sollte, Kostbarkeiten und Schätze, wundersame Erzeugnisse und seltene Thiere Amerika's als Geschenke des spanischen Hofes mitbringen würde. Außerordentliche Anstalten waren zum Empfange getroffen, drei Triumphpforten in der Stadt errichtet, und vom frühesten Morgen des Einzugstages wimmelte es von Schaulustigen; doch erscholl erst um die zweite Nachmittagsstunde, das Herannahen des Zuges anzeigend, der erste Kanonenschuß. Vor dem Kärntner-

thore, welches für den Einzug in die Stadt bestimmt, mit Fahnen und Gewinden aus Tannenreisig geschmückt war, stand die Volksmenge am dichtesten geschaart und empfing mit lautem Jubel das fürstliche Paar, das in einem achtspännigen reichvergoldeten Wagen einherfuhr; ihm schloß sich ein prachtvolles Gefolge und diesem, offen zur Schau getragen, die glänzende und bunte Gabenfülle an. Darunter befand sich mancherlei fremdländisches Gethier, als: Affen und Papageien; auch Indianer waren im Troß der Dienerschaft zu schauen zur allgemeinen Verwunderung und Freude; aber plötzlich drängte sich die Menge zurück, von Schreck über ein schwarzes Ungethüm erfaßt, das sich zwischen bewaffneten Hütern daherschob. Schon drohte das Gedränge und die Verwirrung eine gefährliche zu werden, da gelang es den Bemühungen einiger Hofherren, die Furcht des Volkes durch die lauten Erklärungen, daß dieses bisher in Wien noch nicht geschaute Ungethüm der in Afrika und Asien heimische Elefant sei, sowie durch dessen wiederholte Betastungen allmälig zu beschwichtigen und in scheuloses Angaffen und Hinzutreten zn verwandeln*). Außer diesem Zwischenvorfalle verlief der Einzug in ungestörter, vorschriftmäßiger Weise, und ihm folgten mehrere Tage hindurch prunkvolle Festlichkeiten mit Aufzügen, ritterlichen Spielen, Musik und Tanz und Beleuchtungen, wovon jene des großen Stefansthurmes, der von unten bis an die Spitze hinauf mit unzähligen Lampenlichtern erhellt war, als einzig und allein damals veranstaltet, besondere Erwähnung verdient.

König Ferdinand wohnte diesen Festlichkeiten nicht bei: gleich nach dem Empfange seines Sohnes und seiner Schwiegertochter war er nach Linz abgereist behufs einer Zusammenkunft mit Moritz von Sachsen, der, den Kaiser überschlauend, plötzlich die Farbe gewechselt,

*) Dieser „erste" Elefant zu Wien, dem man eine große Scheune in der Schebenzer-Luken und späterhin in der kaiserlichen Menagerie des Lustschlosses „Neugebäude" bei Simmering eine bequemere Unterkunft anwies, wurde an der Seitenwand des Eckhauses vom Graben gegen den Stockimeisen-Platz, damals „auf der Mörung" genannt, in Lebensgröße abgebildet. Diese Abbildung war aus Sandstein in Basrelief und unter ihr wurde eine Inschrift in lateinischer und deutscher Sprache angebracht. Im Jahre 1727 war das Basrelief so verwittert, daß es abgenommen und durch ein gleich großes Gemälde ersetzt wurde, welches 1789 bei einem Neubaue übertüncht und nicht wieder hergestellt ward.

sich als Hort des Protestantismus entpuppt hatte, und im Begriffe stand, an der Spitze eines ansehnlichen Heeres nach Tirol zu ziehen, in dessen Hauptstadt Allerhöchstjener seine Residenz genommen, um dem seit 1. Mai 1551 wieder zu Trient tagenden Konzile nahe zu sein. Die Zusammenkunft fand am 18. April statt, führte aber zu keinem Waffenstillstande. Moritz griff mit den verbündeten Fürsten am 18. Mai das kaiserliche Heer bei Reutte an und sprengte es auseinander; Tags darauf stürmte er die Ehrenberger Klause und am 23. rückte er in Innsbruck ein, aus dem der Kaiser, von seinem Bruder Ferdinand begleitet, über das Gebirge nach Kärnten entflohen war. Die eine Folge dieses sieghaften protestantischen Kriegszuges war der am 2. August abgeschlossene Passauer Vertrag, kraft dessen der Kaiser die Abhilfe des Religionszwiespaltes einem einzuberufenden Reichstage zugestand und bis dahin den Protestanten vollkommenen Frieden verbürgte; die andere weit wichtigere war die Erkenntniß der katholischen Reichsfürsten, daß nun nicht mehr an eine gewaltsame Zurückdrängung oder gar Vernichtung des Protestantismus gedacht werden könne. Selbe dämmerte auch in König Ferdinands Kopfe auf und glomm fort, hauptsächlich deshalb, weil er darnach trachtete, dem Bruder in der Kaiserwürde nachzufolgen, diese aber, wie ihm aus Allerhöchstdessen vergeblichen Bemühungen, sie seinem Sohne: dem spanischen Philipp II. zuzuwenden, völlig klar geworden, für einen Fürsten, der nach Ketzerblut dürstete, nicht erlangbar war. Demzufolge that er auch Einhalt der Thätigkeit des Glaubensgerichtes zu Wien: spärlicher befahl es die Hinrichtung Andersgläubiger an und bald nahm solches Blutvergießen ein gänzliches Ende auf längere Zeit. Die Milde, wenngleich nicht grundsätzlich ausgesprochen, ward immermehr thatsächlich ausgeübt; so erließ Ferdinand am 20. Februar 1534 abermals ein Generalmandat zur Einschärfung der Kirchengebote und insonders gegen den Gebrauch des Abendmahls in beiderlei Gestalten, ließ sich aber, da die Stände diesen Gebrauch als „einen von dem Herrn so eingesetzten" beanspruchten, zu dem Bescheide herbei, daß er „diese Sache, weil an ihr selbst schwer und hochwichtig, in ferneres Bedenken nehmen und, sich mittlerweile ihres Gehorsams versehend, bei erster Gelegenheit darüber sich also erklären wolle, wie ihm, als einem christlichen Landesfürsten vor Gott und der Welt wohl verantwortlich

sein werde.“ Doch lag nicht etwa in geänderter religiöser Gesinnung, sondern in einem geänderten Plane bei der Wahl der Mittel der Grund, daß er eine mildere Verfahrungsweise einschlug; die Ansicht, daß größere Erfolge zu erzielen, wenn man den Gegnern, die das bisherige Vorgehen nur noch mehr erbittert und moralisch gekräftigt, etwelche Zugeständnisse mache und in positiver Weise die katholische Sache durch Zuführung neuer Kräfte und durch Ausbildung der vorhandenen fördern, drang sich ihm unabweisbar auf, und hierin mag er wohl durch die Rathschläge, welche ihm der im selben Jahre nach Wien gekommene Friedrich Staphylus, der als eifriger Schüler Luther's und Melanchthon's viele Jahre zu Wittenberg gelebt, sodann auf des Letzteren Verwendung Professor auf der Hochschule zu Königsberg gewesen, aber 1552 wieder zur römisch-katholischen Kirche übergetreten, in einer ausführlichen Denkschrift ertheilte, noch bestärkt worden sein. „Das Heilmittel — hieß es darin — dürfe weder geringer, noch stärker als die Krankheit sein. Mit Feuer und Schwert zu heilen sei nicht mehr möglich, weil bereits Adel und Volk angesteckt seien. Hiebei müsse man vor Allem im Auge behalten, daß die Masse des Volkes nicht auf die feineren, sondern auf die greifbaren Lehren der Sektirer, welche entweder in die äußeren Sinne fallen oder für das praktische Leben von Folgen seien, Werth lege; so namentlich auf die Ausspendung sub utraque, auf die Aufhebung des Fastengebotes und des Cölibates. Für die eigentlichen Grundsätze der Irrgläubigkeit sei der große Haufe gleichgültig und folge jedem Anstoße von oben. Es wäre daher gut, ihn hierin mit einigen Zugeständnissen zu beschwichtigen, gleichzeitig aber durch Errichtung von Bisthümern, durch Aufstellung verläßlicher Schullehrer und Pfarrer, denen man vorläufig auch mehrere Distrikte zutheilen könnte, durch Verbreitung von Katechismen, durch Errichtung von Priesterseminarien für einen brauchbaren Nachwuchs zu sorgen, und der katholischen Sache so zu sagen unter der Hand und ohne Aufsehen Anhänger zu gewinnen.“ So viel ist sicher, daß Ferdinand sich an die meisten dieser Rathschläge hielt, nachdem für deren „Opportunität“ die Jesuiten, denen er am 24. Mai selbigen Jahres das in Verfall gekommene Karmeliterkloster am Hof sammt der Kirche übergab und zum jährlichen Unterhalte die Summe von 1200 Gulden auf das Mauthgefälle zu Linz anwies, sich aus-

gesprochen hatten. Ihnen räumte er das entscheidende Wort ein, denn sie hatten, obwohl erst drei Jahre in Wien, eine so fruchtreiche Thätigkeit ausgeübt, daß er trotz des großen Vertrauens, welches er ihnen entgegengebracht, sich vorwarf, sie noch zu gering geschätzt zu haben, und wie er in Folge solcher Erkenntniß sie in alle seine Lande zu verpflanzen plante und binnen wenigen Jahren verpflanzte, so war es auch sein sehnlichster Wunsch, den bereits zum Hofprediger ernannten und dem am 6. August 1552 gestorbenen Jajus sowohl auf der Lehrkanzel an der Hochschule wie im Rektorate des Jesuitenkollegiums nachgefolgten Canisius auf den eben erledigten Bischofssitz zu Wien zu erheben; doch fand er bei dem Ordensstifter und dem Papste hiefür keine Gewährung und durfte ihm nur die Verwaltung des Bisthums auf unbestimmte Zeit übertragen.

Es kann auch nicht in Abrede gestellt werden, daß die Jesuiten einen erheblichen Umschwung in der religiösen Stimmung Wiens schon bis zu diesem Zeitpunkte bewerkstelliget. Sie hatten einen großen Theil der Bürgerschaft für sich gewonnen, indem sie den Umstand, daß die fremden aus Deutschland gekommenen Kaufleute: die sogenannten „Niederläger," die durch ihre Rührigkeit und ihren Unternehmungsgeist den einheimischen Kaufmannstand überflügelten, fast durchgängig eingefleischte Protestanten waren, schlauest ausbeuteten, den Bürgern das Lutherthum als den Feind ihres Wohlstandes eindringlich schilderten, und als Lohn treuer Ergebenheit für die katholische Kirche königliche Schutzmaßregeln wider die Fremden in Aussicht stellten; sie hatten den Muth und die Zuversicht der Geistlichkeit gehoben, wofür ein hinreichender Beleg der von der spanischen Bruderschaft am Mariahimmelfahrtstage — am 15. August 1554 — verübte Umzug, über den eine Flugschrift sich dahin ausließ, daß „man die Kommunion nach der Einsetzung Christi, den Ehestand der Priester und dergleichen von Gott selbst gebotene Stücke verbiete, und an ihrer Statt heidnische Affenspiele und lose, nichtige Menschensündlein setze." — „Unter diesen „„Affenspielen"" — erzählt Karl Weiß*) — verstand man eine, allerdings ganz merkwürdige, Prozession, welche sich durch die mit grünen Reisig geschmückte Singerstraße, das Blutgäßlein und die Grünanger-

*) In seiner Geschichte der Stadt Wien.

gasse bewegte und an zwei bei dem Eingange der letzteren errichteten Altären anhielt. Voran trug ein Mönch in einem weißen Chorrock ein silbernes Kreuz, darauf folgte der Meßner in rothem Rocke mit einer Glocke, umgeben von neun Mitgliedern der spanischen Bruderschaft in blauseidenen Unter- und weißatlassenen Oberkleidern, blauen Hüten, Schellen an den Füssen und vermummten Gesichtern. Einer derselben schritt mit Trommel und Pfeife voran, dann folgten andere acht Spanier mit blau und weiß gemalten Stangen und zwei in schwarzen Sammtkleidern mit vermummten Gesichtern, welche nach Trommel und Pfeife tanzten. Diesen folgten vier Spanier, die unter einem Baldachin ein silbernes Marienbild auf einer Bahre trugen, welches, in einen blauen Atlasmantel gehüllt, auf einem vergoldeten Sessel saß. Hinter dem Baldachin gingen ein Musikkorps mit Zimbeln, Pfeifen und Posaunen, Barfüsser-Mönche, spanische Geistliche in ihren Meßkleidern, ein spanischer Bischof und spanische Weiber. Bei dem Altar angelangt, wurde das Marienbild aufgestellt, daneben ein Sessel gestellt, und darauf ein in kleine Stücke getheiltes Kruzifix gelegt. Nachdem man einmal um Beide getanzt, sprang ein Mitglied der Prozession zum Stuhle hin, nahm ein Stück von dem Kruzifix weg und tanzte weiter. So ging es fort, bis alle Stücke von dem Kruzifix weggenommen und nach beendigtem Rundtanz wieder auf den Stuhl gelegt worden waren. Damit war die Ceremonie beendigt, die vor der Kirchenthür und vor dem Hochaltar wiederholt wurde. Alle, die an dieser Prozession theilnahmen, verdienten sich damit einen großen Ablaß."

Wie hieraus ersichtlich, fehlte es immer noch nicht an Geschehnissen zu Wien, die den Leuten „spanisch" vorkommen konnten, aber wenn auch geräuschlos, ward zugleich an einer Vertiefung des inneren Lebens der katholischen Kirche die Hand angelegt und unverkennbar mehrten sich die Anzeichen, daß der Bahn der Kompromisse zwischen der katholischen und lutheranischen Partei — allerdings mit dem Hintergedanken, die letztere in den alten Glauben hinüber zu gängeln — von Ferdinand, gedrängt durch die Macht der religiös-politischen Verhältnisse im deutschen Reiche, zugeschritten wurde. Solches Gepräge wies auch schon die mit Beginn dieses Jahres verfügte umfassende „Reformation" der Hochschule zu Wien, um dem Verfalle zu steuern, dem sie so rasch zugeeilet war, daß die Anzahl der Studenten inner-

halb eines Jahrzehentes von 6000 auf 30 herabsank, und dem alle bisher erlassenen Verordnungen, ertheilten Auszeichnungen und Vermehrungen ihrer Einkünfte*) nicht abzuhelfen vermocht. Diese sogenannte „Reformation," welche mit geringen Abänderungen das Grundgesetz der Wiener Hochschule durch zwei volle Jahrhunderte verblieb, legte dieser, nachdem sie schon ein selbstthätiges, in auszeichnender Weise und für besondere Zwecke privilegirtes Glied der Kirche nicht mehr sein wollte, nur die Verpflichtung auf, wenigstens eine ihren allgemeinen Gesetzen sich fügende Tochter zu sein, sprach aus, daß sie zur Verbreitung des Glaubens und zum Lobe Gottes wirken solle, aber auch die Interessen des Staates vor Augen zu halten habe, und hob die Verordnung vom 30. März 1546 wieder auf, als ausreichende Bürgschaft erachtend, wenn der neue Professor dem Rektor ohne Eid erklärte, daß er orthodoxen Glaubens und ein Mitglied der katholischen Kirche sei. Auch nahm Ferdinand die letztere Bestimmung nicht zurück, obwohl sich herausstellte, daß die verlangte Erklärung manche protestantisch Gesinnte nicht abhielt, als Professoren bei der Hochschule einzutreten, und drückte diesem Umstande gegenüber ein Auge zu, um Ruhe zu haben und von dieser begünstigt die katholische Sache im Stillen fördern und bessere Zeiten abwarten zu können, während er mit dem anderen wohlgefällig betrachtete, daß die Hochschule wieder einen Aufschwung nahm, mindestens einen zahlreicheren Zuspruch fand. Nur die theologische Fakultät siechte fort trotz der Jesuiten, die bereits eine lateinische Schule eröffnet und am 4. Juni 1555 vier Knaben — hiermit den Anfang zu einem Konvikte legend — in Kost nahmen, war nicht einmal im Stande, dem schon 1551 erhaltenen Auftrage wegen Verfassung eines Katechismus für das Volk nachzukommen, weßhalb sich Canisius zu dessen Uebernahme bereit erklärte. Noch vor Ablauf des Sommers 1555 erschien er zu Wien im Drucke; von Ferdinands nachdrücklichem Befehle an sämmtliche Obrigkeiten begleitet, daß alle bisherigen Katechismen im Lande abzuschaffen, dieser einzig und allein in Schulen und Kirchen durchgehends eingeführt und ge-

*) Auch war es auf Betreiben Ferdinand's, daß 1553 die niederösterreichischen Stände 100 und die Stadt Wien 25 arme Studenten auf eigene Kosten zu unterhalten sich verpflichteten.

braucht werde. Uebrigens erntete er mit diesem Werke,*) welches er für ein kräftiges Mittel hielt, seine Unterthanen im alten Glauben zu befestigen und das Umsichgreifen der evangelischen Lehrsätze abzuwehren, bei der römischen Kurie keinen Dank; sie vermerkte es gar übel, daß er als ein weltlicher Fürst sich unterstanden, ohne erbetene Genehmigung des Papstes in Religionssachen ein Buch abfassen zu lassen und dieses als Glaubensnorm in seinen Landen einzuführen, und von da an trat zwischen ihr und ihm eine Spannung ein, die unter dem neuen Papste Paul IV. bis zur Feindseligkeit anwuchs. Hiezu trug nicht unwesentlich bei, daß auf dem im Passauer Vertrage verheißenen und endlich im Februar 1555 zu Augsburg zusammengetretenen Reichstage, für welchen der Kaiser seinem Bruder Ferdinand unbeschränkte Vollmacht gegeben, am 25. September ein Religionsfriede abgeschlossen wurde, laut dessen das Lutherthum auf den Fuß der Rechtsgleichheit mit dem Katholizismus gestellt, aber auch der unsinnige und dem Menschenrechte hohnsprechende Grundsatz: „Cujus regio, ejus religio“ aufgestellt worden, der in bündiges Deutsch übertragen dahin lautet, daß das, was der Fürst glaubte, das ganze Land zu glauben hatte; wenn es einem Fürsten einfiel, das Bekenntniß zu wechseln, die Unterthanen es nachmachen mußten. Allerdings hatte dieser „Augsburger Religionsfriede“ für die habsburgischen Lande keine Giltigkeit, dennoch übte er auf sie eine Rückwirkung aus. Selbe zeigte sich zuerst darin, daß Ferdinand auf dem am 15. Januar 1556 zu Wien eröffneten Landtage den Ständen den Gebrauch des Kelches unter der Bedingung gestattete, daß sie bis zum Ausgange des Konzils bei den Satzungen der römischen Kirche beharrten, und diese Erlaubniß trotz ihrer Verwerfung Seitens des Papstes, auf dessen Befehl auch die Inquisition erneuert und das erste Register verbotener Bücher verfaßt wurde, nicht zurücknahm; endlich entwickelte sich daraus der Grundsatz, daß der Adel frei seine Religion bekennen dürfe, während die Bürger und Bauern in ihrem Glauben der Willkür ihrer Herren preisgegeben waren.

*) Der Katechismus des Canisius wurde in dem Zeitraum von nicht viel mehr als einem Jahrhundert 400 Mal aufgelegt und in die Sprachen fast aller Völker übersetzt.

3.

Kaiser Karl V., des Herrschens müde geworden, als er sich in dem Falle gesehen, dem Abschlusse eines „immerwährenden" Religionsfriedens im deutschen Reiche nicht widerstreben zu können, hatte durch seinen Geheimschreiber Pfinzing, der unmittelbar vor dem Schlusse des Reichstages zu Augsburg angelangt, seinem Bruder Ferdinand schriftlich vermelden lassen, daß er ihm das Kaiserthum unverweilt abzutreten, diese Sache vor die Stände gebracht und von ihnen zu Ende geführt wünsche; sie war jedoch von Ferdinand nicht vor den Reichstag gebracht, maßen sie vor die Kurfürsten gehörte, und dies dem Kaiser nebst Bitten, den Abtretungsgedanken aufzugeben, in vertraulicher Weise bedeutet worden. Allein Allerhöchstdieser hielt an seinem Vorsatze fest, die vielen Kronen, die er trug, abzulegen und in klösterlicher Abgeschiedenheit seine letzten Jahre zu verbringen. Bereits hatte er seinem Sohne Philipp die Herrschaft über Neapel, Mailand und die Niederlande, wenige Monate später — am 15. Januar 1556 — jene über Spanien und dessen überseeische Besitzungen überlassen, und im September selbigen Jahres ordnete er eine Gesandtschaft an die Kurfürsten ab, um ihnen seine Verzichtleistung auf das Reich, an dessen Geschäfte er jede weitere Theilnahme seit dem Augsburger Frieden sorgfältig vermieden, und auf die Kaiserkrone zu Gunsten seines Bruders anzukünden. Den Kurfürsten erschien anfänglich solcher Verzicht als ihrer und des Reiches Ehre nachtheilig und sie erklärten, da dieser Fall noch nicht vorgekommen, sich berathen zu müssen: erst im Januar 1558 gingen sie auf Karl's Wunsch ein und zwei Monate darauf — am 14. März — vollzogen sie zu Frankfurt am Main die Uebertragung der Kaiserwürde an Ferdinand, nachdem er angelobt, den

Religionsfrieden sowohl als den Landfrieden stets und fest zu beobachten. Ferdinand, als Erster dieses Namens, zum erwählten römischen Kaiser ausgerufen, bestieg den in der Bartholomäuskirche auf einem Gerüste für ihn errichteten Thron und ein Gottesdienst, so eingerichtet, daß die Bekenner des Katholizismus wie des Protestantismus ihm beizuwohnen vermochten, beschloß die Feierlichkeit.

Zu Wien ward die Kaiserwahl Ferdinands fast ausnahmslos wohlgefällig vernommen, insonders die Lutheraner bauten große Hoffnungen darauf, und so warf es sich, als die Kunde von Allerhöchstdessen Ankunft erfolgte, nicht blos in festliches Gewand, sondern brachte auch eine freudig gehobene Stimmung entgegen. Hievon gibt Zeugniß ein in Hexametern die Empfangsfeierlichkeiten schilderndes Gelegenheitsgedicht des Doktors der Rechte: Peter a Rotis, *) welches von Josef Feil im Jahre 1852 der Vergessenheit und Verstaubung in einer Bücherei entrissen und, auszugsweise in Prosa übertragen, veröffentlicht wurde — nicht ohne seinem werthvollen Aufsatze, den wir im Hauptsächlichsten wiedergeben, die nur allzuwahre Bemerkung voranzuschicken, daß, „wie denn die österreichischen Geschichtschreiber und Chronisten über das 16. Jahrhundert, hier auch Buchholtz **) nicht ausgenommen, ihre Blicke überhaupt stets mehr auf den äußeren Schauplatz der Ereignisse, als auf's eigene Heimatland richteten, auch über das Festgepränge beim Einzuge Ferdinand's in Wien, mit Uebergehung der ganzen Thatsache, sogar in den ausschließend der Wiener Geschichte gewidmeten Werken nirgends die geringste Andeutung zu finden" sei.

Auf einem mit dem Reichsadler geschmückten, überhaupt reich ausgezierten Schiffe machte der Kaiser die Donaureise nach Wien und stieg daselbst in der sogenannten Schottenau am 14. April an's Land, von einer zahllosen Volksmenge mit lautem Jubel empfangen, von den Vertretern der Gemeinde, den Stände-Abgeordneten und der bewaffneten Bürgerschaft mit Fahnen, auf welchen die Wappen der Erblande prangten, ehrfurchtsvoll begrüßt. Unter dem Donner der

*) Wien bei Michael Zymmerman 1558.

**) Franz Bernhard von Bucholtz, der eine viel- und dickbändige Geschichte der Regierung Ferdinands I. geschrieben, hat in deren achtem Bande einen kurzen Auszug besagten Gedichtes gebracht.

Geschütze auf den Wällen und Thorthürmen der Stadt, unter Glockengeläute und schallender Musik bewegte sich der festliche Zug über die Schlagbrücke, eröffnet von berittenem Adel in Prunkgewändern; daran reihten sich die Mitglieder des Landesregiments, der kaiserliche Hofstaat, die Prinzen: Max und Karl, und, umgeben von mehreren mit dem Reichsadler geschmückten Herolden, der Kaiser; nach ihm schritt zwischen einem Gehege der Hartschierengarde paarweise der Wiener Stadtrath einher; die bewaffnete Bürgerschaft machte den Schluß. Beim Rothenthurmthor trat der Kaiser unter einen von acht Stadträthen gehobenen, mit Seide, Gold und Bildwerk reichgeschmückten Traghimmel mit dem Reichsadler. So bewegte sich der Zug bis zum Stefansdome, vor dessen großem Thore Allerhöchstselber von dem Bischofe Anton von Muglitz mit der Priesterschaft, von dem kaiserlichen Rathe und Rektor Dr. Georg Eder mit dem Universitätskörper, angethan mit allen Abzeichen ihrer Würde, empfangen und zum Hauptaltar geleitet wurde. Nach Abhaltung eines Hochamtes, nach einer Anrede des Bischofes und erfolgter Erwiederung des Kaisers, begab sich dieser unter fortwährendem Geschützdonner und Glockengeläute an der St. Michaelskirche vorüber, vor der eine prachtvoll ausstaffirte Marienstatue aufgestellt war, in die Hofburg, deren Erneuerungsbau ebendamals im Werke begriffen war, und hier ward er von den weiblichen und kindlichen Gliedern seiner Familie — von den letzteren mit Anreden in spanischer Sprache — empfangen.

Mit Einbruch des Abends entfaltete sich auf dem weiten Platze zwischen der Burg und dem alten Zeughause der Glanz festlicher Ritterspiele, die bis in die tiefe Nacht währten. Fackeln und Lampen, der Brand eines von Holz aufgeführten Schlosses und Sprühfeuer von der Spitze des Stefansthurmes erhellten den Nachthimmel, bevor der Mond sein Licht ergoß und die Waffen und Rüstungen der Kämpfer, deren kunstfertige Uebungen der Kaiser mit seiner Familie aus den Fenstern der Burg überschaute, in blendenden Silberglanz tauchte. Ein großartiger Triumphzug beschloß die festliche Begehung des Tages.

Am nächsten Sonntage — 17. April — überreichte der Stadtrath mit dem Bürgermeister Georg Brandstetter und dem Stadtrichter Lorenz Hüttendorfer an der Spitze dem Kaiser die gewöhnlichen

Ehrungen und Schenkungen: vergoldete Silbergeschirre, fette Ochsen, Wein und Hafer, brachte ihm die Hochschule, ihren Rektor voran, gereimte und ungereimte Glückwünsche dar. Unter den vielen Festgedichten erregten jene, die den Rektor, mehrere Professoren und Studierende der Universität zu Verfassern hatten und von dem Ersteren bei Raphael Hofhalter zu Wien in Druck gegeben wurden, derart des Kaisers Wohlgefallen, daß er mehrere der Studierenden, die sich daran betheiligt, mit den Abzeichen des Adels auszeichnete und der Wiener Hochschule das ihr vom Kaiser Max I. am 31. Oktober 1501 verliehene Vorrecht, Dichter mit dem Lorbeer zu krönen, wie es bis dahin der Kaiser allein ausgeübt, am 10. September selbigen Jahres im ganzen Umfange erneuerte. Schon zwei Monate vor der Ausfertigung der Bestätigungsurkunde ward diese Auszeichnung dem Nürnberger Heinrich Eckard, am 15. September aber dem Elias Raab, Hieronymus Lauterbach und Veit Jakobaeus in einer Versammlung von Fürsten, Gesandten und allen Universitätsgliedern durch den kaiserlichen Mathematiker Dr. Paul Fabricius unter einem seit Menschengedenken nicht geschauten Gepränge verliehen.

Die Hoffnungen, welche die Lutheraner in Wien und in den habsburgischen Landen auf den Kaiser Ferdinand I. setzten, verwirklichten sich in ihrem ganzen Umfange nicht, aber so viel gab sich doch zu ihrer Genugthuung kund, daß Allerhöchstselber eine Politik befolgte, welche die Verträglichkeit der beiden Religionsparteien im öffentlichen und Privat-Leben einstweilen — denn ihre Vereinigung blieb das Endziel seines Wünschens! — zu erreichen strebte, ohne dem Hochdrucke nachzugeben, der von Rom wider ihn ausgeübt wurde. Kaum in der Wiener Hofburg abgestiegen, ward er nämlich von der Kunde ereilt, daß Papst Paul IV. die Abdankung Karl's V., weil ohne seine Genehmigung erfolgt, sowie seine eigene Kaiserwahl, weil ketzerische Kurfürsten das Wahlrecht geübt, für null und nichtig erklärte, ihm als Hauptverursacher des „Augsburger Religionsfriedens," dem er seine Anerkennung versagte, herbe Vorwürfe machte und ihn beschuldigte, daß er für die religiöse Erziehung seines Sohnes Max nicht gehörig Sorge getragen. Niemand im Reiche kümmerte sich um den päpstlichen Einspruch gegen die Kaiserwahl; dennoch suchte Ferdinand selben zu heben, indem er einen außerordentlichen Gesandten nach Rom abgehen

ließ. Als aber der Papst diesem anbefahl, sich zu entfernen, und, endlich ihn nur als Privatmann vorlassend, den Befehl an Ferdinand, die Kaiserkrone niederzulegen und zu erwarten, was er alsdann verordnen werde, mit dem Reisepasse zustellte, ließ Allerhöchstdieser, der hierüber auf das Krankenlager geworfen wurde, durch den Reichsvizekanzler Seld eine Widerlegung der päpstlichen Ansprüche ausarbeiten, worin kein Anstand genommen ward, unter Anderem auch Folgendes zu sagen: „Jetzund hebt man den alten, verlogenen Zank wieder an und bedenkt hergegen nicht, daß mittlerzeit, von den vorigen Päpsten her, die Sachen weit eine andere Gestalt gewonnen. Denn da man vormals den römischen Stuhl gar nahend angebetet und für Gott gehalten, da wird derselbe jetzund von einem großen Theile der Christenheit verachtet; und da man vormals den päpstlichen Bann übler, denn den zeitlichen Tod gefürchtet, da lachet man jetzund desselben; und da man vormals, was von Rom kommen, für göttlich und heilig gehalten, da ist das römische Wesen und Leben jetzund der ganzen Welt dermaßen bekannt, daß schier Männiglich — er sei wer er wolle, der alten oder neuen Religion — dafür ausspeiet."

Also sah sich Ferdinand, sowie die Kaiserkrone auf seinem Haupte ruhte, zu einer Opposition gegen Rom getrieben, der man eine gewisse Verwandtschaft mit dem ersten Auftreten des Protestantismus nicht abzuerkennen vermag, und daraus ward, zumal des Papstes Starrsinn nicht zu beugen war, vielfach gefolgert, erwuchs das Gerücht, daß die Jesuiten aus Wien und den habsburgischen Landen fortgewiesen werden würden. Weil ebendamals Canisius, zum Ordensprovinzial in Deutschland ernannt, von Wien schied, mehrte sich die Gläubigkeit für dieses Gerücht, dennoch entbehrte es jeglichen Grundes. Ferdinand ließ sich durch des Papstes feindselige Haltung keineswegs wider die Jesuiten beeinflußen, die er als tauglichste Werkzeuge erkannt, dem Verfalle des Katholizismus entgegenzuwirken, gab ihnen vielmehr reichlichere Beweise seiner ungeschmälerten Gunst. Noch im Jahre seiner Kaiserkrönung unterstützte er ihr den besten Fortgang nehmendes Konvikt, betraute er sie mit der Erziehung seiner Sängerknaben und spendete er ihnen die Mittel, um ein Seminar für arme Studierende zu errichten; im folgenden Jahre vermehrte er abermals ihre Einkünfte gegen die Verbindlichkeit, daß immer zwei ihrer Theologen an der Hochschule

Vorlesungen hielten, und verhalf er ihnen zur Errichtung einer Druckerei; endlich 1560, in welchem Jahre sie von einem gewissen Jordan drei Häuser auf dem Judenplatze mit dem Vorbehalt des Wiedereinlösungsrechtes kauften, schenkte er ihnen das Schranzerische Haus am Hof (später Collalto), auf daß sie darin junge Söhne des niederösterreichischen Herren- und Ritterstandes erzögen; doch scheiterte dieser Zweck, sintemalen der Mehrtheil der Stände lutherisch gesinnt, und so wurden statt der einheimischen fast nur auswärtige junge Adelige mit Genehmigung des Kaisers aufgenommen.*) Dagegen machten die Jesuiten durch ihre lateinische Schule, in der die Schüler kein Unterrichtsgeld zu bezahlen hatten, der Bürgerschule bei St. Stefan, an der dieses vierteljährig zu entrichten war, einen solchen Eintrag, daß deren Vorstand eine neue Schulordnung entwarf, welche der ihrigen sich näherte, und zugleich von dem Stadtrathe die Abstellung des Schulgeldes heischte. —

Mittlerweile war der zähe Gegner des Hauses Habsburg Paul IV. gestorben und sein Nachfolger Pius IV. nicht säumig gewesen, Ferdinand in der Kaiserwürde anzuerkennen, sich mit ihm in gutes Einvernehmen zu setzen. Dieses Entgegenkommen bot dem Kaiser eine um so angenehmere Ueberraschung, als er von der Wiederherstellung besserer Beziehungen zu dem Stuhle Petri eine günstige Einwirkung auf seinen Erstgebornen Max verhoffte, der trotz des mehrjährigen ihm in dem starr-katholischen Spanien angewiesenen Aufenthaltes seine Hinneigung für die neuen Religionslehren nicht verloren, aus Anhängern derselben seine nächste Umgebung, namentlich Johann Sebastian Pfauser zu seinem Hofprediger, Georg Muschler zum Erzieher seiner Kinder gewählt, und bisher allen Einflüssen der Jesuiten — selbst seine Schwägerin, die Prinzessin Johanna von Portugal, hatte ein Mitglied dieses Ordens: Christof Roderich behufs seiner Rückgewinnung in die römisch-katholische Kirche nach Wien gesandt! — sich als unzugänglich erwiesen. Max entsprach der väterlichen Erwartung insoferne, als er ein

*) Einer von diesen adeligen Zöglingen war (1564—1566) der Pole Stanislaus Kostka, der im Eckhause der Steindlgasse Nr. 428 (neu Nr. 6) wohnte und dessen Wohnzimmer, weil ihm darin die Jungfrau Maria mit dem Jesukinde und der heiligen Barbara während einer schweren Krankheit erschienen sein soll, anderthalb Jahrzehente nach seinem 1568 eingetretenen Tode in eine Kapelle umgestaltet wurde.

Beglückwünschungsschreiben an den neuen Papst abgehen ließ, und dieser erwiderte es mit freundlichen Ermahnungen und der Absendung des Bischofs Hosius von Ermeland nach Wien, um ihn von der Hinneigung zu den neuen Lehren zurückzubringen und im katholischen Glauben zu befestigen. Der Bischof verlegte sich vornehmlich auf Religionsgespräche, legte aber auch Minen, welche die Lutheraner vom prinzlichen Hofe hinwegbefördern sollten, und der Prediger Pfauser war der Erste, der seiner Wühlerei unterlag. Den Kaiser hetzte er gegen diesen „Hauptverführer seines Sohnes" in derartige Wuth, daß er ihn bei der Gurgel packte und zu erdolchen drohte, wenn er nicht sofort von Wien sich verabschiede; wie verfehlt jedoch die Wirkung auf Max war, geht daraus hervor, daß er dem schleunigst Abgereisten schrieb: „Seid getröstet und gedenkt, daß wir, so Christum bekennen, müssen verfolgt sein und das Kreuz leiden und tragen," und ihm eine Ziffernschrift übermittelte, damit er desto freier schreiben könne. *) — Auch ein Vierteljahr später, als Max dies geschrieben: im Juni 1560, welcher den Wienern reichliche Augenweide bot, da aus Anlaß eines Besuches des Herzogs Albrecht von Baiern, Gemals seiner Schwester Anna und bei Anwohnung sämmtlicher Mitglieder der kaiserlichen Familie mannigfaltige Festlichkeiten stattfanden, that er seiner religiösen Gesinnung so wenig Zwang an, daß er in der Frohnleichnamsprozession, die starken Regens halber im Stefansdome abgehalten wurde und an der sich der Kaiser, sein bairischer Schwiegersohn und seine jüngeren Söhne Ferdinand und Karl betheiligten, durch seine Abwesenheit glänzte. Bis zum Schlusse dieses Jahres aber erweiterte sich noch die zwischen ihm und seinem Vater eingerissene Spaltung, wie aus seinen an den Kurfürsten von der Pfalz geschriebenen Zeilen: „er selbst möchte vielleicht noch als ein Vertriebener zu ihm kommen, und bitte, wo es geschähe, bei ihm ein offenes Haus und Herberge zu finden," sich am unzweideutigsten ergibt.

Der Bischof Hosius reiste im Sommer 1561 von Wien ab, ohne die Beruhigung mitnehmen zu können, daß ihm der Zweck seiner Sendung mindestens annäherungsweise gelungen sei, und so setzte er von Trient aus auf brieflichem Wege das Bekehrungsamt fort; zu-

*) Pfauser ward lutherischer Propst zu Lauingen, allwo er 1569 starb.

gleich wurde dieses am Hofe selbst mit drastischeren Mitteln ausgeübt. Der Kaiser drohte seinem Erstgeborenen an, daß er nicht nur die Nachfolge im Kaiserthum, sondern die ihm bereits erwirkte Thronfolge in Böhmen auf einen der jüngeren Söhne lenken werde, ja verschmähte sogar nicht, dessen Gemalin für Trennung der Ehe bearbeiten zu lassen, wobei die Versucher aber, so sachte sie auch zu Werke gingen, rückhaltlose Abweisung erfuhren. Ob nun durch bischöfliche Einwirkung oder durch kaiserliche Anordnung herbeigeführt — ein Wendepunkt in dieser brennenden Familiensache trat im Januar 1562 ein. Max gab die Erklärung ab, in der Gemeinschaft der katholischen Kirche bleiben zu wollen, womit allerdings nicht ausgesprochen war, daß er sich aufrichtig und entschieden zu allen ihren Dogmen bekenne, und daraufhin, wenn auch eine gewisse Spannung zwischen ihm und dem Vater verblieb, sah sich doch Allerhöchstdieser und zwar vornehmlich durch ein Gutachten seiner Räthe bestimmt, für ihn um die römische Königskrone zu werben und ihm die böhmische nicht mehr vorzuenthalten. Max konnte auf die Stimmen der drei weltlichen Kurfürsten, die sich zur evangelischen Lehre bekannten, zuversichtlich zählen, da er mit den bedeutendsten protestantischen Fürsten in freudschaftlichstem Verhältnisse stand, ihnen „gute runde deutsche Worte und Werke, nicht spanische" verheißen; aber auch jene der drei geistlichen Kurfürsten, die nichts mehr von einer „spanischen" Regierung wissen wollten, waren für ihn gewonnen, als der Kaiser ihnen durch seinen Beichtvater die schriftliche Zusicherung ertheilte, „daß sie in Absicht der Religion nichts von seinem Sohne zu besorgen hätten." Am 20. September 1562 empfing Max zu Prag, wohin er von Linz, das wegen der zu Wien herrschenden Pest seine einstweilige Residenz geworden, gekommen war, die böhmische Königskrönung; am 24. November ward er zu Frankfurt am Main einstimmig zum römischen Könige gewählt und am 30. gekrönt, nachdem er von seinem Vater, der gar nicht so sicher seiner Anhänglichkeit an die römische Kirche war, als er sich gab, die erbetene Einwilligung zur Annahme seiner Wahl mit Daraufgabe von nachdrücklichen Mahnungen gutkatholischen Verhaltens empfangen hatte.

Erst am 16. März 1563 kehrte Max, seit die römische Königskrone auf sein Haupt gesetzt worden, nach Wien zurück, das ihm einen Empfang bereitete, so großartig und herzlich, wie es noch keinem frühe-

ren Landesfürsten gehuldigt. Trotz der rauhen Jahreszeit waren die Straßen, welche er vom Rothenthurmthor bis in die Burg zurückzulegen hatte, mit längs den beiderseitigen Häusern aufgepflanzten Fichtenbäumen und Sträuchern in einen Garten umgewandelt, der statt Blumen eine Unzahl natürlicher oder künstlich geschnitzter und bemalter Früchte, vornehmlich Pommeranzen, trug. Mit gleichem Zierrath bekleidet waren drei Ehrenpforten, die in der Rothenthurmstraße, auf dem Roßmarkt (Stockimeisenplatz) und am Kohlmarkte sich erhoben, sowie die am Lugeck und auf dem Graben errichteten Brunnen, aus deren Röhren weißer und rother Wein strömte und von deren Giebeldächern Obst und Backwerk, Gold- und Silbermünzen ausgeworfen wurden, so lange der Einzug in der Stadt währte. Noch andere Ueberraschungen harrten des volksbeliebten Fürsten, der, bei dem Rothenthurmthore eintreffend, vom Bürgermeister Hermann Bayer und dem Stadtrathe unter einem hohen, mit Adlern gezierten und mit schwarz-roth-goldenen Quasten behangenen Baldachin von gelbem Atlas bewillkommt und eingeleitet wurde. Der Zug, bei dessen Eintritt in die Stadt von allen Wällen die Geschütze donnerten, von allen beflaggten Kirchenthürmen die Glocken und allenthalben heitere oder feierliche Weisen erklangen, ward von 85 Spielleuten eröffnet; daran reihten sich 600 zur Hälfte gelb und schwarz, zur Hälfte roth und weiß gekleidete Knaben, 150 Bürgerssöhne in rothe Glanzleinwand gekleidet mit weiß-gelben Federn auf den Hüten, und der Stadtrath in schwarzer Sammtkleidung. Unter dem Baldachin, dem eine neue aus schwerem gelbem Seidenzeug verfertigte Reichsfahne vorgetragen wurde, folgten zu Pferde König Max und seine Söhne Rudolf und Mathias, sodann in gold- und silberglänzenden, blumengeschmückten Kutschen die Königin Marie mit den Prinzessinnen Anna und Elisabeth und dem weiblichen Gefolge. Die Hartschierengarde, zahlreiche bewaffnete Bürgerschaft in weißer und rother Uniform, Zeugmannschaft mit laubumwundenen Geschützen und Reichstruppen schlossen den Zug, der unter dichtem Gedränge jubelnden Volkes sich nur langsam nach dem Stefansdome hinbewegte. Auf dem Knopfe des großen Thurmes hatte schon bei des Königs Eintritte in die Stadt das ob solcher Höhe angestaunte Schauspiel des Fahnenschwingens begonnen; wie er nun, am Friedhofe angelangt, vom Pferde stieg, schwebte auf einem von dem Thurmknopfe auf den unausgebauten

Thurm gegen den Bischofshof zu gespannten Seile ein großer künstlicher Adler herab. Nach geendetem Hochamte im Dome setzte sich der Zug nach der zweiten Ehrenpforte in Bewegung, woselbst der König eine weitschweifige, von Dr. Wolfgang Lazius verfaßte Anrede zu erleiden hatte, und von da über den Graben und Roßmarkt durch die dritte Ehrenpforte nach der Burg, wo der König, bevor er sich in seine Gemächer zurückzog, mit Silbermünzen, so bei seiner Krönung geprägt und ausgeworfen, die Bürgerschaft und die Reichstruppen begaben ließ. Zwei große Mahlzeiten, auf städtische Kosten im Rathhause und in der Wohnung des Unterkämmerers gegeben, ein Feuerwerk auf dem Platze vor der Burg, Freudenfeuer auf dem Stefansthurme, waren die weiteren Verherrlichungen des Tages und ein großes Freischießen, zu Ehren des Königs von der Bürgerschaft veranstaltet, bildete den Schlußpunkt des Festprogrammes.

Wenige Tage darauf eröffnete König Max als Stellvertreter seines Vaters, der ihm jedoch auch jetzt noch keine besondere Theilnahme an der Verwaltung der habsburgischen Lande einräumte, den nach Wien ausgeschriebenen niederösterreichischen Landtag. Die weltlichen Stände reichten sofort eine Bittschrift um Abstellung ihrer Religionsbeschwerden ein und baten ihn, durch seine Verwendung zu bewirken, daß „sie bei der erkannten Wahrheit nach Maßgabe der Augsburger Konfession belassen und gegen jene, die sich aufrichtig dazu bekennten, darnach den Gottesdienst ausübten, mit keiner Strafe verfahren würde." Ohne Vollmacht in Religionssachen zu handeln, versprach er, ihre Bittschrift bei dem Kaiser „mit bestem Fleiße" zu befürworten, doch Allerhöchstdieser, der zu Innsbruck verweilte, ließ, an dem Wahne festhaltend, daß das Trienter Konzil den Religionszwiespalt ausgleichen werde, demselben am 20. Mai nur eine Anzahl „Reformationsartikel" zustellen mit dem Bemerken, daß die Reformation der Sitten — anzufangen vom päpstlichen Hofe — noch weit dringender sei, als die Uebereinkunft in den Glaubenslehren, womit man sich bisher fast allein beschäftiget hätte, und verlangte von demselben, nebst der Abschaffung mehrerer Mißbräuche in der kirchlichen Verwaltung, die Gestattung der Landessprache beim Gottesdienste, des Laienkelches und der Priesterehe. Nach langem Gehader beschloß die Mehrheit des Konzils, daß die Entscheidung der drei genannten Forderungen dem Gutdünken des Papstes

zu überlassen sei, und am 4. Dezember ging es auseinander, nachdem es in Disziplinarsachen manche nothdürftige Verbesserungen des allzu schadhaft Gewordenen eingeführt, in Glaubenssachen aber Alles neuerdings als unumstößliche Kirchenlehre bestätigt, was am meisten von den Protestanten angegriffen wurde, und einen Fluch gegen alle Ketzer geschleudert hatte. Der Kaiser war über solchen Ausgang des Trienter Konziles ebenso bestürzt als empört und suchte, weil dasselbe die unbestreitbare und unbeschränkte Alleinherrschaft des Papstes in der römisch-katholischen Kirche festgestellt, von diesem einige Zugeständnisse zur „Erleichterung der Gewissen seiner Unterthanen" zu erlangen; am 14. Februar 1564 richtete er an ihn ein sehr bewegliches Schreiben, worin er hauptsächlich um schleunige Gewährung des Kelches und der Priesterehe für seine deutschen Erblande ansuchte und die Nothwendigkeit der letzteren auf die Sittenlosigkeit der Mönche und Nonnen gründete, deren Fortbestand laut seiner am 1. August vorigen Jahres anbefohlenen Visitation — der achten! — sich noch ungemindert ergeben. In 122 Klöstern Oesterreichs, Steiermarks, Kärntens und Krains waren nur 436 Mönche und 160 Nonnen, dagegen 159 Beischläferinnen, 55 Eheweiber und 443 Kinder angetroffen worden, und zudem hatte der schon erwähnte Staphylus in seinem Visitationsberichte dargelegt, daß die Prälatinnen in den Stiftern kindbetteten, die Pfarrer mit Trompeten und Pauken Hochzeit feierten, die Nonnen mit ihren Sekretären und Haushofmeistern hurten, die Pfarrhöfe ebenso viele Bordelle wären. Gleichwohl schlug der Papst die Aufhebung des Cölibates rundweg ab, gewährte nichts Weiteres, als daß in den habsburgischen Erblanden allen jenen, so es verlangen würden, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gereicht werden dürfe, welches Zugeständnisse laut kaiserlichen Befehles in drei Kirchen Wien's: zu St. Stefan,*) zu St. Michael und bei den Jesuiten, der Gemeinde kundgegeben wurde. —

Schon zu Beginn des Jahres 1564 war der Kaiser von einem schleichenden Fieber ergriffen worden, und bald machte sein Uebelbefinden,

*) Bei St. Stefan waren noch im Jahre 1725 in dem Tabernakel des Speisealtars 2 Ciborien vorhanden, welche zur Reichung des Abendmahles unter beiden Gestalten gebraucht worden.

das ihm — wie man allgemein glaubte — die Kränkung über des Konziles und Papstes so kärgliche Berücksichtigung seiner redlich gemeinten Wünsche zugezogen, solche Fortschritte, daß er das Herannahen des Todes nicht verkannte und darauf sich vorbereitete. Die Sehnsucht, eine Wiedervereinigung der beiden Religionsparteien zu erzielen, beherrschte ihn noch auf dem Krankenlager, von dem aus er angesehene und freimüthige Männer mit Abfassung zweckdienlicher Vorschläge beauftragte, und sie verließ ihn bis zum letzten Augenblicke nicht, der seinem Wunsche gemäß am 25. Juli, dem Tage des Apostels Jakob, den er als Schutzpatron Spaniens insonderlich verehrte, um 7 Uhr Abends eintrat. Sein Leichnam blieb über ein Jahr in der Burgkirche verwahret; erst am 6. August 1565 wurde er unter feierlichem Gepränge nach dem Stefansdome getragen und sodann nach Prag überführt, um an der Seite seiner Gemalin Anna, die daselbst am 27. Januar 1547, drei Tage nach der Geburt ihres fünfzehnten Kindes, gestorben war, in der St. Veitskirche beigesetzt zu werden.

Mit dem Hintritte des Kaisers Ferdinand I. fielen die Besitzungen des Hauses Habsburg deutscher Linie auseinander, da er in seinem Kodizill vom Jahre 1554, worin er auch seine drei Söhne ermahnte, der wahren alten christlichen Religion, wie seine Vorfahren: die römischen Kaiser und Könige, die Fürsten von Oesterreich und Burgund und die Könige von Spanien, unverbrüchlich treu zu bleiben, verordnet hatte, daß sein Aeltester: Max Oesterreich, Böhmen und Ungarn, dessen Krone er am 8. September 1563 zu Preßburg empfangen, sein zweiter: Ferdinand, der Gemal der schönen Augsburgerin: Philippine Welser, Tirol und die Vorlande, sein dritter: Karl Steiermark, Kärnten und Krain regieren solle.

4.

Alles, was dem Protestantismus offen oder insgeheim anhing, feierte den Tag, an welchem Max II. die kaiserliche Regierung antrat, als den Beginn einer besseren Zeit, hegte die Erwartung, daß er, wenngleich nicht zur neuen Lehre übertreten, doch mindestens die bisherigen Hindernisse ihrer Ausbreitung beseitigen werde, und fühlte sich darin noch bestärkt, als er die Forderung des Papstes, ihm den herkömmlichen Gehorsam zu leisten, sich von ihm die Bestätigung der Kaiserwürde zu erbitten, zurückwies und ihm blos seine Thronbesteigung unter einigen nichtssagenden Höflichkeitsformeln anzeigen ließ. In den ihm laut väterlichen Testamentes zugefallenen Landen war man von seiner freien Gesinnung auf das Festeste überzeugt und sah man mit voller Zuversicht deren baldiger Bethätigung entgegen. Die niederösterreichischen Stände — nur mehr fünf Katholische zählte der Herrenstand! — leisteten ihm unter Kundgebungen hochfreudiger Stimmung die Erbhuldigung und nahmen auf dem kurz darauf abgehaltenen Landtage seine sofortige Erklärung, daß sie, bis es gelungen sei, das Religionswesen in einen guten und auch ihnen entsprechenden Stand zu setzen, in allen ihren Rechten geschützt und ihre Prediger von Niemandem beschwert werden sollten, nicht als eine leere Vertröstung hin, sondern legten sie als eine für die Sache des Protestantismus verheißungsvolle aus.

Unter dem Kaiserornate schlug auch sein Herz nicht anders als vordem und ebensowenig gab er seine freie Gesinnung, seine Abneigung gegen Rom auf; gleichwohl befriedigte er die besagten Erwartungen der Protestanten nicht. Die Hauptursache hievon lag in diesen selbst, in der vieleher zurückstoßenden als anziehenden

Gestalt, welche ebendamals die Reformation angenommen und geraume Zeit hindurch behielt. Nicht nur waren die Protestanten in verschiedene mit dem wüthigsten Hasse sich verfolgende Sekten gespalten, auch unter den Lutheranern selbst lagen sich die Theologen in den Haaren, bekämpften sie sich in Streitschriften und auf den Kanzeln mit rüpelhafter Auslassung und Verbissenheit ob der gleichgültigsten oder blödsinnigsten Spitzfindigkeiten und verpesteten mit ihrem giftigen Streite, den die größte Unduldsamkeit und Herrschsucht noch anrüchiger machte, sogar das innerste Heiligthum des Familienlebens. An solchem theologischen Gehader gebrach es auch in Wien nicht und vornehmlich spaltete der Flacianismus, die Lehre des Mathias Flacius, daß die Erbsünde die Substanz des Menschen, woraus gefolgert ward, daß der Mensch ein Geschöpf des Teufels und nicht erlösungsfähig sei, ebenso heftig verfochten als angegriffen, den Schoß des daselbstigen Lutherthums, aus dem von Fanatismus und von Uebermuth geschwellt, empörende Gewaltthätigkeiten an Priestern und Anhängern der katholischen Kirche verübt, immer zahlreicher hervorgingen. So wurden Kruzifixe und Heiligenbilder verstümmelt oder geraubt, Schmähschriften gemeinsten Inhalts an die Kirchenthüren angeschlagen, Priester, die mit den Sterbesakramenten durch die Straßen zogen, verhöhnt und mißhandelt; ein Lutheraner trat gar während der Messe an einen Altar, von dem Priester begehrend, daß er ihm aus dem geweihten Kelche einen Trunk verabreiche. Der lutherische Adel stand in solchen Schandthaten feindlichen Sinnes nicht zurück: viele adelige Geschlechter ließen die Grabsteine ihrer Verstorbenen aus den Friedhöfen und Kirchen hinwegnehmen, manche Herren benützten die Stefanskirche zu selbsteigenem Durchritte oder beauftragten ihre Dienerschaft, Pferde durchzuführen, und dergleichen mehr. Ein so mild verständiger und aufgeklärter Herrscher wie Max II. konnte demnach unmöglich zu einer Religion übertreten, die mit der katholischen in Nichtausübung christlicher Liebe wetteiferte, oder seine bislang gehegte Vorliebe für die Augsburgische Konfession dahin offenbaren, daß er an dem von seinem Vater als Erbschaft überkommenen Augsburger Religionsfrieden rütteln ließ; aber auch den Plan, beide Religionsparteien zu einem Ausgleiche zu bringen, eine einige freie deutsche Nationalkirche herzustellen, mußte er aufgeben, da die Gegensätze nicht ausgleichbar, die Katholiken, die durch die Beschlüsse

des Trienter Konziles sowie durch die Wirksamkeit der Jesuiten ein neues Selbstgefühl empfangen hatten, ebenso eng verbunden und entschieden waren, als die Protestanten trotz seiner mehrmaligen Mahnungen, ihre Zänkereien, wodurch sie nur jenen in die Hände arbeiteten, fahren zu lassen, gespalten und schwankend blieben. Er beschränkte sich nun darauf, eine vermittelnde Stellung über den Parteien einzunehmen, und erhob sich, aller Verfolgungssucht fremd, fast allein unter seinen Zeitgenossen und im hellsten Gegensatze zu seinen Brüdern Ferdinand und Karl, die mit allen Waffen für die Beschränkung des Protestantismus in ihren Landen kämpften, zu dem Grundsatze milder Duldung, gleichmäßiger Schätzung der Konfessionen, nur solche ihrer Auswüchse beschneidend oder abwehrend, die dem allgemeinen Wohle und Frieden Wunden zu schlagen drohten. „Religion — schrieb er an einen seiner Vertrautesten: den Feldhauptmann Lazarus von Schwendi — könne man nicht mit dem Schwerte richten. Kein Ehrbarer, Gottesfürchtiger und Friedliebender werde das sagen. Das Schwert der Apostel sei die Zunge, die Lehre und der christliche Wandel gewesen. Leider gehe es auf der Welt so zu, daß man wenig Lust und Ruhe dabei habe!" — In besagter innerer Entwicklung bis zur Ahnung des Gedankens, daß der Staat über den Religionsgemeinschaften stehen solle, die Max II. während seiner nur zwölfjährigen kaiserlichen Regierung erreicht, liegt die Lösung für manche Widersprüche, womit seine Toleranz und sein Charakter nach oberflächlich urtheilenden Geschichtschreibern „auffallend behaftet" gewesen sein sollen; die ungeschminkte Darlegung dessen, wie er dort, wo er unbeschränktere Gewalt hatte — in seinen Erblanden und zu Wien — in religiösen Dingen sich verhielt, wird zeigen, daß die Gerechtigkeitsliebe sein Leitstern darin war und blieb trotz solcher Verhältnisse, die seinem Streben, selbe geltend zu machen, Hindernisse auf Hindernisse entgegenthürmten. —

Die ersten zu Wien erlassenen Verordnungen des neuen Herrschers zielten darauf hin, die zwischen beiden Religionsparteien eingerissene Kluft zu überbrücken, ihren gegenseitigen Feindseligkeiten die Spitze abzubrechen. Wenige Tage nach seinem Regierungsantritte — im August 1564 — ließ Max in den Kirchen zu St. Stefan, St. Michael und bei den Jesuiten kundmachen, daß gegen die Verabreichung des Abendmals unter beiderlei Gestalten kein Be-

denken zu erheben sei. Am 5. September erließ er ein Dekret an die Hochschule, kraft dessen die Verordnung seines Vaters, daß der Erlangung des Doktorgrades die Ablegung des förmlichen römisch-katholischen Glaubensbekenntnisses vorherzugehen habe, aufgehoben wurde und es hinfür genügte, daß der Kandidat sich nur als „Katholik" ohne Zusatz des „römisch" bekannte. Die Unterscheidung zwischen „katholisch" und „römisch-katholisch" war insofern bedeutsam, als von nun an unter ersterer Benennung so viele Protestanten den Zutritt zur Hochschule erhielten und zum Doktorgrade zugelassen wurden, ging aber aus dem Streben hervor, eine Vereinbarung zwischen den Katholiken und Protestanten anzubahnen, einem Streben, welches der Kaiser auch dadurch bekundete, daß er namhafte römisch-katholische Theologen mit der Aufgabe betraute, gründlich auszuführen, in welchen Punkten mit ihrer Kirche die Augsburgische Konfession völlig übereinstimme, und anzugeben, wie betreffs der unterscheidenden eine Einigung erzielt werden könne. Diese Arbeit kam auch zu Stande, stieß aber bei beiden Parteien auf gleichen Widerstand, und ebenso scheiterte er mit seinem am 28. November an den Papst gerichteten sehr nachdrücklichen Ansuchen um die Aufhebung des Cölibates in seinen Erblanden. Am 28. April des nächsten Jahres nahm er den Jesuiten, obzwar sie sich aus Opportunitätsgründen weit maßvoller verhielten, eine theologische Lehrkanzel an der Hochschule ab, sie einem aus Ungarn vertriebenen Bischofe übergebend; weiters befahl er ihnen an, die adelige Landschaftsschule mit ihren Konviktoren, die fast nur auswärtigem Adel angehörten, zu räumen, und entzog die Unterstützung ihrer Druckerei, in Folge dessen sie bald darauf einging. Am 9. Mai übergaben die Jesuiten obbesagte Schule und wollten ihre Konviktoren in die erkauften Jordanischen Häuser übersiedeln, allein der Stadtrath widersetzte sich der Ausführung dieses Planes und bemächtigte sich selbiger Häuser unter dem Vorwande, daß er sie zur Unterbringung der Fremden benöthige, welche zu dem am 6. August abzuhaltenden Exequien des verstorbenen Kaisers nach Wien kämen, und hiebei zeigte Kaiser Max, daß sein Gerechtigkeitssinn von Zu- oder Abneigung unbeeinflußbar, indem er, sowie er die Maßregelung des Stadtrathes erfahren, ihm den Befehl zufertigte, unverzüglich die abgezwungenen Häuser zurückzugeben. Die Stände stellten auf dem diesjährigen Landtage das Verlangen, daß die

Zöglinge der adeligen Landschaftsschule in der Augsburgischen Konfession unterrichtet werden sollten, empfingen jedoch den ausweichenden Bescheid des Kaisers „daß er die Lehrerschaft anweisen werde, die Jugend in guten Sitten und in der Furcht des Herrn zu erziehen;“ dagegen drückte er unverhohlen über ihre Beschwerde, daß der Offizial des Bisthums Passau angeblich auf landesherrlichen Befehl die Pfarrer und die Priester auf dem Lande zur Fertigung einer Kirchenordnung vorlade und jene Prediger, welche die Unterschrift weigerten, mit Entziehung ihrer Stellen bedrohe, sowie über ihre bittliche Eingabe, daß er die Ausübung ihrer Religion in den Kirchen gestatte, die vielen Abgöttereien abstelle und die Augsburgische Konfession als die einzig wahre und echt katholische erkläre, seine Abgeneigtheit in dem Bescheide aus, daß es kraft des zum Reichsgesetze erhobenen Augsburger Religionsfriedens nicht ihnen als den Unterthanen, sondern nur dem Landesfürsten freistehe, zu dieser oder jener Religion überzutreten, und er auch keinen Beruf fühle, in die bischöfliche Gewalt sich einzumengen. Diese schroffe Entgegnung mag durch einen besonderen Umstand — gar kärglich ist nämlich das erschlossene Quellengebiet über die Regierung dieses Kaisers! — hervorgerufen worden sein; auch schreckte sie, maßen in der Ausübung milder Duldung keine Abnahme allerhöchsten Ortes zu verspüren war, die Stände, welche wegen einer Beisteuer zum Türkenkriege auf den 24. November 1566 wieder nach Wien berufen wurden, von weiterem Andrängen in der Religionssache nicht zurück.

Auf diesem Landtage lud der Landmarschall Wilhelm Freiherr von Roggendorf den vierten Stand zu einer Berathung über die an die Regierung zu stellenden Forderungen, worunter die freie Religionsübung und die Abschaffung der Jesuiten aus Oesterreich die wesentlichsten waren. Da gab der Bürgermeister Wiens: Hans Uebermann im Namen des vierten Standes die höchlich überraschende Erklärung ab, daß diesem der Kaiser auf Grund des Augsburger Religionsfriedens verboten habe, mit dem Herren- und Ritterstande in Religionsangelegenheiten gemeinsame Sache zu machen. Nach heftigen Vorwürfen und Anschuldigungen, die der Bürgermeister als ungerechtfertigt zurückwies, richtete der Herren- und Ritterstand eine Beschwerdeschrift an den Kaiser, worauf er ihnen am 17. Dezember bedeutete, daß der Landtag nicht der Religion, sondern der Kriegsbeisteuer wegen zusammenberufen

worden, es sich nicht um die Vertreibung der Jesuiten sondern der Türken handle, und ihm freistehe, mit den Städten in Religionsangelegenheiten zu verhandeln. So findet sich die kaiserliche Antwort fast in allen uns zugänglichen Werken angegeben; nach Einigen sollen die Stände sofort auf deren Erhalt die verlangte Steuer bewilligt und, hievon gnädigliches Gehör erhoffend, ihre Bitten wiederholt überreicht haben, von dem Kaiser aber dahin beschieden worden sein, daß „er nicht beabsichtige, Jemandes Gewissen zu beschweren, und solchen, die annoch der Religion halber Bedenken trügen, freistehen solle, ihre Güter zu verkaufen und aus Oesterreich zu ziehen," wogegen Andere anführen, daß Allerhöchstselber den oberen Ständen einige Freiheiten betreffs Ausübung der Augsburgischen Konfession zugestanden habe. So viel ist gewiß, daß die Stadt Wien von nun an in der Religionssache von dem Herren- und Ritterstande sich trennte, wofür nicht allein in jesuitischen Einflüssen, in dem Hasse der Bürgerschaft gegen die „Niederläger" aus dem Reiche, in den Vortheilen, die ihr aus dem bleibenden Aufenthalte des Kaisers und seiner Familie in der Burg erwuchsen, in den Schädigungen, die sie durch die häufigen Ausschreitungen und Ruhestörungen der Lutheraner erlitten, sondern auch darin die Erklärung zu finden, daß der größte Theil der Bürger nur durch den Reiz der Neuheit und durch den strammen Widerstand von oben dem Lutherthum zugetrieben und ihm nach deren beider Schwinden leichtlich wieder abwendig wurde; daß schon vom Beginne der Reformation an die Zahl derer geringfügig war, die es als Seelenbedürfniß empfanden, eines geläuterteren, vernunftgemäßeren Glaubens — gar noch um den Preis materieller Einbuße! — theilhaftig zu werden. Dem Beispiele Wiens folgten aber die übrigen Städte nicht, weshalb ihnen der Kaiser neuerdings und in verschärfter Weise den Befehl zugehen ließ, sich wegen der Religion mit den oberen Ständen durchaus nicht einzulassen; der Grund, der Allerhöchstdiesen hiezu bestimmte, mag wohl gewesen sein, daß er, nachdem er und sein Haus beschlossen, katholisch zu bleiben, dem Protestantismus nicht das Uebergewicht verschaffen wollte, welches derselbe, wenn auch die Städte lutherisch wurden, unfehlbar erlangt und welches die Vereinbarung zwischen beiden Religionsparteien — dies war ja der Standpunkt, den dazumal noch Max II. einnahm! — seinem Dafürhalten nach erschwert hätte.

Noch in diesem, sowie im folgenden Jahre ordnete der Kaiser Visitationen der Klöster und Pfarren in Nieder- und Oberösterreich an, den hiezu ernannten Kommissären einschärfend, „den Prälatenstand und das Klosterwesen, wenn auch nicht in der ganzen Strenge der Ordensregel, doch auf christliche Weise zu reformiren, die eines Prälaten entbehrenden Klöster mit tauglichen zu besetzen, tüchtige Hofrichter und Amtleute aufzunehmen, die Verwaltung der Einkünfte zu überwachen, die Wirthschaft jedes Klosters insbesonders zu untersuchen, und nicht, wie es in früheren Visitationen geschehen, mit den armen und geringen Klöstern, sondern mit den großen und reichen zu beginnen.“ Diese beiden Visitationen unterschieden sich auch von den vorhergegangenen nicht nur durch strenge Befolgung der Vorschriften, sondern auch dadurch, daß ihnen die Reform auf dem Fuße folgte und durchgesetzt wurde trotz alles Zeterns von Prälaten und Aebtissinnen, namentlich wider die Aufhebung des ewigen Gelübdes der Keuschheit und wider die Einführung des Chorgesanges in deutscher Sprache bei den Nonnen. Selbstverständlich, daß dieses Gezeter eine gewaltige Steigerung erfuhr, als auch noch die Klöster zum dringenden Staatszwecke der Türkenhilfe mit 300,000 Gulden besteuert wurden; doch erwies es sich nicht minder fruchtlos und rief nur von Seite des Klosterrathes die Aufstellung des Grundsatzes hervor, daß alle Klostergüter, Kammergüter des Kaisers seien, worüber es Allerhöchstselbem freistehe, zum Besten des Staates zu verfügen. —

Von einer Handlung großer Strenge — der einzigen, deren Max II. geziehen werden kann! — glauben wir umsoweniger Umgang nehmen zu dürfen, als der Reichsfürst, der sich selbe zugezogen: der sächsische Herzog Johann Friedrich der Mittlere nach Wien und von da in österreichische Kerker gebracht wurde. Derselbe, ein Sohn des gleichnamigen depossedirten Kurfürsten, leistete dem von dem fränkischen Ritter Wilhelm von Grumbach verübten Landfriedensbruche und geschürten Adelsaufstande im Wahne, Kurhut und Kurland, ja sogar die Kaiserkrone zu erlangen, eifrigsten Beistand und ward nach wiederholten vergeblichen Abmahnungen vom Kaiser in die Reichsacht erklärt, deren Vollstreckung, dem Kurfürsten August von Sachsen übertragen, mit Hilfe der unmittelbaren Reichsritterschaft in kurzer Zeit den ganzen Handel und seine Leiter niederwarf. Der Kurfürst nahm Johann Fried-

rich und Grumbach gefangen, ließ diesen sammt einigen Genossen viertheilen, jenen aber dem Kaiser nach Wien einliefern, wo er im Mai 1567 auf einem offenen hohen Wagen, einen Strohhut auf dem Haupte, unter Bedeckung von Reiterei anlangte und vom Rothenthurmthor nach der Hofburg unter großem Volksandrange die unfreiwillige Fahrt zurücklegte. Der Kaiser verurtheilte ihn zu lebenslänglicher Haft und wies ihm hiezu die Burg von Neustadt an; von da ward er später in das Schloß von Preßburg und endlich nach Stadt Steyr in Gewahrsam gegeben, allwo er nach 28 jähriger Gefangenschaft, die seine Gemalin Elisabeth seit ihrer 1572 hiefür erwirkten Erlaubniß mit ihm theilte und nachdem er auch diese treue edle Lebensgefährtin am 8. Februar 1594 durch den Tod verloren, am 19. Mai nächsten Jahres verschied. —

Der Tod des Sultans Suleiman II. führte im Jahre 1568 den Abschluß eines auf 8 Jahre giltigen Friedens zwischen dem Kaiser und der Pforte herbei; ruhmlos hatte das kaiserliche Heer den Türkenkrieg in Ungarn geführt und große Summen hatte er verschlungen, zudem aber auch noch eine bedeutende Schuldenlast aufgehäuft, zu deren Abtragung die Wiedereinberufung der Landtage erfolgte. Die niederösterreichischen Stände, im August zu Wien tagend, erklärten sich sofort bereit, die geheischte Geldhilfe, welche 900,000 Gulden betragen haben soll, in bestimmten Fristen zu leisten, knüpften jedoch die Bedingung daran, daß ihre so oft vorgebrachte Bitte um freie Ausübung der Augsburgischen Konfession endlich gnädigliche Erhörung finde, und am 18. August gestand sie der Kaiser, der bereits am 4. Februar selbigen Jahres ein Dekret erlassen, welches ausdrücklich erklärte, daß diese Konfession auch nicht als ein Hinderniß bei Erlangung des Doktorgrades an der Wiener Hochschule anzusehen sei, und in gemessenen Worten anbefahl, von derartigen Bedenklichkeiten alsogleich abzulassen, den beiden Ständen: den Herren und Rittern in ihren Schlössern, Häusern, Städten *) und Dörfern, sowie in allen Kirchen, über die sie das Patronatsrecht besaßen, mit dem Beisatze zu, daß zuvor zwölf fromme und angesehene Lehrer, 6 von ihm, 6 von den benannten Ständen, berufen werden

*) Nicht auch den landesfürstlichen Städten und Märkten, welche den Landtag beschickten.

sollten, um eine evangelische Kirchenagende zu verfassen, damit Gleichheit in Lehre und Gottesdienst komme. Die Stände erkannten die Nothwendigkeit der vorhergehenden Abfassung einer Agende an, richteten aber, da selbe geraume Zeit erforderte und zu besorgen stünde, daß mittlerweile ihren Kirchen von Seite des römischen Klerus, unter allerlei Vorwänden, Schwierigkeiten und Bedrängnisse bereitet würden, eine Bittschrift um diesbezüglichen Schutz an den Kaiser, worauf er ihnen am 11. September die Versicherung ertheilte, daß er Lehrart und Gottesdienst nach der Augsburgischen Konfession bewillige, und sie hiebei gegen alle geistlichen und weltlichen Widersacher schützen werde, bis die Agende zu Stande gekommen und seiner Genehmigung theilhaftig geworden sei.

Schon die Duldung, die der Kaiser den Ketzern früherhin erwiesen, hatte ihm ein päpstliches Breve höchst ungnädigen Inhalts zugezogen; wie eindruckslos es dennoch geblieben, hiefür lieferte die von ihm am 18. August ertheilte sogenannte „Konzession" den schlagendsten Beleg und sowie die Kunde hievon nach Rom gelangte, sandte Pius V., den schriftlichen Weg als fruchtlos aufgebend, den Kardinal Commendone nach Wien, um alle Ueberredungskünste aufzubieten, damit der Kaiser das neueste Zugeständniß zurücknehme, überhaupt eine andere Bahn in der Religionssache einschlage und verfolge. Allerhöchstdieser, von der Ankunft des Kardinals benachrichtigt, schickte ihm einen Boten entgegen mit der brieflichen Auseinandersetzung, weßhalb ihm sein derzeitiges Erscheinen in Wien unwillkommen sein müsse, dessenungeachtet — auf neuerlichen gemessenen Befehl des Papstes — setzte er seine Reise fort und traf am 30. Oktober in der kaiserlichen Residenz ein. Die Unterredungen, welche nun zwischen dem Kaiser und dem päpstlichen Gesandten stattfanden, sind zwar von papistischen und protestantischen Zeitgenossen ziemlich gleichlautend niedergeschrieben worden; gleichwol ist nur anzunehmen, daß sie der Wahrheit nahe gekommen, daher wir sie auch nur in Kürze wiedergeben. Dem Kaiser soll bei der Anrede des Kardinals nicht anders zu Muthe gewesen sein, als wenn der Papst ihm mit einer Geissel gedroht hätte, sodann er aber seine „Konzession" mit der Darlegung der Nothwendigkeit, von den vielen in Oesterreich eingeschlichenen irrigen Lehren die Augsburgische Konfession als die am mindesten schädliche zu wählen, gerechtfertiget,

ferners eingestanden, daß er zu der Bewilligung durch die Furcht einer sonst zweifelsohne ausgebrochenen Empörung bewogen worden, und endlich gesagt haben, daß er nichts Anderes bewilligt habe, als was die Kaiser Karl V. und Ferdinand I. im gleichen Falle gestattet hätten. In Folge dieser Berufung auf den Augsburger Religionsfrieden erwiderte angeblich der Kardinal, daß derselbe ein politischer Vertrag mit mächtigen Reichsständen gewesen, daß aber die beiden besagten Kaiser keineswegs ihren eigenen Unterthanen die Religionsfreiheit bewilligt hätten, und selbe den Lutheranern unter dem Vorwande, sie wären besser als andere Irrgläubige, zugestehen, gerade so sei, wie wenn man an einem Patienten viele Krankheiten heilte, gleichwohl eine tödliche Wunde offen ließe. Betreffs der Furcht vor Empörung soll er sich herausgenommen haben, zu sagen, daß hiezu die Mittel gerade durch die allerhöchsten Zugeständnisse den Unterthanen gegeben würden, und endlich gab er salbung- und nachdruckvollsten Tones die sicherliche, nicht anzuzweifelnde Erklärung ab, daß der Kaiser durch die Bewilligung der Religionsfreiheit einen Eingriff in die Macht des Papstes sich zu Schulden kommen lassen habe, und daß es in der heiligen Schrift nicht an Beispielen fehle, wie entsetzlich solche Fürsten von Gott gestraft worden, die sich in Sachen der Religion unberufener Weise Gewalt angemaßt. Mögen die Worte des Kardinals so oder anders gelautet haben, das steht fest, daß sie kein geneigtes Gehör fanden, weshalb er sich insbesondere an den spanischen Gesandten, da König Philipp II., zum dritten Mal Witwer geworden, ebendamals des Kaisers älteste Tochter Anna zu ehelichen gedachte, zur Mehrung des auf Allerhöchstselben auszuübenden Druckes wandte. Der bigotte Vertreter Spaniens erklärte denn auch dem Kaiser, daß allerhöchstseine Begünstigungen der Ketzer seinem Monarchen im höchsten Grade mißfielen und sogar nachtheilig wären, da sie die Aufrührer in den Niederlanden in ihrem Trotze bestärkten, und erlaubte sich anzudeuten, daß ohne deren Zurückziehung der Papst nicht vermocht werden könne, die zur beabsichtigten Vermählung wegen naher Blutsverwandtschaft nöthige Dispensation zu ertheilen. Auch die Bischöfe, welche in den Erblanden Besitzungen oder geistliche Gerichtsbarkeit hatten, ließen es an Vorstellungen nicht fehlen, den Hauptnachdruck darauf legend, daß ihnen in beiderlei Hinsicht

nichts entzogen oder geschmälert würde, und der Bischof Urban von Gurk, der seit 1563 das Wiener Bisthum verwaltete, reichte nebst einem kläglichen Berichte über die kirchlichen Zustände der Stadt die Bitte um Enthebung von der Verwaltung ein, auf deren Willfahrung er auch nicht zu warten brauchte. Trotz aller Mithelferschaft, deren sich der Kardinal Commendone zu erfreuen hatte, gelang es nicht, den Kaiser in seinen Ueberzeugungen wankend zu machen oder gar zu einem Wortbruche zu verleiten; wohl aber suchte er den offenen Bruch mit dem Papste zu vermeiden, was er durch die Versprechen, „in Sachen der Augsburger Konfession nichts Neues concediren zu wollen" und einige gar zu gröblich polternde Prediger aus den landesfürstlichen Städten ausweisen zu lassen, erreichte. Aus den uns zugänglichen Quellen ist nicht ersichtlich, an welchem Tage der Kaiser diese Versprechen gegeben; mit Sicherheit ist jedoch anzunehmen, daß mindestens das erstere erst nach dem Anfangs Dezember zu Linz zusammengetretenen oberösterreichischen Landtage, dem Allerhöchstselber beiwohnte, erfolgt sei, denn auf diesem ward etwas Neues in Sachen der Augsburger Konfession „concediret." Am 6. Dezember gestand nämlich der Kaiser das, was er im August und September dem niederösterreichischen Herren- und Ritterstande zugestanden, nicht nur diesen beiden Ständen, sondern auch den sieben landesfürstlichen Städten Oberösterreichs: Linz, Steyr, Wels, Enns, Freistadt, Gmunden und Böcklabruck zu, welche den vierten Stand bildeten und, schon lange der evangelischen Lehre ergeben, um Gleichhaltung in der Religionsübung mit den Herren und Rittern gebeten. —

Vom Jahre 1569 an bis zu seinem Lebensende gestatteten die Angelegenheiten des deutschen Reiches sowie seiner Königreiche Böhmen und Ungarn dem Kaiser nicht mehr, in Wien, wo er mit Vorliebe verweilte, oftmaligen und längeren Aufenthalt zu nehmen, und übertrug er deshalb seinem Bruder, dem Erzherzog Karl von Steiermark, mehrmals die Verwaltung Oesterreichs. Mit der landesfürstlichen Stellvertreterschaft bekam wohl dieser nicht auch die Machtvollkommenheit, allhier, wie in seinen Landen, als glühender Verfechter des römischen Katholizismus zu hausen, aber sie schloß denn doch gewisse Befugnisse in sich, die nicht so genau abgegränzt waren, als daß er sie seiner religiösen Gesinnung gemäß auszubeuten nicht vermocht hätte. Die Jesuiten, deren großer Gönner er

war, trachteten schon lange darnach, den Wirkungskreis in ihrem Kollegium, das am 20. September 1568 mit einem kaiserlichen Diplome ausgestattet worden, zu erweitern und ihre Schüler zur Promotion an der Hochschule zu bringen; davon standen sie nach deren wiederholter Verweigerung wol ab, hingegen erwirkten sie am 9. Januar 1570 von dem Erzherzoge die Erlaubniß, Philosophie und Theologie in ihrem Kollegium vorzutragen, womit der Hochschule, maßen sie mittelst ihrer Stiftungsurkunde vom Jahre 1384 das ausdrückliche Vorrecht erhalten, daß ohne ihre Zustimmung keine andere Schule in Wien errichtet werden dürfe, und zudem erst vor zwei Jahren ihre Privilegien vom Kaiser unbedingt bestätigt worden, ein Unglimpf widerfuhr, der sie zur offenen Befehdung der ihr ohnehin sehr mißliebigen Väter der Gesellschaft Jesu reizte. Nur das Wüthen der Pest, das einer von Heuschreckenschwärmen angerichteten Verwüstung *) folgte und im Sommer die Sperrung aller Schulen nach sich zog, dämpfte selbe einige Zeit noch zu bloßen Reibungen herab. Auch einen Konflikt zwischen dem Kaiser und dem Wiener Stadtrathe rief der Erzherzog hervor, indem er auf die Zuträgerei der Domherren bei St. Stefan hin, daß der Pfarrer der St. Salvatorkirche: Balthasar Freiungen, lutherisch gesinnt, aufreizende Predigten halte und mannigfache Neuerungen im Gottesdienste sich erlaube, Allerhöchstjenen, der eben in Prag weilte, zu des gefährlichen Sektirers Verweisung aus Wien und Oesterreich bestimmte, welchem Befehle aber die Väter der Stadt nicht nachkamen, da die Domherren nur aus dem Grunde, daß Freiungen bei St. Salvator pfarrliche Rechte ausübte, wodurch sie eine Schmälerung ihrer Einkünfte erlitten, ihn fälschlich des Lutheranismus beschuldigt hatten. —

Zu Beginn des Jahres 1570 war die Agende, mit deren Aufrichtung statt der ursprünglich bestimmten zwölf Lehrer einzig und allein der namhafte lutherische Theologe David Chytraeus aus Rostock betraut worden, zu Spitz an der Donau, wo dieser seinen Aufenthalt genommen, der Schlußfassung nahegerückt, da der Kaiser von seinem Verlangen, daß man mehrere katholische Gebräuche aufnehmen und die Gerichtsbarkeit der Bischöfe, von denen auch die lutherischen Pre-

*) Aus diesen Tagen stammen die noch jetzt hie und da in Oesterreich vorfindlichen „Käferkreuze."

diger ihre Weihen hätten nehmen sollen, beibehalten möge, abgestanden war, und im Mai selbigen Jahres wurde sie vollendet allerhöchstseiner Bestätigung zu Prag unterbreitet. Wegen unmittelbar bevorstehender Abreise nach dem Reichstage zu Speier drückte der Kaiser blos mündlich seine Genehmigung der Agende aus, sicherte aber der Deputation zu, daß die schriftliche auf dem nächsten Landtage erfolgen werde, und versprach, ihr weiteres Anliegen um Errichtung einer Druckerei bedenken zu wollen; am 7. September ertheilte er hiezu die Bewilligung, und war die Agende das allererste Buch, welches aus der zu Stein unverzüglich errichteten Druckerei an das Licht trat.

In dem Schreiben, mit welchem der Kaiser den niederösterreichischen Landtag auf den Januar 1571 einberief, verständigte er, der selbst gerne auf den Landtagen den Vorsitz führte und nur im Verhinderungsfalle damit den Erzherzog Karl betraute oder sich durch Kommissäre vertreten ließ, jeden einzelnen Landstand, daß er wegen überhäufter Geschäfte nicht in eigener Person erscheinen könne, und fügte bei, daß dies ihren Rechten keinen Eintrag thun solle. In Erwartung der großen Versprochenschaft, die bei Max II. niemals eine Gebrochenschaft ward, erschienen die Vertreter des Landes mit Ausnahme des Prälatenstandes, der von den letzten Regierungsjahren Ferdinands I. an sich immer weniger auf den Landtagen einfand, in seit lange nicht geschauter Anzahl, und am 14. Jänner empfingen sie die kaiserliche „Assekuration," d. i. die Urkunde, worin den beiden Ständen der Herren und Ritter die freie Ausübung ihrer Religion nach der augsburgischen Konfession und der aufgerichteten Agende „auf ihren Schlössern, Häusern und Gütern für sich selbst, ihr Gesinde und Zugehör, auf dem Lande aber und bei ihren zugehörigen Kirchen zugleich auch für ihre Unterthanen solcher Konfession zugesichert" ward; wogegen die beiden Stände durch einen zugleich ausgestellten Revers sich verpflichten mußten, „wider die Katholiken Nichts zu unternehmen oder zu thun, ihnen von ihren Einkommen und Rechten Nichts zu entziehen." — Wie ersichtlich, so wurde durch die Assekuration, die den im Augsburger Religionsfrieden festgestellten unsinnigen Grundsatz, daß der Besitz des Landes auch die Herrschaft über das Gewissen der Unterthanen verleihe, einigermaßen abschwächte, die freie Ausübung evangelischer Lehre augsburgi-

scher Konfession in Oesterreich als ein Vorrecht des Adels erklärt, worüber dieser aber keineswegs freudig erbauet war, wie daraus erhellt, daß er den Kaiser mit der Bitte bestürmte, selbe Religionsfreiheit auch der Stadt Wien und den landesfürstlichen Städten und Märkten gewähren zu wollen, und hievon trotz abschlägigen, allerdings nicht in einer alle Hoffnung abschneidenden Weise gegebenen Bescheides keinen Abstand nahm.

Uebrigens sei gleich hier bemerkt, daß der Kaiser, wenn er auch nie eine ausdrückliche schriftliche Erlaubniß für die Abhaltung des lutherischen Gottesdienstes in Wien ertheilte, selben, falls er nicht in Aufhetzerei gegen die Katholiken ausartete, keineswegs behinderte. Nicht nur konnten die lutherischen Herren *) ihre Prediger vom Lande in ihre Stadthäuser nehmen und daselbst predigen und andere gottesdienstliche Handlungen ausüben lassen, sondern bald auch durfte im Landhause **) selbst lutherischer Gottesdienst abgehalten werden, und Niemandem war es verwehrt, hieran Theil zu nehmen. Wohl mag es deshalb manchmal zu Zänkereien und Handgreiflichkeiten zwischen Lutheranern und Katholiken gekommen sein, doch wurde dessenungeachtet die Gestattung nicht zurückgenommen; nur sah hiedurch der Kaiser, der zum versinnlichenden Ausdrucke der von ihm erstrebten und durch die Assekuration — wie er wähnte — einigermaßen bewerkstelligten Annäherung der beiden Religionsparteien zwei Ritter zu Pferde sitzend, mit dem Erzherzogshute ober ihren Häuptern und sich die Hände reichend, auf die Stirnseite des Landhauses malen ließ, sich auch genöthiget, über dessen Thor die Inschrift: „Der Röm. Kais. Maj. unseres allergnädigsten Landesfürsten ernstliche Meinung und Befehl ist: daß sich Niemand, wer der auch sein mag, unterstehe, in oder vor diesem befreiten Landhaus die Wehr zu blößen, oder balgen und zueschlagen, noch zu romorn; welche aber frevenlich darwider handlen, daß

*) Die Freiherren von Jörger in Hernals, fanatische Lutheraner, hatten stets großen Vorrath an einheimischen und aus dem Reiche zugewanderten Predigern.

**) Bei mehreren Geschichtschreibern findet sich die Angabe, daß auch in der Minoritenkirche lutheranischer Gottesdienst abgehalten worden sei, doch ist selbe vollkommen unrichtig und wahrscheinlich aus einer Verwechslung mit dem nächstgelegenen Landhause entstanden.

dieselben an leib und leben nach Ungnaden gestrafft werden sollen. Aktum im 1571. Jahr" nebst einer Hand mit gezücktem Schwerte anbringen zu lassen.

Es läßt sich ganz wohl begreifen, daß der römisch-katholischen Geistlichkeit, die auch in diesem Jahre einer scharfen Visitation unterzogen wurde, die „Assekuration," noch mehr aber die über sie hinausgehende „allerhöchste" Duldung, einen gewaltigen Ingrimm einflößte, der trotz der auf neuerliche Vorstellungen der Bischöfe erflossenen kaiserlichen Zusicherung, daß ihren Rechten durch die lutherischen Stände nicht zu nahe getreten werden dürfe, keine Schwächung erfuhr, und doch hätte sie gerade jetzt, wenn sie seherische Gabe besessen, volle Ursache gehabt, mindestens innerlich zu frohlocken, denn es wurden in Wien die Zurüstungen zu einem Vermählungsfeste getroffen, das für sie von glücklichster Bedeutung war. Am 26. August fand nämlich bei den Augustinern die eheliche Zusammengebung des Erzherzogs Karl von Steiermark mit der baierischen Herzogstochter Marie statt, aus deren Schoße Ferdinand der „Mordkatholische" und nachmalige Kaiser — als solcher der Zweite dieses Namens — hervorging. Eine Reihe von prunkvollen Festen folgte der Trauung, welche der Kaiser der damals sehr wohlhabenden Bürgerschaft der Stadt Krems mit dem Ersuchen anzeigte, daß sie, da wegen der Anzahl hoher Gäste viele Betten nothwendig wären, ihm 50 aufgerichtete saubere Betten, jedes mit wenigstens drei Federkissen und zwei Ueberzügen versehen, nach Wien schicken möchte. —

Durch den Umschwung, den die protestantische Bewegung in Wien hervorgerufen, entstanden auch, da die Bürgerschule und die von ihr abhängigen lateinischen Lehranstalten *) ihres ausgesprochenen katholischen Charakters wegen von den Lutherischgesinnten keine Kinder erhielten, viele lateinische und auch deutsche**) Privatschulen, soge-

*) Nicht unerwähnt soll bleiben, daß ein Schulmeister bei den Schotten, Johann Rasch, 1570—83 eine Reihe von Schriften über das Erzherzogthum Oesterreich veröffentlichte, die in deutscher Sprache verfaßt und von großem kulturgeschichtlichen Werthe.

**) Die erste öffentliche deutsche Schule in Wien dürfte die 1572 für Mädchen gegründete und vom damaligen Bürgermeister Georg Brandstetter mit einem Kapital von 5000 Pfunden Pfennige begabte gewesen sein.

nannte „Winkelschulen;“ eine andere aus jenem entspringende und stetig überhandnehmende Erscheinung war es, daß die Leichen ohne priesterliches Geleite, ohne Sang und Klang und jegliches Gepränge zu Grabe gebracht, auf dem Lande gar im nächsten Walde, gleich umgestandenem Vieh, verscharrt wurden, weßhalb ein kaiserliches Dekret am 11. März obbesagten Jahres anbefahl, die Begräbnisse auf christliche Art zu feiern, und zudem an das Landvolk ein strenges Verbot solcher „viehischen“ Todtenbestattung erging. Des Kaisers Streben nach Einhaltung eines Mittelweges in religiösen Dingen bewährte sich eben nach allen Seiten hin, und Personen wie Körperschaften, welche sich dessen Uebertretung zu Schulden kommen ließen, entgingen der verdienten Ahndung nicht. So fiel der vormalige Rektor der Hochschule und derzeitige Reichshofrath Dr. Georg Eder in gänzliche Ungnade, weil er eine heftige Streitschrift wider die Protestanten in Druck herausgegeben, und veranlaßte dadurch außer dem Befehle, daß alle gedruckten Exemplare der Regierung einzuliefern seien und er sich künftighin alles Bücherschreibens in Religionssachen zu enthalten habe, die Verordnung vom 26. März 1573, welche der Hochschule das Druckbewilligungsrecht entzog und ausschließlich dem Hofe vorbehielt; *) so bekamen die Jesuiten, welche 1571 zu ihrem besseren Unterhalte aus den Einkünften des Klosters zu St. Anna jährlich 1500 Gulden zugewiesen und im nächsten Jahre dies Kloster sammt Kirche und Pilgrimhaus eingeräumt, sowie die durch das Ableben des ungarischen Bischofes erledigte zweite Lehrkanzel der Theologie an der Hochschule zurückerhalten hatten, die Abneigung, die er wider sie hegte, anläßlich ihrer Fehde mit der Hochschule deutlichst zu verspüren. Diese hatte sich für die von ihnen beim Erzherzoge Karl erschlichene Verletzung ihres Vorrechtes dadurch gerächt, daß sie die höheren bei ihnen zurückgelegten Studien als ungesetzlich, rücksichtlich der Promotion als gar nicht gemacht betrachtete, und jenen Studenten, welche auch bei ihnen Vorlesungen hörten, die Stipendien einstellte; als nun aber die Gesellschaft Jesu, nicht ermangelnd, den hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen, absichtlich die

*) Ein Dekret vom 10. Februar 1574 stellte ihr dieses Recht wieder zurück, jedoch mit Ausnahme der theologischen Gegenstände.

Einrichtung traf, daß sie dieselben Autoren und genau zu denselben Stunden vortrug, wie die Hochschule *) und ihr dadurch auch viele Schüler entzog, stieg deren Erbitterung zu solcher Höhe, daß ihr Konsistorium im Jahre 1573 das Ansuchen um gänzliche Abschaffung der Jesuiten in der Hofburg überreichte. Darein willigte der Kaiser zwar nicht, aber wenige Tage darauf — am 22. Juli — befahl er den Jesuiten an, keine Promotionen mehr vorzunehmen, in ihren Schulen nicht dieselben Autoren, wie die Hochschule, oder doch nicht zu denselben Stunden vorzulesen; keine Aemter und Würden der Hochschule für sich in Anspruch zu nehmen, die Schüler ihr nicht abwendig zu machen und überhaupt ihr keinen Anlaß zu Mißhelligkeiten oder „unnöthigem Disputat" zu geben. Weiters entschied Allerhöchstselber, als in ebenselbem Jahre die theologische Fakultät einen Jesuiten zum Decan erwählte und hiedurch die Frage entstand, ob er in das Konsistorium eintreten könne, sintemalen die Stiftung Ferdinands I. dies nicht ausdrücklich gestatte, im abschlägigen Sinne und erklärte er am 1. Dezember die Wahl für ungiltig; endlich schärfte er am 5. Mai 1574 den Jesuiten ein, nur solche Männer, welche der deutschen Sprache kundig, auf die zwei theologischen Lehrkanzeln an der Hochschule zu stellen und deren Statuten sich in Allem zu unterziehen. —

Am 30. Mai 1574 verstarb plötzlich des Kaisers Schwiegersohn: Karl IX. von Frankreich, der auch einer der „mordkatholischen" Fürsten gewesen, sich durch die den Hugenotten bereitete „Pariser Bluthochzeit" einen hervorragenden Platz unter den Glaubenswütherichen errungen, und auf die Todeskunde hin ließ sein Bruder Heinrich von Anjou, erwählter und kurz vorher auch gekrönter König von Polen, die Wahlkrone dieses Landes in Stich und floh eiligst, auf daß ihm die französische Erbkrone nicht entginge, bei Nacht und Nebel, in Verkleidung und das Gesicht mit Pflastern beschmiert, aus Krakau und über die Gränze. Erst auf österreichischem Boden angelangt, gab er dies schimpfliche Inkognito auf und sandte einen Vertrauten an den Kaiser nach Wien,

*) Hiebei muß bemerkt werden, daß die Hochschule ihrerseits weder die Gegenstände noch die Stunden ihrer Vorlesungen abändern konnte, weil beide durch die Ferdinandeische Reformation vom Jänner 1554 genau bestimmt und geregelt waren.

um gastliche Aufnahme in der Hofburg anzusuchen, die er auch in vollstem Maße fand. Der niederösterreichische Landmarschall empfing ihn bei Nikolsburg, zwei Erzherzoge fuhren ihm auf das linke Donauufer entgegen, der Kaiser selbst erwartete ihn am Tabor und geleitete ihn in die Burg. Nun einmal zu Wien, hatte Heinrich keine große Eile mehr: fünf Tage hielt er sich daselbst auf, und unterhielt sich recht wohl bei den Jagden, Bällen und Turnieren, die ihm zu Ehren von den Brüdern und Söhnen des Kaisers — auch der Erstgeborne: Rudolf, bereits gekrönter König von Ungarn, war anwesend — veranstaltet wurden. Derlei einem so fanatischen Feinde des Protestantismus, wie Heinrich war, dargebrachte Huldigungen sagten den Lutherischen Wiens keineswegs zu, doch galten selbe ihm nur als künftigem Könige von Frankreich, entstammten politischen Gründen; denn der Kaiser hatte nicht nur seinem Schmerze und seiner Entrüstung über die scheußliche That seines weiland Schwiegersohnes mündlich und schriftlich — wie in einem Briefe an Schwendi — unverhohlenen Ausdruck gegeben, sondern soll auch dem sich verabschiedenden Gaste zu reiflichem Bedenken auf dem Heimwege, den er aus Furcht vor Nachstellungen der deutschen Protestanten über Venedig nahm, die Lehrmeinung ertheilet haben, „daß große Herren, wenn sie mit einer Reformation (d. h. in katholischem Sinne) den Himmel zu verdienen gedächten, dadurch gemeiniglich verlören, was sie auf dieser Erde besäßen.“ *)

Im Frühlinge des Jahres 1575 besuchte der Kaiser, der sich auch für seinen zweitgebornen Sohn: Ernst um die polnische Königskrone bewarb, die meisten Kurfürsten, um sie zur Erwählung seines ältesten Sohnes Rudolf zum römischen Könige und Nachfolger im Reiche, da er, wiewohl er erst 48 Jahre zählte, sich bei seiner angegriffenen Gesundheit kein langes Leben mehr versprach, zu vermögen. Am 27. Oktober ging Rudolf, der einen Monat zuvor die böhmische Königskrönung empfangen, als Sieger aus der Kurfürstenwahl hervor, und zu dieser Freude des Kaisers gesellte sich bald die Ueberraschung, daß er selbst am 12. Dezember vom größten Theile des Adels zum Könige von Polen erwählt worden sei. Die Böhmen hatten hiezu

*) Also berichtet Friedrich von Hurter im VI. Bande seiner „Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern.“

den Ausschlag gegeben, indem sie, von den Polen bezüglich allerhöchstdessen Erwählung zu Rathe gezogen, ihm folgendes schönes Zeugniß ausgestellt: „Unser Böhmen befindet sich unter seiner Regierung, als wenn es von einem angebornen Vater beherrscht würde; unsere Vorrechte, Gesetze und Freiheiten werden von ihm geschätzt, er läßt Alles unverändert bei seiner Kraft. Und was man fast ein Wunderwerk nennen könnte, ist die große Klugheit und Unparteilichkeit, mit welcher er den verschiedenen Glaubensgenossen begegnet und sie dadurch zur Einmüthigkeit, Duldung und gegenseitigen Liebe führt." — Sofort ging eine polnische Gesandtschaft nach Wien ab, die Urkunde über die geschehene Wahl, sowie die Bedingungen zu überbringen, und den Kaiser zur Thronbesteigung und Besitzergreifung des Landes einzuladen, aber ihr folgte ein Bote auf dem Fuße nach mit der Meldung, daß ein anderer Theil des polnischen Adels den siebenbürgischen Woiwoden Stefan Bathory zum Könige erkoren habe. Nach längerem Bedenken entschloß sich der Kaiser gleichwohl zur Annahme der Wahl, wie auch zur Vertheidigung seines Rechtes auf die Krone gegen Bathory; allein ein Kriegszug, den die Türken trotz des auf acht Jahre abgeschlossenen Friedens gegen Ungarn unternahmen, zwang ihn, vorläufig davon abzustehen und wider diese des Reiches Hilfe aufzubieten.

In sehr leidendem Zustande verließ er im Juni 1576 Wien, um den hiefür nach Regensburg einberufenen Reichstag zu eröffnen; hatte aber auch noch den herben Schmerz zu erleiden, daß auf diesem das Gehader der beiden Religionsparteien immer heftiger tobte und kein Ende zu nehmen drohte. Er beschwor endlich in Anbetracht der wachsenden Türkengefahr die streitenden Parteien, bei den Buchstaben des Augsburger Religionsfriedens, worin es ausdrücklich heiße, daß es bis zur einstigen Vergleichung dabei verbleiben und durchaus keine Aenderung daran gemacht werden solle, sich zu beruhigen, gemahnte sie herzlich, selbigem Frieden gemäß gegen einander sich zu verhalten, und betheuerte ihnen, daß er immer alle Mühe anwenden werde, um die gegenseitigen Beschwerden abzustellen und jedes Mißverständniß zu heben. Seine letzte dringende Bitte lautete, daß „die sämmtlichen Reichsstände in Erwägung des gemeinen Heiles ihn und seine Unterthanen bei der vor Augen schwebenden Noth diesen Streit nicht unverschuldet entgelten lassen möchten und bedenken sollten, daß er — dies sind

seine denkwürdigen Worte! — in dieser Sache ja keine Partei und für seine Person anders nicht denn Amtshalber zu thun habe!" — Zur selbigen Stunde des 12. Oktober, als der Reichstagsabschied, in solchem Sinne abgefaßt, auf dem Rathhause zu Regensburg verlesen wurde, hauchte daselbst Kaiser Max II. den letzten Athem aus, fünf Söhne: Rudolf, der berufen, Oesterreich, Böhmen, Ungarn und das deutsche Reich zu regieren, Ernst, Mathias, Max und Albrecht, drei Töchter: die Königinnen Anna und Elisabeth und die spanische Nonne Margaretha, hinterlassend; eine Wunderessenz, die er trotz dringlicher Warnung seines Leibarztes Johann Crato von Krafftheim einer Quacksalberin aus Ulm, Namens: Magdalena Streicher, vertrauend, eingenommen, soll seinen Tod beschleuniget haben. Die Katholiken und die Protestanten stritten sich um die Ehre, ihm den Weg ins Himmelreich gewiesen zu haben, behaupteten mit gleicher Zuversicht, daß er ihrem Bekenntnisse gemäß sich auf das Ableben vorbereitet habe, doch dürften die Ersteren hierüber nicht so ganz im Klaren gewesen sein, da die Geistlichkeit zu Paris Bedenken trug, ohne Einwilligung des Papstes für ihn Seelenmessen zu lesen. So allgemein und aufrichtig war aber bisher selten die Trauer um den Verlust eines Fürsten, wie sie Max II. gezollt wurde, dessen Regierung sicherlich eine der besten, wenn auch keine der glänzendsten war, und Stände und Volk Böhmens einten sich, ihm, der in der Domkirche zu Prag an seiner Eltern Seite bestattet zu werden letztwillig verordnet hatte, ein derartiges Leichenbegängniß zu bereiten, daß dasselbe, welches am 22. März 1577 stattfand, als eines der prachtvollsten des 16. Jahrhunderts bezeichnet wurde.

„Max II. — urtheilt M. A. Becker *) treffend — hat mit seinem Urenkel Josef II. an Geistesrichtung und Streben Vieles gemein, nur nicht das heiße Blut, das diesen zu stürmischer Bewegung drängte, während jener ruhig und gemessen vorwärts schritt. Aber ein Glück theilen beide mit einander und auch — ein Unglück. Beide haben die Herzen der Menschen besiegt, sind aber — bisher noch immer dem einseitigen, befangenen und so-

*) In den Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich.

mit ungerechten Urtheil anheimgefallen. Das lag im politiſchen und ſozialen Apparate der Zeit, in deren Räder ſie zu greifen hatten, und man müßte, um der Simpathie wie der Antipathie gegen dieſe großen Männer gleich gerecht zu ſein, zum Schluſſe kommen: Entweder haben ſie für ihre Zeit nicht gepaßt, oder die ihnen nachfolgten, nicht auf ſie!" —

5.

In Spanien hatten die Erzherzoge Rudolf und Ernst die erste und größte Zeit ihrer Jugend zugebracht, um am Hofe von Madrid eine Erziehung zu erhalten, die sie für den Thron dieses ketzerfreien Landes bestmöglich beeigenschafte. Vom Könige Philipp II., dem nur ein einziger Sohn: Karl, dessen stete Kränklichkeit nach allgemeiner Ansicht keine lange Lebensdauer verhieß, aus seiner Ehe mit Maria von Portugal ersprossen und daher die „Mutter der Weisheit" angerathen, einen Nachfolger sich zu erwählen, war der Beiden Zusendung gewünscht und von ihrem kaiserlichen Vater, wiewohl er seinem „mordkatholischen" Vetter gründlich abgeneigt, war sie im Hinblick auf die seinem Hause winkende reiche Erbschaft ohne Säumniß vollführt worden. Aber auch dann noch, als solche Aussicht sich trübte, der König, Witwer geworden, wieder auf die Freite ging, wurden die Prinzen in spanisch-jesuitischer Dressur belassen, worüber die österreichischen Stände kein geringes Mißbehagen empfanden, weßhalb sie wiederholentlich deren Rückberufung dem Kaiser an das Herz zu legen sich erlaubten; dennoch kamen sie nicht viel früher heim, als bis jener nach kinderlos gebliebener zweiter und blos mit Töchtern gesegneter dritter Ehe, während welcher sein Sohn Karl starb, seine Hand ihrer Schwester Anna reichte, die ihm denn auch endlich einen Thronfolger: Philipp III. gebar.

Rudolf soll, als er den Boden Spaniens hinter seinem Rücken hatte, ausgerufen, wie froh er sei, wieder deutsche Luft einathmen zu dürfen, bald nach seiner Ankunft zu Wien aber den Ueberfall eines lutherischen Gottesdienstes mit spanischen Hofschranzen geplant haben, wofür ihm sein Vater, der noch zu rechter Zeit die Anzeige erhalten, eine Ohrfeige versetzte. Mag nun das Eine oder das Andere wahr

oder vielleicht gar Beides unwahr sein, jedenfalls kehrte Rudolf vom Madrider Hofe nicht als ein fanatischer Bekenner und Verfechter des römischen Katholizismus, nicht als ein inbrünstiger Verehrer seiner Erzieher: der Jesuiten zurück, welche, schon damals als Beichtväter, Lehrer und Räthe fürstlicher Personen, alle staatlichen Kräfte für ihren Zweck ausbeutend, jene zu ihren Marionetten zu erniedrigen wußten, indem sie systematisch, um das selbstständige Denken und den klaren Blick in die Dinge in ihnen zu ertödten, alle schlechtesten Seiten der menschlichen Natur hegten und pflegten, indem sie, die religiösen und politischen Interessen verkuppelnd, den Katholizismus als den festen Grundpfeiler der absoluten Herrschaft und des Legitimitätsprinzipes ihnen aufschwatzten und diesen zu dienen — wenn es ihren Absichten passender erschien, verkündeten sie auch die Volkssouveränität, vertheidigten sie den Tyrannenmord! — vorheuchelten. Wohl brachte er strengere kirchliche Anschauungen mit, nicht aber huldigte er dem Grundsatze, daß die Ausrottung der Ketzer durch jegliches Mittel bewerkstelliget werden müsse; wohl sah er die Jesuiten als nothwendige Werkzeuge zur Eindämmung des Protestantismus an, aber eifersüchtig war er auf ihre Einmischung in Religionsangelegenheiten, denen er selbst immer weniger oblag, leicht möglich aus dem Grunde, der seinen Großoheim Karl V. zur Niederlegung aller seiner Kronen gedrängt, nämlich aus Ekel an den konfessionellen Wirren der Zeit und aus Erkenntniß seines Unvermögens, sie zu meistern. Uebrigens zeigte er nie den Willen, Hammer zu sein, und nicht einmal so viel Kraft, um abzuwehren, daß er zuletzt Ambos wurde; war er ein Fanatiker der Ruhe, vom förmlicher Geschäftsscheu erfüllt, wodurch es geschah, daß seine Brüder und Neffen und deren geheime Räthe, die insgesammt starre Katholiken und den Jesuiten unterthänig, die Regierungsgewalt ausschließlich in die Hände bekamen und bisweilen sehr anrüchige Persönlichkeiten, wie sein schurkischer Kammerdiener: Philipp Lang, selbst in politischen Fragen bestimmenden Einfluß erlangten. Darin liegt die Erklärung, daß unter einem trotz seiner Jugend — Rudolf zählte 24 Jahre, als er seinem Vater in der Herrschaft der Erblande und auf dem Kaiserthrone folgte! — so friedliebenden Fürsten und zwar schon in der ersten Hälfte seiner 36-jährigen Herrschaft eine so schwerwiegende That, wie die sogenannte „Gegenreformation," die mehr oder minder gewalt-

same Rückkatholisirung, begonnen werden konnte; doch trugen hiezu die Protestanten selbst nicht unerheblich bei, indem sie die vertragsmäßig aufgerichtete Schranke der „Assekuration" unaufhörlich durchbrachen. Rudolf stand auf dem Rechtsboden des Vertrages, wenn er im Gegensatze zu seinem Vater solche Ueberschreitungen nicht stillschweigend hinnahm, dagegen kann von dem Richterstuhle der Vernunft herab, wovor er schon als zuerst blos träger, dann auch furchtsamer, abergläubischer und trübsinniger, endlich gar verrückter, in allen Stadien seines Lebens aber gleich regierungsunfähiger Kaiser — als solcher der Zweite seines Namens — den Kürzeren ziehen müßte, die Entscheidung nicht anders lauten, als daß er schreiendstes Unrecht begangen, weil er auf pünktlichster Einhaltung eines Vertrages bestand, der nicht minder widersinnig war als der Augsburger Religionsfriede, auf welchen er sich stützte. —

In Wien ward, ehe noch der neue Landesherr daselbst eintraf, verspürbar, daß der Geist konfessioneller Duldung sich verflüchtige, indem am 7. Juni 1577 der mit der Statthalterschaft Oesterreichs betraute Erzherzog Ernst, der auch dem diesjährigen Landtage vorsaß und den Ständen, welche die verlangte Bewilligung eines Aufgebotes zum Schutze wider die Türken ablehnten, sehr entschieden entgegentrat, der Hochschule die Weisung ertheilte, sich an dem Treiben der lutherischen Prediger in der Stadt und in Hernals fortan nicht mehr zu betheiligen, und weiters den Bürgern Wiens strengstens verbot, in ihren Häusern lutherischen Gottesdienst abhalten zu lassen oder selbem im Landhause beizuwohnen. Demzufolge beschlich die lutherischen Stände ein derartiges Mißtrauen, daß sie beim festlichen Einzuge des Kaisers in Wien sich soviel als nur thunlich abseits hielten, und am 1. Oktober, dem für die Erbhuldigung festgesetzten Tage, selbe nicht leisten wollten, wenn die freie Religionsübung nicht auch auf die landesfürstlichen Städte und Märkte ausgedehnt würde; doch ließen sie sich endlich durch die Bestätigung des von seinem Vater Zugestandenen hiezu willig finden. Des Kaisers Verlangen strengsten spanischen Ceremonielles bei der Huldigung hatte sie ebenfalls wie die Wiener nicht angenehm berührt; noch empfindlicher wurden sie aber durch das vor dessen kurz darauf erfolgter Abreise in Umlauf gelangte und bald zur Thatsache gewordene Gerücht getroffen, daß er Prag zu seiner Residenz erwählet und hiemit den Schwerpunkt

des Reiches dahin zu verlegen beschlossen habe. Diese Mißstimmung der Einwohnerschaft Wien's schwoll den Muth der lutherischen Partei; ihre Prediger im Landhause ergingen sich in den heftigsten Ausfällen und Aufhetzereien, insbesondere der Magister Josua Opitz, ein Flacianer, der mit seinen oratorischen Verdonnerungen stetig anwachsenden Volkszulauf erzielte und — nach zeitgenössischem Berichte — die Leute so erbittert haben soll, daß sie, aus seinen Predigten gehend, große Lust gehabt hätten, die Katholiken, die er „Abgötterer und Kinder des Teufels" nannte, zu zerreißen. Auch die Stände traten auf dem im Januar 1578 zu Wien abgehaltenen Landtage mit ihrer alten Forderung und neuen Beschwerden hervor, ohne jedoch der Regierung irgendetwas abzugewinnen, vielmehr gaben sie hiedurch dem Erzherzoge Ernst den willkommenen Anlaß zu einer neuen ihnen Abbruch zufügenden Maßregelung: einem General-Mandate, laut dessen in allen landesfürstlichen Städten und Märkten die Einstellung lutherischen Gottesdienstes und ihren von der römisch-katholischen Kirche abgefallenen Einwohnern die Rückkehr zu dieser bei strenger Strafe anbefohlen ward.*) Endlich demonstrirte die Hochschule in noch nicht dagewesener Weise gegen die Regierung, indem sie am 14. April einen Lutheraner: den in seinem Fache gerühmten Johann Schwarzenthaler, Doktor der Rechte, zum Rektor wählte, womit sie sich ein Dekret des eben in Preßburg weilenden Kaisers zuzog, das die Wahl für nichtig erklärte und den vorigen katholischen Rektor in dieser Würde für das nächste Halbjahr bestätigte. Noch im selben Monate kam Allerhöchstdieser nach Wien und berief sofort lutherische Stände-Abgeordnete in die Hofburg, ihnen schriftlich bedeuten lassend, daß er ihren Gottesdienst im Landhause aufgehoben und ihre daselbstigen Prediger aus der Stadt abgeschafft wissen wolle; nach vielen Verhandlungen gab er soweit nach, daß er nur auf Abschaffung des Magisters Opitz bestand und den lutherischen Ständen die Ausübung ihres Gottesdienstes in dem von ihnen erbauten Schulhause bis auf den nächsten Landtag zugestand. Noch war die

*) Jenen sieben oberösterreichischen Städten, welche 1568 die freie Religionsübung erhalten halten, galt auch dieses Mandat; doch ließ sich der Kaiser durch das mannhafte Auftreten ihrer nach Wien berufenen Vertreter herbei, es für sie bis auf Weiteres außer Kraft zu setzen.

Sache nicht zum völligen Abſchluſſe gediehen, als ein Zwiſchenfall dieſe Allerhöchſte Nachgiebigkeit rückgängig machte. Der Kaiſer hatte nämlich verfügt, daß die Frohnleichnamsprozeſſion öffentlich und mit aller Pracht abgehalten werde, und mit dem Hofſtaate an ihr theilzunehmen erklärt. Seit Jahren hatte ſie nicht in den Straßen ſtattgefunden und ſchon die Bekanntmachung ſothaner Wiedereinführung genügt, die Lutheraner in höchſte Aufregung zu verſetzen; dieſe brach aber am Feiertage ſelbſt am Bauernmarkte, wo einige den Weg verſperrende Buden hinweggeräumt werden ſollten, in einem bewaffneten Tumulte los, der zu ſo bedrohlichem Umfange anwuchs, daß die Geiſtlichkeit die Flucht ergriff und der Kaiſer mit ſeinen Brüdern Ernſt und Max, von Offizieren und Höflingen mit gezückten Schwertern bedeckt, den Rückzug in die Burg zu nehmen ſich genöthigt ſah. Die unmittelbare Folge war das gänzliche Verbot lutheriſchen Gottesdienſtes in Wien und die Ausweiſung ſämmtlicher Prediger des Landhauſes. Am 21. Juni wurde ein kaiſerliches Dekret dem Magiſter Opitz zugeſtellt, daß er mit ſeinen Amtsbrüdern: Johann Tettelbach und Michael Hugo, ſeinen Vorſängern und dem Schulmeiſter, vor Sonnenuntergang die Stadt zu verlaſſen habe, und um 5 Uhr Abends geſchah ihr Abzug unter dem Gefolge einer ungeheueren Menſchenmenge, die ſowohl mit Zeichen ihrer Erbitterung als ihres Frohlockens nicht kargte. Kurze Zeit darauf reiſte auch der Kaiſer wieder nach Prag ab, wo er am 8. Auguſt den Privilegien der Stadt Wien die Beſtätigung zu ertheilen geruhte, worüber deren Bürgerſchaft aber die Entziehung des allerhöchſten Aufenthaltes keineswegs verſchmerzte.

Die von dem Generalmandate getroffenen Städte und Märkte übergaben Ende Dezember dem Erzherzoge Ernſt eine ſehr bewegliche Bittſchrift, auf daß ſie bei der bisher genoſſenen Gewiſſensfreiheit belaſſen werden möchten, empfingen aber am 27. Januar 1579 einen abſchlägigen Beſcheid mit dem Zuſatze verſchärft, daß ſie im Falle des Ungehorſams die der Herrſchaft ſeines kaiſerlichen Bruders unterſtehenden Reiche und Lande zu räumen hätten. Die Stadt Wien hatte ſich nicht an dieſer Bittſtellerei betheiligt, weil deren lutheraniſche Bürger und Einwohner, das Generalmandat bis dahin nicht in Ausführung genommen ſehend, ſich im Wahne wiegten, daß es betreffs ihrer keine Anordnung finden werde. Erſt im Sommer ward ihnen

klar, daß sie irrig gefolgert, indem dem Bürgermeister Hans von Thau und dem Stadtrathe der Befehl zukam, es in Vollzug zu setzen; nun nahmen sie zu diesen ihre Zuflucht und baten sie, sich bei dem Erzherzoge Ernst um ihre Schonung zu verwenden, erhielten jedoch nichts als das hingeworfene Bemerken, daß es ihnen ja frei stünde, selbst maßgebenden Ortes ihre Bitte vorzubringen. Daraufhin unterzeichneten mehrere hundert Bürger und Einwohner der Stadt eine demüthige Supplik und zwei Abgeordnete des Herren- und Ritterstandes unterzogen sich, sie dem Erzherzoge zu überreichen; allein dieser, wenn er sie auch entgegennahm, warf sie zu den Akten und gab nur dem Stadtrathe sein Mißfallen kund, daß er zur Beschreitung solchen bittlichen Weges gerathen habe. Gleichwohl waren die Lutheraner hiedurch nicht entmuthiget: sie beschlossen einen abermaligen Versuch, eine sogenannte „Sturmpetition," die sie am 19. Juli ausführten. Bürger mit ihren Weibern, Kindern und ihrem Hausgesinde zogen um die achte Morgenstunde schaarenweise in die Burg, das Begehr stellend, zu dem Erzherzog-Statthalter vorgelassen zu werden. Vergeblich mahnte sie ein Kämmerling und der Burgvogt, sich aus dem Burghofe zu entfernen; erst auf Androhung von Gewalt wichen sie hinaus, nahmen aber vor den Thoren Aufstellung, wo sich ihre Anzahl durch Zuzügler bis auf 5000 Köpfe mehrte. Der Erzherzog, aus der Kapelle kommend, gewährte endlich den Eintritt einer Deputation: diese überreichte ihm knieend eine Schrift und im selben Augenblicke fiel auch die ganze versammelte Menge auf die Kniee und schrie: „Um das Evangelium bitten wir!" Mit keiner Erfolg-verheißenden Miene entgegnete der Erzherzog, daß er die Schrift lesen und sie dem Kaiser übersenden werde, womit die Deputation entlassen war und die Sturmpetenten sich zerstreuten. Allein der Kaiser schenkte der Bitte nicht das mindeste Gehör, vielmehr befahl er, die Rädelsführer zu ermitteln, und als solche wurden Ortolf Eisenhammer, Kaspar Huetaffer, Georg Janischitz, Hieronymus Ortel und Hans Schadner verhaftet und nach langwieriger Untersuchung zum Tode verurtheilt, aus allerhöchster Gnade aber „auf ewig" aus dem Lande verwiesen.

Schon vom Beginne seiner Regierung an war es die Gepflogenheit des Kaisers Rudolf II., die Religionssachen, so von den lutherischen Ständen an ihn gebracht wurden, dem Erzherzoge Ernst als

Statthalter zuzumitteln oder nicht eher einen Entscheid von sich zu geben, als bis das zu Wien eingeholte und stets zu Ungunsten der Lutherischen abgegebene Gutachten eingelaufen; demgemäß empfingen auch die lutherischen Stände auf ihre Bitte, mit Allerhöchstselbem in mündliche Verhandlung treten zu dürfen, wozu sie durch ein neues Dekret, welches anbefahl, daß den in Städten und Märkten neu eintretenden Bürgern römisch-katholische vor ihrer Beeidigung zu beantwortende Konfessionsartikel vorzulegen seien, erhöhte Nöthigung empfanden, die ablehnende Entgegnung, daß „Sr. Majestät sich solchen Ansuchens nicht versehen, sondern gänzlich dafür gehalten hätten, sie würden es bei dem, was ihnen bei der Erbhuldigung und darnach gepflogenen Unterredung mehrmals erklärt worden, gehorsamst verbleiben lassen." Allerhöchstselber ließ es aber ebenso wenig bei dem, was er erklärt, verbleiben, hinderte wenigstens nicht, daß sein Bruder Ernst immer rücksichtsloser wider sothane Erklärungen die „Gegenreformation" betrieb, für welche ihm in dem am 4. September selbigen Jahres „wegen seines Eifers in der uralten katholischen Religion" zum Domprobste und Kanzler der Wiener Hochschule ernannten Melchior Khlesl ein trefflicher Helfer erstand.

Khlesl, aus einem altbürgerlichen Geschlechte Wien's stammend, der Sohn eines Bäckers, der in der Kärntnerstraße ein Haus „zum blauen Esel" oder auch „zum Esel in der Wiege" geheißen, *) sein Eigen nannte, hatte allda im Jahre 1553 das Licht der Welt erblickt und war von seinen lutherischen Eltern ob seines hervorragenden Talentes schon frühzeitig zum Studieren angehalten worden, worin er es auch bald allen seinen Mitschülern zuvorthat. Im 16. Jahre seines Alters war er vornehmlich durch die Einwirkung des Jesuitenpaters Georg Scherer, dessen Aufmerksamkeit er auf sich gelenkt, zur römisch-katholischen Kirche übergetreten, für deren Vertheidigung und Verbreitung er fortan den glühendsten Eifer entwickelte, wie er denn auch seinen alten Eltern so lange zusetzte, bis sie den von ihm gethanen Uebertritt ebenfalls thaten. Mit 18 Jahren war er als päpstlicher Alumnus in das Konvikt der Jesuiten getreten, 1576 hatte er von dem Wiener

*) Heutzutage ein Theil des Hauses „zum eisernen Mann."

Bischofe Kaspar Neubeck in der Kirche zu St. Veit die vier ersten Weihen, von dem Kaiser ein Kanonikat zu Breslau erhalten und sich im nächsten Jahre nach Ingolstadt begeben, auf dessen Hochschule er am 1. Juni 1579 zum Licentiaten der Theologie promovirt ward, worauf er, nach Wien zurückgekehrt, allda am 30. August zum Priester geweiht, von dem Passauer Bischofe zu seinem Offizial in Niederösterreich ernannt und laut kaiserlichen Dekretes zu obbesagten Würden erhoben wurde.

Die nächste Folge der Berufung dieses mit hochgradiger Willensstärke und Ausdauer begabten, zu geheimen Machenschaften wie zu geradem entschlossenem Handeln gleich geneigten, vom hochfliegenden Ehrgeize beseelten, sittlich tadellosen, durch Gelehrsamkeit und Redekunst ausgezeichneten Mannes war die Einführung einer neuen Schulordnung für die unteren Schulen bei St. Stefan, St. Michael und bei den Jesuiten und im Jahre 1580 die Einsetzung einer Bücherinquisition, deren Mitglieder jedoch glimpflich verfuhren im Vergleiche mit dem steirischen Erzherzoge Karl, der Tausende von Büchern und Schriften ketzerischen und anderen mißliebigen Inhaltes verbrennen ließ. Uebrigens muß zur Steuer der Wahrheit bekannt werden, daß auch die Protestanten gar nicht selten gegnerische Drucksachen den Flammen zum Fraße hinwarfen, sowie daß diese Bücherfeuer hüben und drüben — „zwar für das, was sie bezwecken sollten, im ganzen nutzlos waren, aber den national-ökonomischen Vortheil hatten, daß man mit einer halben Klafter Holz, die damals überall leicht zu haben war, ganze Literaturen todtschlug und den nachfolgenden Geschichtforschern die Mühe ersparte, sich über einzelne Lücken der Spezialgeschichte den Kopf zu zerbrechen. Denn ganz gewiß sind jenen „Autodafès" mitunter die werthvollsten Aufzeichnungen über Lokalgeschichte, ja lange Reihen unersetzlicher Familienpapiere zum Opfer gefallen." —

Gleichzeitig mit dem Anbruche der „Gegenreformation" war den lutherischen Ständen die Einsicht gekommen, daß zu ihrer kräftigeren Abwehr das heftige Gezänke der Prediger wider einander gestillt, deren so großes inneres Zerwürfniß beigelegt werden müsse, und sie wandten sich hiefür an den schon genannten Chyträus in Rostok um Zusendung eines Generalvisitators und Superintendenten. Chyträus vermochte seinen

Kollegen: Dr. Lukas Bacmeister, die schwierige Aufgabe zu übernehmen, und am 16. Januar 1580 trat selber die Reise nach Oesterreich an. Viele Zusammenkünfte hatte er, der auch Wien besuchte und den großen Saal im Landhause, in welchem lutherischer Gottesdienst abgehalten worden, besichtigen durfte, mit den Predigern und Ständen, viele und strenge Visitationen hielt er während seines neunmonatlichen Aufenthaltes im Lande, aber nicht gelang es ihm, den Brand der Zwietracht zu löschen, zum Seelengaudium Khlesl's und der Jesuiten, die daran die Waffen für die Rückkatholisirung schmiedeten und mit ihnen sieghaft kämpften. So berichtet Bernhard Raupach in seinem „evangelischen Oesterreich," daß der Jesuitenpater Scherer, der 1580 Predigten über das Lutherthum zu halten begann, damit eine solche Wirkung gehabt habe, daß in einem halben Jahre mehrere hundert Lutheraner, sowohl vornehmen als geringen Standes, der augsburgischen Konfession abgeschworen und Papisten geworden. Nicht minder scheiterten die lutherischen Stände auf dem im Mai selbigen Jahres ob finanzieller Nöthen nach Wien einberufenen Landtage mit ihren Forderungen, die sie auf einer Versammlung zu Horn zum Schutze ihrer Kirche beschlossen hatten; auch ihre Bitten, daß wenigstens die lutherischen Bücher in dem Laden, den sie schon seit Jahren im Landhause hatten, feilgeboten und nicht sogar aus Privathäusern weggenommen werden dürften, wurden von dem Erzherzoge-Statthalter kurzweg abgewiesen, und ihrem damaligen Buchführer*) Elias Freytag kam die Weisung zu, entweder den Laden von der verbotenen Waare rein zu erhalten oder das Land zu räumen. Trotz solcher neuerlichen Niederlage säumten nicht die Herren und Ritter, die geforderte Geldhilfe zu bewilligen und dem Erzherzoge, der ihnen die Abhaltung vertraulicher Berathungen im Hause der Adelsfamilie Zelking schriftlich verwiesen, eine demüthigliche Entschuldigung zu übergeben; denn sie konnten nicht umhin, sachteres Auftreten „opportun" zu finden, da ebendamals in Wien zum ersten Male eine Garnison zahlreichen und noch dazu fremdländischen Kriegsvolkes eingelegt und die 1546 errichtete Stadt-Quardia unter den obersten Stadthauptmann der Festung gestellt worden war. Ueberhaupt war Wien und selbst das Viertel

*) So hießen zu jener Zeit die Buchhändler.

unter dem Wienerwalde zufolge der starken Gegenwirkung der Jesuiten ein der lutherischen Aussaat schon ziemlich abgesperrter Boden, wofür ein genügendes Zeugniß, daß von den im Jahre 1581 zur neuen Lehre sich bekennenden 330 Ortschaften Niederösterreichs, 96 im Viertel ob dem Mannhartsberg, 94 im Viertel unter dem Mannhartsberg und 91 im Viertel ob dem Wienerwalde, im Viertel unter dem Wienerwalde aber nur mehr 49 sich befanden.

Im letztbesagten Jahre, an dessen erstem Tage Khlesl, obzwar schon seit mehr als einem Jahre zum Priester ausgeweiht, doch erst in der Kirche der Jesuiten am Hof seine erste durch Beiwohnung der Erzherzoge Ernst und Max verherrlichte Messe gelesen, geschah ein abermaliger Vorschritt auf der Bahn der Rückkatholisirung, wozu die schriftliche Beschwerde mehrerer Doktoranden, daß ihnen, eben weil sie das römisch-katholische Glaubensbekenntniß ablegen wollten, die Promotion von der artistischen, d. i. philosophischen Fakultät an der Hochschule zu Wien verweigert worden sei, den Anlaß gegeben haben soll. Am 2. Juli wurde nämlich durch den Erzherzog Max, der seinen zu Prag verweilenden Bruder Ernst in der Statthalterschaft vertrat, eine von Khlesl angeregte kaiserliche Verordnung veröffentlicht, durch welche des Kaisers Max II. im Jahre 1564 der Universität ertheilte Befugniß: in den drei Fakultäten (der philosophischen, juridischen und medicinischen) auch Protestanten unter dem Namen von „Katholiken" zu Doktoren zu befördern, zurückgenommen und die alte unter Ferdinand I. gegebene Einrichtung, daß nur „römische Katholiken" zur Doktorwürde geeignet seien, erneuert ward. Die Pest, welche im Sommer 1582 — kurzbevor war die verwitwete Kaiserin Marie nach Spanien abgereist, um dort den Rest ihrer Tage zu verbringen, und hatte ihre Tochter Elisabeth, die verwitwete französische Königin, auf dem nächst der kaiserlichen Stallburg gelegenen Raume der Häuser des Grafen Salm, der Freiherren von Hofkirchen und eines zum Khuen'schen Hause gehörigen Gartens das sogenannte Königskloster für Klarisserinnen, als deren Aebtissin sie auch daselbst starb, und die Kirche zur „Maria der Engeln" gestiftet — zu Wien mit Heftigkeit ausbrach und bis in den März 1583 fortwüthete, nöthigte nicht allein zur Sperre aller Unterrichtsanstalten, auch der Hochschule, „bei der — wie die Jesuiten witzelten — man sie hätte unterlassen können, da in Anbetracht ihrer

wenigen Dutzend Schüler die Gefahr der Ansteckung nicht eben groß," sondern legte auch dem Gehader der beiden Religionsparteien den Kappzaum an. Ihr Erlöschen entfachte dafür den katholischen Eifer der Regierung zu weiter ausgreifenden Maßnahmen wider die Lutherischen der Hauptstadt. Diesen war in den benachbarten und Mitgliedern des Herren- und Ritterstandes zugehörigen Orten: Hernals, Inzersdorf und Vösendorf die Gelegenheit geboten, lutherische Predigten zu hören, und das heilige Abendmahl zu genießen; nun ward ihnen solcher Kirchenbesuch verboten und dem Bürgermeister aufgetragen, scharf über die Beobachtung des Verbotes zu wachen. Gleichwohl hörte das Dahinausziehen der Bürger, insbesondere an Sonntagen, sowie das Einschleichen lutherischer Prediger in die Stadt nicht auf; sohin erging ein Dekret des Erzherzogs Ernst an den Stadtrath, ihm einschärfend, die das Verbot neuerdings übertretenden Bürger zu verhaften und lutherische Prediger wie auch Hebammen, die in der Stadt betroffen würden, als Verbrecher zu bestrafen und abzuschaffen, und den Besitzern obiger drei Herrschaften drohte er mit der gänzlichen Schließung ihrer Kirchen, wenn sie fernerhin Bürger und andere nicht zu ihren Unterthanen gehörige Personen an dem Gottesdienste theilnehmen ließen. Auch den Jesuiten bot sich ein Anlaß dar, wider die lutherischen Seelsorger einen Trumpf auszuspielen. Ein armes Mädchen in Wien, Namens Anna Schiltenbauer, wähnte sich von ihrer lutherisch gesinnten Großmutter Elise Pleinacher verzaubert, vom Teufel besessen, und ward, als ihres seltsamlichen Betragens wegen auch andere Leute an solche Besessenheit glaubten, im Juni in das den Jesuiten zugefallene Barbaraspital am alten Fleischmarkt gebracht, damit ihr dort der Teufel ausgetrieben werde, während ihre angebliche Verzauberin dem Stadtgerichte eingeliefert und in Haft gesetzt wurde. In achtwöchentlicher Pflege bei den Jesuiten, legte sich die Ueberspanntheit des Mädchens, und am 14. August ward Anna von ihnen als vollkommen gesund entlassen, ihre Großmutter aber nach mehrmaligem Verhöre am 27. September auf der gewöhnlichen Richtstätte in Erdberg verbrannt. Ueber dieses Ereigniß hielt nun der Jesuitenpater Scherer am nächsten Sonntage im Stefansdome eine Predigt, worin er höhnend hinwies, daß nur die katholische Geistlichkeit die Macht zu einer solchen Wunderkur besitze, und die protestantischen Prediger aufforderte, es ihr nachzuma-

chen. Es war dies eine Aufforderung, auf die er keine Entgegnung zu besorgen hatte, maßen kein lutherischer Prediger öffentlich in Wien auftreten durfte; nichtsdestoweniger verfehlte er hiermit nicht, großen, nachhaltigen Effekt bei der schäfigen Menge zu machen. Bald darauf legten aber auch die Protestanten Zeugniß dafür ab, daß Fanatismus und Bornirtheit an Ineinanderverwachsenheit den siamesischen Zwillingen nicht nachstehen. Papst Gregor XIII. hatte einen von einigen berühmten Mathematikern, insbesondere von Aloysius Lilius, verbesserten Kalender, der ihm zu Ehren der „gregorianische" genannt wurde, dem Kaiser zur Einführung im deutschen Reiche und in seinen Erblanden übersandt, worauf Allerhöchstdieser in letzteren am 1. Oktober ein Mandat erließ, in welchem den Unterthanen kundgethan ward, daß in Anbetracht der Nothwendigkeit einer genaueren Zeitrechnung, weil die bisherige „julianische" bereits um 10 Tage über die Tag- und Nacht-Gleiche vorgerückt war, ein neuer Kalender verfaßt und dieser, der schon im vorigen Jahre in vielen christlichen Ländern angenommen worden, von nun an auch von ihnen anzunehmen sei. Die österreichischen Lutheraner erwiesen sich, obgleich die Sache mit den Glaubensartikeln nichts zu thun hatte, dennoch ungefügsam, und zwar blos deshalb, weil die Empfehlung des Kalenders vom Papste ausgegangen war; daraufhin erfolgte am 20. Januar 1584 ein neuerliches kaiserliches Mandat, in welchem nicht allein das vorjährige erneuert, sondern der alte Kalender gänzlich abgeschafft, dessen Feilhabung überall in den Erblanden verboten und allen Unterthanen ohne Ausnahme bei schwerer Ungnade und Strafe anbefohlen wurde, keinen anderen als den gregorianischen Kalender zu gebrauchen. Die Lutheraner Oesterreichs leisteten größtentheils eine allerdings nicht bedenkenfreie Folge,*) wogegen die Protestanten des deutschen Reiches von ihrem blöden Starrsinne nicht abzubringen waren, die alte unrichtige Zeitrechnung bis zum Jahre 1700 fortführten, so daß das Reich mittlerweile nicht nur zweierlei Haupt-Glaubensbekenntnisse, sondern auch zu nicht geringer Verwirrung aller Geschäfte zweierlei Kalender hatte, da der gregorianische in der katholischen Christenheit ungesäumte Einführung und Annahme gefunden. —

*) Nur die Flacianischen Prediger ließen sich lieber absetzen und verfolgen, als daß sie den Gebrauch des neuen Kalenders angerathen hätten.

Da die lutherischen Stände und ihre Prediger dem Verbote, die Wiener zu ihrem Gottesdienste zuzulassen, sich nicht fügten, „weil sie Gott mehr gehorchen müßten als den Menschen," so säumte die Regierung nicht, nach vergeblicher Vorladung der Gutsherren die Prediger mit Gefängnißstrafen zu belegen und sodann abzuschaffen, wovon 1585 an jenen der Herren Adam und Ferdinand Geyer zu Inzersdorf und Hernals das erste Beispiel zur Warnung ausgeführt wurde. Weder fruchtete eine hierüber durch zwei Abgeordnete dem Kaiser in Prag überreichte Beschwerdeschrift, noch die von der lutherischen Ständeschaft bei dem Erzherzoge-Statthalter zu Wien vorgebrachte Anklage wider Khlesl, daß er sich unbefugte Gerichtsbarkeit über ihre Pfarren und Kirchen anmaße; vielmehr ward ihr am 31. März 1586 bedeutet, daß nichts dergleichen bisher zur Kenntniß gekommen sei, und zu dessen eingehenderem Verständniße auch die Verhaftung der den Zulauf der Wiener nicht abwehrenden Prediger von Vösendorf und Katzelsdorf verfügt. Uebrigens waren diese Maßregelungen noch milde im Vergleiche zu jenen, mit welchen die Rückkatholisirung der landesfürstlichen Städte und Märkte betrieben und hie und da, wie in Krems, Stein und Waidhofen an der Ybbs, erst nach Niederwerfung bewaffneten Aufstandes der Bürgerschaft erzielt wurde. Bereits zu Beginn des Jahres 1587 hatte sie so erhebliche Fortschritte gemacht, daß Papst Sixtus V. dem Erzherzoge-Statthalter Ernst durch Uebersendung eines geweihten Degens und Hutes seine freudig-dankbare Anerkennung zollte, die mittelst eines feierlichen Kirchenganges den Wienern zur Kenntniß gebracht ward; am 15. Juli begab sich der Erzherzog nach dem Stefansdome zu einem Hochamte, welches der Bischof Wiens unter Assistenz der Aebte von den Schotten und von Heiligenkreuz hielt, und nach dessen Beendigung setzte ihm der päpstliche Nuntius den Hut auf und umgürtete ihn mit dem Degen, worauf die höfische der Feier anwohnende Gefolgschaft ihm ihre Glückwünsche darbrachte. Niemand hatte zu den bisherigen gegenreformatorischen Erfolgen aber in so wirksamer Weise beigetragen, als Khlesl, der bereits zum Beweise höchster und allerhöchster Zufriedenheit zum kaiserlichen Rathe und wegen der großen Wirkung seiner in der Stefanskirche gehaltenen Predigten zum Hofprediger ernannt worden; nicht minder verdienstvoll für den Katholizismus war seine Thätigkeit in anderer

Richtung gewesen, sowohl ob seiner Visitationen und Reformen in den Pfarren und Klöstern, als ob seiner durch Pomp oder anderen Sinnenköder das Volk anziehenden Veranstaltung kirchlicher Feierlichkeiten, wie denn auch er es war, der die zwei bisher noch volksthümlichsten Prozessionen der Wiener geschaffen. Der schon damals am 28. Juni gebräuchlichen nach Mariazell verlieh er einen festlicheren Aufputz, indem er als Dompropst veranlaßte, daß sie mit Trompeten und Pauken und von einer Priesterschaar im Ornate aus Wien geleitet, sowie bei der Rückkehr am 6. Juli eingeholt wurde, und im Jahre 1587 an der Spitze zahlreicher Geistlichkeit selbst daran theilnahm; mehrere Jahre später stiftete er die am 8. September als dem Feste von Maria's Geburt nach Mariabrunn ziehende, die an Beliebtheit bei einer gewissen Volksklasse den Sieg über den Brigittenauer Kirchtag — diese wienerische „Urhetz"— davon trug.

Auf Anregung Khlesl's geschah es auch, daß im Jahre 1588, mit dessen Frühlinge die Pest zu Wien neuerdings ausbrach und demnach die Sperre aller Schulen eintrat,*) der Bischof bei dem Erzherzoge-Statthalter ob der Nachlässigkeit des Stadtrathes in der ihm anbefohlenen Aufsicht über die lutherischgesinnten und zu den Predigern der Umgegend ziehenden Bürger Klage führte und hieran die Bitte knüpfte, daß sie diesem abgenommen und anderen zuverlässigeren Amtspersonen übertragen werde. Die Bitte fand das willigste Gehör und die erwünschteste Erfüllung: der Bischof selbst, Khlesl und der Stadtanwalt Mathias Brauer wurden zu „Religions-Inspektoren" bestellt und diese Dreimännerschaft bewährte sich in geradezu Argus-äugiger Wachsamkeit, zum gewaltigen Aerger der lutherischen Herren und Ritter, dem sie auf dem im Februar 1589 nach Wien einberufenen Landtage wortereichen Ausdruck gaben. Zudem erklärten sie, nicht eher betreffs der beträchtlichen zu neuer Truppenstellung gegen die Türken und Polen geheischten Geldsumme in Berathung zu treten, bis der Kaiser die Abschaffung der Prediger rückgängig mache, überhaupt die obschwebenden religiösen Zwiespältigkeiten ihren Wünschen gemäß schlichte.

*) In diesem Jahre hatten die Schulen der Jesuiten den bisher größten Zuspruch; sie zählten nämlich über 800 Schüler, während die Hochschule kaum 80 besaß.

Die Erwiderung, die ihnen zu theil ward, stach von jeder bisher empfangenen nur durch die Kürze ab: sie lautete, daß Alles, was der Erzherzog Ernst vorgenommen, auf allerhöchste Befehle erfolget sei, die niemals eine Abänderung erfahren würden und denen man sich mithin gehorsamlich zu unterwerfen habe. Die beiden Stände verharrten noch einige Zeit in herber Sprödigkeit, endlich gingen sie aber doch an die Berathung der geforderten Summe und versagten nach unerheblichen Abstrichen auch die Bewilligung nicht; nur wälzten sie der Stadt Wien, weil sie in der Religionsfrage nicht zu ihnen hielt, eine unverhältnißmäßig große Leistung zu. Der Bürgermeister Hans von Thau weigerte sie im Namen der Stadt und erklärte, als der Landmarschall ihn deshalb mit Verhaft bedrohte, dem Landtage, daß er für die Städte und Märkte kein Strafvollziehungsrecht besitze, welcher Anschauung die Regierung sofort beistimmte; doch wurden er und mehrere Stadträthe von dieser selbst, weil sie auch ihr gegenüber die Weigerung aufrecht erhielten, verhaftet und in der Hofburg eingesperrt, bis sie der zugewiesenen Besteuerung nachzukommen sich verbürgten. Uebrigens erreichte die Finanznoth im nächsten Jahre schon wieder eine so bedenkliche Höhe, daß den Ständen neue Opfer auferlegt wurden; diesmal aber führten sie einen weit erbitterteren Kampf wider die Regierung, wozu sie einen unverwindbaren Anreiz dadurch bekamen, daß Khlesl, im Vorjahre auf den Bischofstuhl von Wiener-Neustadt berufen, zum Lohne für die daselbst so schnell und durchgreifend bewerkstelligte Gegenreformation, mit kaiserlicher Entschließung vom 2. Februar zum General-Reformator in Oesterreich ernannt worden war. —

Für Wien war das Jahr 1590 ein unheilträchtiges. Am 24. April brach unweit des Stubenthores eine Feuersbrunst aus, welche den größten Theil des Stuben- und Kärntnerviertels in Schutt und Asche legte, und am 15. September trat ein Erdbeben ein — das furchtbarste, dessen die städtischen Jahrbücher gedenken! — durch welches, von 5 Uhr Abends bis Mitternacht mit immer gewaltigeren Stößen wiederkehrend, der Thurm der Jesuitenkirche und ein Wirthshaus, mehrere Menschen verschüttend, einstürzten, die Helmstange des Stefansthurmes sich krümmte und viele Häuser mehr oder minder schwere Beschädigungen erlitten. Zwei Tage hindurch erneuerten sich die Stöße, doch

ohne weiteren Schaden zuzufügen; erst am 18., nachdem die hiebei herrschende Windstille und sengende Hitze einem anhaltenden Platzregen gewichen, nahmen sie ein Ende, nicht aber die Angstbeklemmungen der Einwohner, daher der Bischof einen feierlichen Bittgang nach dem Stefansdome anordnete, an dessen Spitze Erzherzog Ernst, der in Folge des am 10. Juli eingetretenen Ablebens des Erzherzogs Karl von Steiermark für dessen erst zwölfjährigen Sohn Ferdinand die vormundschaftliche Regierung übernahm, und die Königin-Aebtissin Elisabath einherschritten.

Mit der Uebersiedelung des Erzherzogs Ernst *) nach Graz kam die österreichische Statthalterschaft und der Oberbefehl der Truppen in Ungarn an den Erzherzog Mathias, dem erst kurz bevor die mütterliche Vermittlung zu einem freundlicheren Verhältnisse mit seinem Bruder, dem Kaiser, verholfen. Mathias, vom Ehrgeize gejagt, aber von so geistiger Unbeholfenheit, daß er stets wie ein Kindlein eines Gängelbandes bedurfte und bänglich darnach zappelte, sah sich auch in der ihm mühsam ausgewirkten Stellung sofort nach einem Leithammel um und griff sich als solchen aus der Schaar von Staatsmännischkeiten — es war ein äußerst glücklicher Griff! — den auf mehr als halbem Wege ihm entgegengekommenen Khlesl heraus, der ebendamals (1591) auch die Dekanswürde der theologischen Fakultät an der Wiener Hochschule bekleidete, und auf dessen Diktat erneuerte er am 31. März das vor zehn Jahren erlassene, jede Promotion an die Ablegung des römisch-katholischen Glaubensbekenntnisses bindende Gesetz, dem bisher nicht genau nachgekommen worden, „an dem aber umsomehr festgehalten werden müsse, da ja auch die protestantischen Universitäten sich schon längst beeilt hätten, die Ertheilung eines akademischen Grades von der Ablegung der augsburgischen Konfession abhängig zu machen." Gleichwol reichte der Umstand nicht hin, den Hoffnungen der lutherischen Stände, die sie dem neuen Statthalter entgegengebracht, einen Dämpfer aufzusetzen; vielmehr bezeugten sie deren steigende Tendenz durch immer häufigere Uebertretungen der ihnen seit-

*) Ernst ward 1593 vom spanischen Könige zum Statthalter der Niederlande ernannt, weßhalb sein Bruder Max die steierische Regierung übernahm, und starb 1595 zu Brüssel.

her zugefügten Gesetze. So nahmen die Herren von Inzersdorf und Vösendorf statt der abgeschafften Prediger neue auf, welche nicht allein auf ihren Schlössern den Gottesdienst verrichteten, sondern auch heimlich nach Wien kamen und daselbst in den Freihäusern tauften und das Abendmahl austheilten, und insonderlich nahmen die lutherischen Taufen in den Adelsfamilien überhand. Der Erzherzog ließ diesen zwar schriftliche Verweise zukommen und verbot allen Hebammen zu Wien, lutherischen Taufen beizuwohnen; aber beides vermochte nicht der Sache zu steuern, selbst das Verbot nicht, da die Stände protestantische Wehmütter in Sold nahmen. Die Hauptursache der Zunahme lutheranischer Widerborstigkeit lag eben darin, daß die Regierung nur verbot, nicht auch strafte; allein solche Zurückhaltung zwang ihr der üble Fortgang des Türkenkrieges in Ungarn auf: sie durfte die Stände nicht in Harnisch bringen, um sie für neue schwere Opferbringung nachgiebig zu stimmen. Von 1562—1592 hatten sie 9 Millionen für den Türkenkrieg gegeben, und sonach war es erklärlich, wenn sie auf dem Landtage von 1593 mit Vorwürfen nicht kargten, viele sich derart verarmt erklärten, daß sie nichts mehr zu geben hätten. Erzherzog Mathias machte freilich den spitzen Einwurf, daß diese Verarmung weniger in den Bewilligungen, als vielmehr in dem zunehmenden Luxus von Kleidern und Mahlzeiten zu suchen sei, wogegen die Stände die Ansicht verfochten, daß sie auf andere Ursachen, nämlich auf den geleisteten persönlichen Zuzug, auf die Uebernahme der — Hofschulden, Mißwachs an Getreide und Wein, Erdbeben, Wasser und Feuerschäden zurückgeführt werden müsse; auch setzten sie in einer gleichzeitig überreichten Denckschrift auseinander, wie nach ihrer Ueberzeugung einzig und allein Heil und Rettung der habsburgischen Gesammtlande zu erhoffen wäre. „Sie wollen — heißt es darin — nicht länger den Stein des Sisyphus wälzen. Alle ihre Geldbewilligungen seien nutzlos, wenn nicht durch die Anwesenheit des Kaisers in Wien, durch die Einberufung eines allgemeinen Erblandetages und die ordentliche Abhaltung der Landtage in Ungarn und den übrigen österreichischen Ländern, durch die Zusammenkunft der Erbland-Ausschüsse zur gegenseitigen Unterstützung, durch die Beisteuer von auswärtigen Mächten, durch Abstellung des Wuchers und der schlechten Münze, dem Lande auf eine nachdrückliche Weise für immer geholfen werde.“ Bei den Schwierig-

keiten, die der Kaiser schon machte, wenn er blos seinen Namen auf ein Dekret zu schreiben hatte, gewärtigten sie ohnehin keine schleunige Antwort; da sie jedoch die verlangten Opfer endlich bewilliget, so hatten sie gar zwei Jahre darauf zu warten, und trotz der langen Dauer erwies sie keine erhöhte Verstandesreife oder vertieftes Eingehen in die gethanen Vorschläge. Sein Fernbleiben von Oesterreich begründete der Kaiser damit, daß wegen der drohenden Türkengefahr seine Anwesenheit in Prag, als dem Centralpunkte, um so nothwendiger sei, als von da aus leichter mit den nordischen Mächten, dem deutschen Reiche und den Ländern der böhmischen Krone konferirt werden könne. —

Gleich den lutherischen Ständen suchte auch die Wiener Hochschule die durch die türkischen Waffen herbeigeführte Gunst des Augenblickes wider die Jesuiten auszunutzen, indem sie am 12. Oktober dem Erzherzoge eine an den Kaiser gerichtete Beschwerdeschrift überreichte, deren Kern darin bestand, daß der Wirkungskreis ihrer geistlichen Widersacher auf das ursprüngliche, vom Kaiser Ferdinand I. festgesetzte Ausmaß zurückgeführt werde, widrigenfalls ihr gänzlicher Ruin unvermeidlich sei. Nun beeilte sich der Kaiser zwar nicht, die Jesuiten für die Wiener Hochschule unschädlich zu machen, aber er ließ sich doch herbei, Berathschlagungen anzuordnen, auf welche Weise deren Verfall vermieden werden könne, und es scheint, daß Khlesl, der besagter Zeitumstände halber seine general-reformatorische Thätigkeit einigermaßen einschränkte, dafür aber am 15. November 1593 durch ein an alle Priester seines Bisthums gerichtetes Mandat das bisher nur alljährlich zu Klosterneuburg gefeierte Fest des heiligen Leopold in hochfeierlicher Weise zu begehen, „einen besonderen Beweis vaterländischer Andacht" lieferte, diesmal auch sein Gutachten nicht zu Gunsten der Jesuiten abgegeben habe.*) —

---

*) Hiebei können wir nicht umhin, einen kritischen Abstecher zu machen, wenngleich wir überzeugt sind, daß uns dadurch die allerdings kaum voraussetzbare Geneigtheit eines ultramontanen Lesers „für Zeit und Ewigkeit" verloren gehe. Hammer-Purgstall erzählt in dem von ihm beschriebenen „Leben Khlesl's," daß dieser ein höchst wichtiges wider die Jesuiten gerichtetes Gutachten erstattet habe, dasselbe aber, das noch vor wenigen Jahren, als von der Partei der Jesuiten die Zurückstellung der eingezogenen Güter derselben zur Sprache kam, im Archive der Wiener Universität vorhanden gewesen, leider von einem Freunde der

Bei Gelegenheit des im Jahre 1594 nach Wien ausgeschriebenen Landtages geruhte der Kaiser, einen besseren Erfolg des Türkenkrieges hievon wähnend, die Stände sehr ernstlich zur Buße und zum Gebete zu vermahnen, und hieraus nahmen die lutherischen den Anlaß, am 24. Februar, dem St. Mathiastage, eine Versammlung, der auch Wiener Bürger beiwohnten, im Landhause zu halten und, nachdem sie sich durch eine Person weltlichen Standes ein Kapitel aus dem Propheten Jesaias vorlesen lassen, ein „christliches Türkengebet sammt angeheftetem Vaterunser mit gebogenen Knieen" zu verrichten. Ein erzherzogliches Dekret vermeldete ihnen, daß sie hiedurch den Kaiser höchlich beleidiget hätten, und warnte sie, künftighin sich derlei verbotener

---

Jesuiten, dem Staatsrathe von Weiß, dem es der Archivar: Professor Hye gegen Empfangschein übergeben, nie wieder zurückgestellt worden sei, und knüpft hieran die Bemerkung: „Die Schrift ist unterschlagen oder vernichtet, aber das Gedruckte bleibt, und der Archivraub durch einen Freund der Jesuiten wird statt zur Vertheidigung, zur Anklage wider dieselben. Daher, wie Tacitus sagt, der Wahnsinn derer um so mehr zu verlachen, welche glauben, daß durch gegenwärtige Macht das Gedächtniß künftiger Zeiten vertilgt werden könne." Dagegen tritt Rudolf Kink in seiner „Geschichte der Universität zu Wien," das von Hammer-Purgstall berührte widerjesuitische Gutachten Khlesl's irrthümlich als im Jahre 1593 abgegeben haltend, in welchen Irrthum er aber unmöglich verfallen wäre, wenn er nicht allein die Vorrede, sondern auch die Seiten 172—73 des dritten Bandes von „Khlesl's Leben" gelesen hätte, mit der zurechtweisenden Bemerkung auf, daß „über ein Dokument, welches man nicht vor sich habe, sich nun allerdings nicht streiten lasse, aber ihm die obbesagte Annahme nicht wahrscheinlich dünke." Zugegeben die Richtigkeit des ersten Theiles selbiger Bemerkung, wird man dennoch dieses von einem Jesuitenfreunde beseitigte Gutachten Khlesl's umsoweniger als ein widerjesuitisches bezweifeln, wenn man die angeführte Geschichte Kink's gelesen, der auf Seite 331 des ersten Bandes bezüglich des 1573 von der Wiener Hochschule um gänzliche Abschaffung der Jesuiten bei Hof überreichten Ansuchens sich wörtlich dahin äußert: „Diese Eingabe an den Kaiser, wie überhaupt die meisten auf die Differenz mit den Jesuiten bezüglichen Aktenstücke, sind im Archive und in der alten Registratur der Universität nicht mehr vorhanden, daß aber das Konsistorium die völlige Entfernung ihrer Gegner begehrt habe, geht aus dem darauf erfolgten Bescheide des Kaisers hervor." Hiernach hat es allen Anschein, als ob die Jesuitenfreunde das geflügelte Wort Proudhon's: „la propriété c'est le vol!" — mit Versetzung der beiden Hauptwörter! — zu ihrem Grundsatze gemacht! —

Umtriebe nicht wieder zu unterfangen; dagegen hatten die Jesuiten, welche zu selbiger Zeit das 40-stündige Gebet in ihrer Kirche einführten und damit die Anregung gaben, daß es während der ganzen Dauer des Türkenkrieges in sämmtlichen Kirchen Wiens abwechselnd verrichtet wurde, sich des Ausdruckes höchsten und allerhöchsten Wohlgefallens zu erfreuen. Der diesjährige Feldzug lief auch nicht ungünstig ab, da Sigmund Bathory, der Fürst Siebenbürgens, um den Preis der Hand der Erzherzogin Marie Christine von Steiermark des Kaisers Verbündeter geworden; noch holder erwies sich Fortuna im nächsten Jahre der kaiserlichen Waffenmacht, deren Oberbefehl Erzherzog Mathias mit dem aus spanischen Diensten übergetretenen Fürsten Karl von Mannsfeld theilen mußte, wie auch Erzherzog Max, und der 17-jährige Erzherzog Ferdinand, der kurz bevor die Regierung in Steiermark angetreten, selbstständige Kommando's, der Eine in Oberungarn, der Andere in Kroatien, führten. Mit dieser Wendung, inmitten welcher der Tod des Erzherzogs Ferdinand von Tirol einen Erbschaftsstreit zwischen der österreichischen und steierischen Linie über dies herrenlos gewordene Land hervorrief, der erst 1602 dahin ausgeglichen ward, daß der Erzherzog Max es im Namen beider Linien regieren solle, nahm auch das general-reformatorische Wirken neuen Anlauf. Zur Bearbeitung des gemeinen Volkes wurden gröbere, weil tauglichere Werkzeuge als die Jesuiten, in den Kapuzinern nach Wien berufen, welche in dem stark gelichteten Minoritenkloster vorläufigen Aufenthalt bekamen; die genaueste Befolgung der 1579 erlassenen Schulordnung wurde eingeschärft, eine Visitation aller Schulen der Stadt angeordnet und den Lehrern, unter denen zwei lutherisch gesinnte entdeckt wurden, neuerdings befohlen, den Kindern aus keinem anderen als dem Katechismus des Paters Canisius den Religionsunterricht zu ertheilen; jede Anstellung eines städtischen Beamten ward endlich von der Einwilligung des Kaisers oder seines Statthalters abhängig gemacht.

Nur kurze Zeit währte es, daß der Horizont der Regierung an Klärung zuzunehmen schien: noch war das Jahr 1595 nicht um, als ein gewitterschwerer Wolkenzug dunkle Schatten warf. In Oberösterreich brach eine aufrührerische Bewegung der Bauernschaft los: „vom Pfarrhofe hatte sie ihren Ausgang genommen, aber bald züngelte die revolutionäre Flamme in den Schloßhof hinein, und drohte im Bunde

mit dem Bürgerthum den Feudalismus zu verzehren.“*) So gegründet die meisten der in zehn Artikeln formulirten Beschwerden der Bauern auch waren, wollte sich dennoch der Adel zu keiner Nachgiebigkeit verstehen; die von kaiserlichen Kommissären geführten Unterhandlungen gingen in Brüche und der Brand des Aufruhrs verbreitete sich nicht nur bis zum Ende des Jahres 1596 über das ganze Land ob der Enns, sondern ergriff auch die angrenzenden niederösterreichischen Gebiete, so daß Erzherzog Mathias im Hinblick auf die wachsende Gefahr alle Faschingsunterhaltungen zu Wien verbot, dagegen Söldnerwerbungen anordnete und einen Landtag auf den 6. Januar 1597 ausschrieb. Bis zu dessen Eröffnung hatte sich der Aufstand der Bauern über die Viertel ob und unter dem Wienerwalde ausgedehnt und hie und da in den beiden am linken Donauufer gelegenen Vierteln Ableger gemacht; doch trug er einen entschieden sozialen Charakter, zählten seine Führer nicht, wie die oberösterreichischen, den religiösen Druck unter den Beschwerden auf, für deren Hebung sie zu den Waffen gegriffen. Auch Erzherzog Mathias bezeichnete auf dem Landtage als Hauptursache des Aufstandes, daß „die Bauern, weil sie nie von den Landtagsbeschlüssen etwas erführen, die Stände im Verdachte hätten, alle Auflagen für sich selbst oder doch mehr und doppelt einzufordern,“ wie es auch vielfach vorgekommen; namentlich wälzten sie die durch die Türkennoth bedingten höheren Geldforderungen der Regierung größtentheils von sich ab und auf die Schultern ihrer Unterthanen, deren „Giebigkeiten“ sie zu unerschwinglichen Lasten hinaufschraubten. Auf die Abstellung solcher Mißbräuche drang der Erzherzog, stellte aber auch an die Stände das Ansuchen, neue Steuern auszuschreiben, die Ausrüstung und Verpflegung eines bei 4000 Mann starken Fußvolkes zu besorgen und die Verpflichtung einer 6-tägigen Robot zum Ausbau der Schottenbastei in Wien zu genehmigen, woraus sich deutlich genug ergibt, bis zu welchem Umfange der Aufstand bereits gediehen. Uebrigens herrschte dem Anscheine nach bei der Regierung die Absicht vor, den Weg der Vermittlung einzuhalten, indem sie Kommissäre an die Bauernschaften behufs Untersuchung ihrer Beschwerden und Einleitung

*) Dr. Karl Haselbach: Der niederösterreichische Bauernkrieg am Ende des 16. Jahrhunderts.

eines Vergleiches abordnete, und weiters, als diese Abgeordneten, weil dem Herrenstande angehörig, kein Vertrauen bei den Aufständischen fanden, Erzherzog Mathias die Landtagsmitglieder des vierten Standes aufforderte, für die Beruhigung des Landvolkes beizutragen, aus ihrer Mitte einsichtsvolle Männer an dieses zu entsenden. Die Mitglieder des vierten Standes kamen der Aufforderung bereitwilligst nach, wählten fünf Abgeordnete an die Bauernschaft, worunter Oswald Hüttendorfer, Stadtrath zu Wien, und die Erwählten traten sofort ihre Friedensmission an. Zu vermittelndem Vorgehen hätte sich die Regierung umsomehr bestimmt fühlen sollen, als der Herren-, Ritter- und Prälatenstand ihre Forderungen am 13. Februar ablehnten, geradezu erklärten, aus ihrem Säckel nichts beisteuern zu wollen, „weil die Nächstenliebe bei sich selbst anfange;" gleichwol gab sie dem Begehr der aus diesen drei Ständen gewählten Kommissäre, das geworbene Kriegsvolk gegen die Bauern zu verwenden, immer williges Gehör und endlich die Gewährung, wie sehr auch die städtischen Kommissäre, die schon manchen Erfolg auf gütlichem Wege aufzuweisen vermochten, um das Fernhalten der Söldner dringlichst ansuchten. Hiermit kam das Blutvergießen, ja die scheußlichste Barbarei an die Tagesordnung: das Kriegsvolk schnitt den Gefangenen, der Theilnahme am Aufruhr überwiesenen oder verdächtigen Bauern nach mannigfachen Quälereien die Ohren ab und entmannte sie, schändete ihre Weiber und Kinder. Wieder drangen die städtischen Kommissäre auf dessen Abschaffung, da sonst an Herstellung der Ruhe nicht zu denken sei, ja sie selbst zur Wahrung ihres Leibes und Lebens heimziehen müßten, und wieder hatten sie einen vergeblichen Schritt gethan. Die brutalste Gewalt blieb die Losung und ward die Quelle neueren, weit erbitterteren Widerstandes. Dessenungeachtet entzogen sich diese fünf wackeren Männer der übernommenen Friedensmission nicht und ihren Bemühungen gelang es auch, von manchen Gegenden Mord und Brand abzuhalten. Am blutigsten wüthete der Kampf am linken Donauufer, maßen die Reiterschaaren gar keinen Unterschied zwischen Schuldigen und Unschuldigen machten; ebenda wurde zuerst — in der zweiten Aprilwoche — der Aufstand unterdrückt. Zu selbiger Zeit lieferten die Bauern den Truppen am Steinfelde zwischen St. Pölten und Wilhelmsburg eine förmliche Schlacht, wurden aber in die Flucht geschlagen und von den

nachsetzenden Reitern bis auf einen geringen Rest niedergemetzelt, womit auch am rechten Donauufer ihre gänzliche Niederwerfung rasch erfolgte; doch ging ihr noch eine Bewegung unter den Hauern (Weinbauern) in der Nähe von Wien voran. Die Hauer der Umgegend von Perchtholdsdorf, Medling, Gumpoldskirchen und Baden wollten nämlich einen höheren Lohn für ihre Arbeit erzwingen und rotteten sich 5000 Mann stark zusammen, liefen aber, von einem kaum 500 Mann zählenden Söldnertrupp überfallen, der sofort einige an Bäumen aufknüpfte, schreckgejagt auseinander; nur 50 wurden von den Reitern nach Wien eingebracht und allda zur Arbeit im Stadtgraben verurtheilt.

Mit Mai 1597 hatte der niederösterreichische Bauernkrieg — der oberösterreichische war mittlerweile mehr durch Unterhandlungen und Ueberredungskünste als durch Waffengewalt des obersten Befehligers Gotthard von Starhemberg beigelegt worden — sein Ende gefunden; dagegen ließ er endlosen Jammer zurück und die Einkerkerungen, sowie Hinrichtungen der besiegten Aufrührer drohten ebenfalls in Endlosigkeit auszuarten; nach Wien allein wurden gegen 1000 gefangene Bauern abgeführt und nach abgenommenem Eide: unverbrüchlichen Frieden zu halten, mit abgeschnittenen Nasen und Ohren wieder heimgeschickt und noch am 21. Oktober selbigen Jahres wurden vier ihrer Rädelsführer daselbst öffentlich hingerichtet; auch gestaltete sich das Loos der Bauernschaft von nun an nicht erträglicher, wenngleich an einzelnen Orten den gesetzwidrigen Neuerungen und willkürlichen Auflagen ihrer Herren ein schwächlicher Damm gesetzt wurde.

Niedergeschlagen wie die Bauern waren, konnten sie auch unschwer in den katholischen Schafstall zurückgetrieben werden, und dieser Erkenntniß gemäß säumte der österreichische Generalreformator nicht, Kommissäre nach den Pfarrdörfern zu entsenden, welche neue katholische Pfarrer mit sich brachten, sie in Gegenwart der in der Kirche zwangsweise erschienenen Bauernschaft installirten und hierauf dieser einen Eid oder ein schriftliches Angelöbniß auferlegten, sammt ihrem Gesinde fortan an dem alten katholischen Glauben festzuhalten. Auch die niederösterreichischen Stände augsburgischer Konfession hatten, insbesondere von dem 20. Februar 1598 an, dem Tage, an welchem Khlesl zum Bischofe von Wien ernannt wurde, vermehrte Anfechtungen zu

erleiden, bald indem man ihren Unterthanen verbot, dem Gottesdienste in den herrschaftlichen Schlössern beizuwohnen, bald indem man ihren Dienern bei Strafe gebot, sich katholischen Gebräuchen zu unterwerfen, endlich sogar den in kaiserlichen Diensten stehenden lutherischen Herren und Rittern mittelst Dekretes nachdrücklich anbefahl, sich zu bestimmten Stunden beim Gottesdienste in der Stefanskirche einzufinden; eine Gesandtschaft, die sie mit der schriftlichen Bitte, derlei unbillige Zumuthungen zurücknehmen zu wollen, an den Kaiser nach Prag abordneten, erhielt am 15. Juni 1599 den allerhöchsten Bescheid, daß „sie ihre Prediger im Reden und Schreiben, besser als bisher geschehen, im Zaume halten sollten und sich in Religionssachen anderer Personen nicht anzunehmen, sondern einem Jeden „das Seinige, was er angefangen, verantworten und austragen zu lassen hätten."

Einen neuen und entscheidenden Zwischenfall in Sachen der Gegenreformation brachte das letzte Jahr des 16. Jahrhunderts mit sich. Der Bischof von Passau: Erzherzog Leopold, ein Sohn des verstorbenen Erzherzogs Karl von Steiermark, bekam den Befehl des Papstes, daß der bisher gestattete Gebrauch des Kelches bei Austheilung des Sakramentes für die Laien aufzuheben sei, befand es aber für nöthig, selbigen Befehl, wiewohl erst nach dessen Veröffentlichung, bezüglich der seinem Bisthum unterstehenden österreichischen Kirchen dem Erzherzoge Mathias als dem Statthalter in Oesterreich zur genehmigenden Kenntniß zu bringen, und dieser unterzog die Sache dem Gutachten der ersten Theologen, vornehmlich dem Khlesl's, des Bischofes von Neustadt und Wien. Viele von jenen sprachen sich für die Beibehaltung des Kelches aus, hauptsächlich deshalb, weil es so der urältesten Einrichtung der Kirche gemäß und die Zurücknahme seiner Darreichung den Abfall von vielen Tausenden Katholiken nach sich ziehen würde; hingegen gaben Khlesl und der Doktor der Theologie: Heinrich Harting ein ausführliches Gutachten im entgegengesetzten Sinne ab, und von nun an erfolgte die Wiedereinführung des Gebrauches, das Abendmahl unter Einer Gestalt den Laien zu spenden, die übrigens bei der österreichischen Bevölkerung eine weit willigere Hinnahme fand, als ein großer Theil des Klerus zu erhoffen wagte. —

Eine Menge von Gründen lag bereits vor zur allseitigen Unzufriedenheit über den Kaiser und in mehr oder minder ehrfurchtwidriger

Redeweise ward sein Sündenregister durchbesprochen. Vornehmlich und mit vollster Berechtigung schuldigte man ihn an, die Herrscherpflicht schmählich zu vernachlässigen, in allen Regierungsangelegenheiten ein Nichtsthuer, blos ein Geschehenlasser, für die dringlichsten Audienzen, Berathungen und Entschließungen monatelang unzugänglich zu sein, hingegen mit Leidenschaft seinen Lieblingsneigungen: der Malerei, Bildhauerei, Mosaikarbeit, Chemie und Astronomie, der Pferdezüchtung und Stallfütterung zu fröhnen, trotz der großen Finanznöthen Sammlungen von theuerst erworbenen Kunstgegenständen aller Art anzulegen, ausschließlich den Umgang mit Künstlern und Gelehrten, Sterndeutern und Alterthümlern, wie auch mit Quacksalbern und Marktschreiern, Goldmachern und anderen Schwindlern, Kammerdienern und Stallknechten zu pflegen und sich von diesen fast märchenhaft beeinflußen zu lassen; endlich, statt eine Ehe einzugehen, um einen Thronnachfolger zu erlangen, wohl zur Augenweide die Bildnisse der schönsten Prinzessinnen von allen Höfen bei sich einzulagern, aber sein Lager mit verschiedenen Beischläferinnen fortan zu theilen, von denen die uneheliche Tochter seines Antiquars Strada die bekannteste war und blieb, da er mit ihr sechs Kinder zeugte. Zu einem förmlichen Dogma, nicht allein bei den in die Vorgänge am Hradschin zu Prag Eingeweihten, war es geworden, daß Rudolf II. zum Regieren untauglich sei, und bedurfte es hiefür keines weiteren Erweises; gleichwol erzeugte die mit dem Jahre 1600 zu Wien einlaufende Kunde, daß Allerhöchstselber an zeitweiliger Geisteszerrüttung leide, in Folge einer Profezeihung des Astronomen Tycho Brahe steif und fest daran glaube, von einem Mönche ermordet zu werden, und deshalb jedem Geistlichen ausweiche, die Kirche nicht mehr betrete und sich fast hermetisch in der Burg abschließe, gewaltiges Aufsehen in den höfischen Kreisen und versetzte die Mitglieder des Hauses Habsburg in höchste Aufregung. Erzherzog Mathias, derzeit der älteste Bruder des Kaisers, eilte sofort von Wien nach Prag, um sich persönlich von dessen geistiger Erkrankung zu überzeugen, und selbe in dem berichteten Grade findend, säumte er nicht, den anderen Prinzen des Hauses hievon Mittheilung zu machen, es ihnen als dringliche Nothwendigkeit hinzustellen, daß Rudolf vermocht werde, einen Gehilfen und zugleich Nachfolger in der Regierung zu bestimmen. Sowohl jene, als auch der spanische König Philipp III. erkannten sie an und

vereinbarten die zur Erreichung dieses Zieles einzuschlagende Taktik; aber alle ihre Bemühungen waren ebenso erfolglos, als ein eigenhändiges Schreiben des Papstes Clemens VIII. vom 22. November 1601, worin er den Kaiser an seine Pflicht gemahnte, für die Sicherheit seiner Länder und das Wohl seines Hauses Sorge zu tragen. Allerhöchstdieser hatte doch so lichte Augenblicke, um zu ersehen, daß er von allen Seiten für die Alleinherrschaft nicht fähig gehalten werde, und ebendeshalb war er unter keiner Bedingung geneigt, sie fahren zu lassen. — —

Wie eifervoll auch Khlesl seine diplomatische Begabung für den Erzherzog Mathias in der habsburgischen Familiensache eingesetzt, hatte er dennoch so viele Muße erübrigt, um als Generalreformator nicht der Lauheit geziehen werden zu können. Insbesondere that er sich seit 1600 dadurch hervor, daß er die lutherische Kirche und Schule im Landhause zu Linz nach Abschaffung der Prediger und Schulmeister den Jesuiten übergab, womit in die vom verstorbenen Kaiser ertheilte „Konzession," an welcher bisher nur herumgeknittert worden, ein ganz gehöriges Loch gerissen war, und in den nächsten zwei Jahren setzte er durch, daß bei 50 Pfarren und Kirchen den Evangelischen abgenommen und den Katholiken zurückgestellt wurden. Damit solchen Drangsalirungen Einhalt gethan und zudem ihrer Religionsübung eine weitere Grenze gesteckt würde, wandten sich nun 1603 die lutherischen Stände Oesterreichs, sintemalen alle ihre bisherigen Vorstellungen bei dem Kaiser, dessen geistige Wirrheit ihnen wohl auch kein Geheimniß geblieben sein mag, gar nicht verfangen gewollt, an die protestantischen Stände des deutschen Reiches, und einer der angesehensten aus ihrer Mitte: Freiherr Wolfgang von Hofkirchen ging im Mai als ihr Bevollmächtigter von Wien dahin ab. Viele schöne Worte bekam er von den protestantischen Kur- und Reichsfürsten zu hören, aber anderen Erfolg heimste er nicht ein, außer daß diese dem Kaiser auf dem diesjährigen Reichstage zu Regensburg die verlangte Türkenhilfe unter allerlei Vorwänden herabminderten, und er selbst fiel in allerhöchste Ungnade, ward auf der Durchreise zu Prag in Haft gesetzt, aus der er erst nach eilf Monaten nur loskam, um auf weitere vier Jahre zu Wien internirt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt zu werden. Die herbste Enttäuschung wurde jedoch den Ständen durch Khlesl bereitet, indem er, statt sich durch die

Gesandtschaft in das Reich einschüchtern zu lassen, 1604 zu ebender Zeit, als Hofkirchen zum Staatsgefangenen erklärt wurde, ein Gutachten an den Kaiser richtete, worin er, dessen Regierung als „eine so lange, vernünftige und glückselige" anpreisend, ihm zur Aufhebung der vom Kaiser Max II. den lutherischen Ständen ertheilten „Assekuration" rieth und die Berechtigung hiezu sehr weitschweifig auseinander setzte. Woraus er selbe eigentlich ableitete, waren zwei Umstände, nämlich der glückliche Erfolg der Gegenreformation, den der junge Erzherzog Ferdinand von Steiermark durch Hinrichtungen, Verbrennungen und Verbannungen zu Stande gebracht, wenngleich er selbst ihn nur durch Drohungen und Kerkerstrafen erzielen wollte, und die im verflossenen Jahre sieggekrönte Kriegführung des Erzherzogs Mathias in Ungarn, die viele den Türken entrissene Fahnen nach Wien eingeliefert hatte. Das Gutachten schloß mit der bittlichen Mahnung, daß der Kaiser die Genehmigung nicht verzögern möge, allein dieser geruhte, gar keine von sich zu geben, es im Archive hinterlegen zu lassen. Wahrscheinlich fühlte er sich hiezu bewogen durch den plötzlich eingetretenen Umschwung der Dinge in Ungarn, der nicht nur die Früchte seiner Waffensiege zu rauben drohte, sondern ihm auch die so krampfhaft gehaltenen Zügel der Alleinherrschaft entwinden sollte.

Sigmund Bathory hatte dem Kaiser Siebenbürgen abgetreten, das Heer — das stärkste, welches seit lange auf die Beine gebracht worden — hatte ihm einen größeren Theil von Ungarn unterworfen, als je einer seiner Vorfahren zu beherrschen vermocht; da war er, dessen Geisteskrankheit sich bis zu Wuthanfällen *) gesteigert, im Wahne, alldort seine Gewalt fest begründet zu haben, von Verfassungsverletzungen zur Verfolgung des Protestantismus geschritten. Hiedurch entflammte er Magnaten und Volk zum offenen Aufruhr, dem in Bathory's Oheim: Stefan Bocskay, einem in Oberungarn und Siebenbürgen reich be-

*) Welcher Art selbe gewesen, ist daraus entnehmbar: Eva von Lobkowitz, die sich die Protektion eines Roßwärters erkauft, um für ihres Vaters Leben und Freiheit bis zum Kaiser zu dringen, wurde von einem Reitknechte mit dem Bemerken zurückgehalten, daß sie nicht die erste in wichtigen Angelegenheiten kommende Frau wäre, die Rudolf, wenn ihm der Wirbel eben zu Kopfe gestiegen, hier im Stalle genothzüchtigt hätte!

güterten Edelmanne, das Haupt erstand und die Türken als Bundesgenossen beisprangen. Mit Ende des Jahres 1604 war das kaiserliche Heer, mehrmals geschlagen, in völliger Auflösung, gebot Bocskay, der bald darauf zum Fürsten Siebenbürgens erwählt wurde, über ganz Oberungarn und mit Anbruch des Frühlings 1605 trug er den Krieg über die Grenze nach Oesterreich und Mähren. Im Juni und Juli verbreiteten die wilden Schaaren der Heiducken, *) welche in kaiserlichen Diensten gestanden, aber, weil größtentheils Bekenner der reformirten Kirche, zu Bocskay, ihrem Religionsgenossen, übergetreten waren, Schrecken und Verwüstung im Marchfelde bis an die Donaubrücken von Wien, in den Leitha- und Fischagegenden bis hinauf an den Wienerberg und Wienerwald; der Kaiser aber ließ den niederösterreichischen Ständen, welche Hilfe wider sie begehrten, kurz und bündig zuschreiben, daß „sie sich selbst helfen möchten, da er ihnen nicht helfen könne!" Die Lage verschlimmerte sich noch durch die meuterische Stimmung, welche wegen Soldmangels unter dem kaiserlichen Kriegsvolke zu Wien herrschte. Erzherzog Mathias ging den Kaiser um schleunigste Zusendung von 300,000 Gulden an, da sich schon die Wallonen weigerten, dem bedrängten Oedenburg zu Hilfe zu kommen, vier deutsche Regimenter von Preßburg abgezogen seien, sich geradezu in Wiens Vorstädte eingelagert, mit jenen und anderen Reitern verbündet hätten und gleichsam die Stadt sperrten, um die Löhnung zu erzwingen. Mehr als jemals fehlte es dem Kaiser an Geld, wie überhaupt an Mitteln zum Widerstande; er vermochte nur den Dritttheil der angesuchten Summe zu senden, womit die Verlegenheit unentwirrt blieb. Mathias klagte, daß „der Kriegsrath noch dazu helfe, Land und Leute in Verderben zu setzen, er für seine Person Friedensbedingnisse, wie hart sie auch seien, nicht ausschlagen würde, da er nicht einzusehen vermöchte, wie man noch länger die Sache so forttreiben könne," erklärte unumwunden, daß die wichtigsten Forderungen der Ungarn: die Religionsfreiheit und die Befriedigung Bocskay's zugestanden werden müßten, und reiste endlich am 10. Dezember mit den ihm zustimmenden Erzherzogen Max und Ferdinand nach Prag, dem Kaiser eine

*) Diese waren Kriegsleute, ursprünglich von den Landesedlen geworben, um ihre Schlösser und Besitzungen gegen türkische Streifschaaren zu vertheidigen.

Denkschrift überreichend, worin die gefahrvolle Lage ausführlich geschildert und zu deren Abwendung verlangt ward, daß er die Leitung von Ungarn und Oesterreich an Mathias überlassen und überdieß die Nachfolge bestimmen möge. Sie fanden die ungnädigste Aufnahme, wurden ohne jede Zusage entlassen, und nun entschloß sich Erzherzog Mathias, der mit mehreren der einflußreichsten Magnaten gute Beziehungen gewahrt, den Forderungen der Ungarn Rechnung zu tragen, um sie dadurch zurückzugewinnen, wie auch mit den lutherischen Ständen Oesterreichs ein besseres Verhältniß anzubahnen. Beide Entschlüsse gingen aus dem Zurathen Khlesl's hervor, der von seiner Mutter die eine Hälfte seines Geburtshauses geerbt, von deren zweiten Manne: dem Maurermeister Vivian die andere gekauft und sich demnach am 16. Dezember als Bürger und Hausbesitzer beim Wiener Magistrate an die Gewähr schreiben lassen hatte; minder schlimm, als die Alleinherrschaft des Kaisers, hielt er die Verbindung mit den Protestanten, „denen man — wie er an die Oberin des Klosters zu der Himmelpforte in Wien schrieb — schon etwas, um nicht die Krone und alle Länder auf das Spiel zu setzen, gewähren könne mit dem Vorbehalte, es in günstigerer Zeit wieder zu nehmen." Demgemäß trat Mathias, so wie er in Wien angekommen, mit den Ungarn in Unterhandlungen, lud sie und Bocskay ein, Vertreter dahin zu senden, um einen vorläufigen Waffenstillstand und sodann die Bedingungen eines gänzlichen Ausgleiches zu vereinbaren. Sie leisteten der Ladung willige Folge und gingen einen Waffenstillstand ein, der am 24. Juni 1606 enden sollte, wenn innerhalb dieser Zeit der Abschluß eines Friedens nicht erzielt werden könnte, wogegen der Kaiser keine Einsprache erhob, da ihm zur Kriegführung augenblicklich Alles und noch Einiges mangelte. Am 9. Februar 1606 einigten sich die Unterhändler über die Ausgleichsbedingnisse: harte Opfer, wie die freie Religionsübung für die Protestanten und die Abtretung Siebenbürgens an Bocskay, hatten den Ungarn von Mathias gebracht werden müssen, doch war damit ihre Forderung, daß er zum „königlichen Stellvertreter mit unbeschränkter Vollmacht" ernannt werden solle, erkauft und besiegelt. Der Kaiser wollte den Frieden nicht und war daher zur Genehmigung des Wiener Vertrages nicht zu bewegen; das Einzige, worein er am 21. März willigte, war die Ernennung des Mathias zu seinem „Statthalter" in Ungarn, zugleich sorgte er

aber auch noch für einen Dämpfer des brüderlichen Ehrgeizes, indem er verlautbaren ließ, daß er sich mit Heirathsgedanken trage und den Entschluß gefaßt habe, dem jungen Erzherzoge-Bischofe Leopold die Nachfolge in seinen Erblanden zuzuwenden, die den Hausgesetzen gemäß dem Mathias als dem Aeltesten der Prinzen zustand. Dieser, hiernach doppelt gefährdet: in der ungarischen Friedensstiftung und in seinem Erbrechte, berief nun, von Khlesl zu noch entschlossenerem Handeln angefeuert, seinen Bruder Max — der andere: Albrecht konnte aus den Niederlanden nicht abkommen — nebst seinen Vettern Ferdinand und Max Ernst zu einer Zusammenkunft nach Wien, in welcher er ihnen vorstellte, wie „der Kaiser bei den zu unterschiedlichen Zeiten sich erzeigenden Gemüthsblödigkeiten zur Regierung der Königreiche weder genugsam noch tauglich sich befinde, weshalb die Fürsorge, daß des Hauses, der Länder, der — katholischen Religion Erhaltung gesichert bleibe, ihnen Allen obliege," und sie trafen selbe dahin, daß sie, seinem Wunsche willfahrend, am 25. April einen geheimen Vertrag unterschrieben, wodurch sie ihn, „damit des Hauses Macht und Würde nicht Gefahr liefen, zu dessen Haupt und Säule, im eigenen und aller übrigen minderjährigen Erzherzoge Namen, nach bisherigem alten Herkommen und nach Inhalt der Hausordnung Kaiser Ferdinand's I. bestellten, Alles genehmigend, was er hierüber mit dem Papste und dem Könige von Spanien verhandeln würde. *) „Die ursprüngliche Absicht, die sie hiebei geleitet, war — wie Hurter bemerkt — keine andere, als eine Schutzwaffe für Erzherzog Mathias zu rüsten; daß sie derselbe nach kurzer Zeit in eine wider den Bruder gekehrte Trutzwaffe verwandelte, dessen tragen die Umstände ebenso große Schuld als dieser selbst; von derjenigen, sie mit Lust ergriffen, mit Ungestüm geführt zu haben, kann Mathias nicht freigesprochen werden!"

Mit diesem Familienvertrage in der Tasche, glaubte Mathias schon wagen zu dürfen, den mit den Ungarn zu Wien vereinbarten Frieden, falls der Kaiser seine Genehmigung zu versagen fortführe, zum endgiltigen Abschlusse zu bringen; er nahm daher auch, als Allerhöchstdieser nach monatelangem Sträuben ihn mit Ausnahme etlicher

*) Erzherzog Albrecht trat erst am 11. November d. J. dieser Verabredung bei.

einer späteren Vereinbarung vorzubehaltender Punkte und nur mit dem Beisatze, daß die katholische Kirche keinen Nachtheil erleiden dürfe, zu bestätigen geruhte, nicht den mindesten Anstand, eigenmächtig über diese ihm gezogene Schranke hinwegzusetzen.*) Am 23. Juni unterzeichnete er den sogenannten Wiener Frieden vollinhaltlich wie er vereinbaret worden, und fügten die österreichischen, mährischen und böhmischen Stände ihre Bestätigung hinzu, welche von den Ungarn gefordert worden und von ihnen selbst gerne geleistet wurde, maßen ihre Friedenssehnsucht groß war, noch größer aber ihr Wunsch, das, was jene nun erreicht, auch in Bälde zu erreichen. Die lutherischen Stände Niederösterreichs, denen durch die Einführung der sogenannten „Christenlehren" für Kinder an Sonntagen vermehrter Anlaß zum Grolle gegeben worden, glaubten dem gewünschten Ziele schon sehr nahe zu stehen, maßen Erzherzog Mathias kurzbevor sich zu ihnen geäußert, daß „sie von dem Kaiser keine Hilfe zu erwarten hätten, er aber mit ihnen Leib und Leben lassen wolle," und von nun an neigten sie sich immer mehr auf seine Seite. —

Schon im Februar hatte Bocskay, der den Wiener Friedensschluß nur um sieben Wochen überlebte, sich verpflichtet, einen Frieden mit den Türken zu vermitteln, doch erst am 11. November gelang es, ihn auf die Grundlage des gegenwärtigen Besitzstandes für 20 Jahre abzuschließen. Der Kaiser genehmigte ihn am 9. Dezember, ebensowenig gesinnt, ihn aufrecht zu erhalten, als den Ungarn nachträglich das zuzugestehen, was ihnen sein Bruder gewährleistet hatte; wie sehr ihn auch dieser zu Prag um Beides beschwor, vermochte er nicht einmal, ihn zur Einstellung kriegerischer Ausrüstungen zu bestimmen. Die unmittelbare Folge hievon war, daß der Entschluß, der Herrschaft Rudolf's ein Ende zu machen, in Ungarn zur Reife gedieh und in Mähren und Oesterreich üppige Keime trieb, die Stände dieser Lande die Fäden zu einem wechselseitigen Schutz- und Trutzbündnisse spannen, wofür sie von Mathias verstohlene Händedrücke empfingen. Dagegen legte der Kaiser ganz offen dar, wie sehr er dessen Ehrgeiz fürchtete, indem er am 16. Dezember den Kardinal Dietrichstein und Herrn von Lamberg mit der Forderung an ihn abschickte, Khlesl allsogleich aus seinem Rathe zu entfernen. Selbstverständlich verfehlte diese Gesandt-

*) Dr. Anton Gindely: „Rudolf II. und seine Zeit."

schaft gänzlich ihren Zweck und nicht minder mißglückte ein im Frühjahre 1607, in welchem — am 22. April — eine Feuersbrunst das Kollegium und die Kirche der Jesuiten am Hof zu Wien bis auf die nackten Mauern verzehrte, ein auf Khlesl nächst Baden von Wegelagerern zu Fuß und zu Pferd versuchter Anschlag, der seinen Eifer, wider den Kaiser zu wirken, sicherlich nicht abkühlte, da er die Ueberzeugung hegte, daß dieser Versuch, sich seiner Person zu bemächtigen, von der Prager Hofburg ausgegangen sei. Gleichwohl befand er es für opportun, Mathias zu bestimmen, daß er nach Prag reiste, um dem Kaiser nochmals die hochgradige Gährung, die in Ungarn wegen seiner Nichteinhaltung des Wiener Friedens herrschte, nachdrücklichst vorzustellen und ihn von seiner wahnsinnigen Politik abzubringen. Vollständiges Scheitern war das Ergebniß seiner Anstrengungen und hiermit hatten sich die beiden Brüder zum letzten Male in ihrem Leben gesprochen!

Nach Wien zurückgekehrt, erfuhr Mathias noch, daß der Kaiser, ohne ihm auch nur eine Anzeige davon gemacht zu haben, den Erzherzog Ferdinand von Steiermark zu seinem Stellvertreter auf dem nach Regensburg ausgeschriebenen Reichstage ernannt und dieser dem Auftrage nachzukommen sich beeilt habe; daraus die Erkenntniß gewinnend, daß der Familienvertrag von 1606 sich nicht als eine „Schutzwaffe" für ihn bewähre, trat er auf Einrathen selbst solcher, deren katholische Gesinnung über allen Zweifel erhaben, deren Meinung durchaus nicht die Mehrung der ständischen Macht war, dem Bündnisse der ungarischen, mährischen und österreichischen Stände bei, welches im Dezember zu Rossitz in Mähren seinen Abschluß gefunden zu gegenseitiger Hilfeleistung wider — Jedermann, der die Wiener und türkische Uebereinkunft entweder nicht anerkennen oder dieselben umzustoßen wagen würde, und berief die ungarischen und österreichischen auf Januar 1608 zu einem gemeinschaftlichen Landtage nach Preßburg, angeblich „zur Herstellung des inneren Friedens," wonach sie solche Sehnsucht trugen, daß sie für ihn d. i. für Mathias den 30., ja den 10. Mann aufboten! Der Kaiser erklärte alle Beschlüsse dieses Landtages, den er vergeblich untersagt und ganz zutreffend eine „ständische Konföderation" genannt, für null und nichtig und befahl seinem Bruder die „Einstellung aller Praktiken," woran sich dieser, obzwar er ihm

mündlich und schriftlich Zusicherungen „seines Gehorsams und seiner Treue bis in den Tod" zu ertheilen fortfuhr, dennoch so wenig kehrte, daß er die österreichischen Stände auf den 24. Februar nach Wien berief, abermals die Nachbarländer auffordernd, Abgeordnete dahin zu senden, und in der Eröffungsrede die „Möglichkeit nothwendiger Vertheidigung zur Wehre greifen zu müssen und mit ihnen leben und sterben zu wollen," hervorhob. Auch säumte er nicht, seine Interessen bei den auf dem Reichstage versammelten Fürsten und Kurfürsten geltend zu machen, indem er ihnen den Familienvertrag von 1606 in einer durch einen Notar beglaubigten Abschrift zusandte, damit sie ersähen, daß sein Handeln kein unbefugtes, sondern ein von den anderen Prinzen des Hauses genehmigtes sei. Die Sendung langte am 2. März zu Regensburg an, ward aber ihrem Ueberbringer zufolge kaiserlichen Befehles: verdächtige Briefe aus Wien oder Ungarn ins Auge zu fassen, abgenommen und uneröffnet nach Prag befördert. Da die Geheimhaltung des Vertrages allseitig zugesichert worden, erschrack Erzherzog Ferdinand kaum minder, als er über seinen wortbrüchigen Oheim ergrimmte; doch war sein Schreck nur flüchtiger Natur. Vor wenigen Wochen erst hatte er seiner Mutter geschrieben, daß er, falls Mathias — wie er besorge — das Geheimniß verletzen sollte, nachtheiligen Folgen „zu entschlüpfen wissen werde," und also bewährte es sich auch: in demselben Felleisen, welches die Abschrift des Vertrages barg, schickte er dem Kaiser ein Schreiben zu, worin er eine selbstverständlich ihm nicht abträgliche Darlegung des Sachverhaltes gab, die tiefste Reue ausdrückte, sowie inständigst flehte, ihm, der fortan entschlossen, unentweglich zu ihm zu stehen, Gut und Blut für ihn zu lassen, wie ein Vater verzeihen zu wollen, und selber sicherte ihm gnädigliches Vergeben und Vergessen zu. Gegenüber den anderen Prinzen ergoß sich die volle Schale allerhöchstseines Ingrimmes in — ohnmächtiger Raserei: Mörder, Schelme und Giftmischer schimpfte er sie, hiebei um sich schlagend und „bald wie ein Ochse, bald wie ein Löwe brüllend," den Löwenantheil dachte er aber seinem Bruder Mathias zu, den er schon deshalb haßte, weil ihn die Natur und das Hausgesetz zu seinem Nachfolger bestimmt, und den er trotz seiner unablässigen Furcht, daß er ihm vor der Ordnung der Natur die Kronen entreißen könnte, durch Mißtrauen und Gehässigkeit aufstachelte, wie er denn auch noch kürz-

lich seinem Gesandten in Regensburg eine Art von Manifest zur Mittheilung an die Kurfürsten zugeschickt, in welchem er Alles, was Mathias von seiner ersten Jugend an gegen ihn verschuldet hatte oder haben sollte, rücksichtslos darlegte. Gleichwohl verharrte er nun, wo die stets befürchtete große Gefahr, von ihm selbst heraufbeschworen, unverkennbar heranrückte, in Unschlüssigkeit, Wankelmuth und Thatlosigkeit, sogar dann noch, als in Oesterreich und Ungarn die Stände ihre Thätigkeit verdoppelten, die Werbetrommel emsigst schlagen ließen, und Kriegsvolk immer zahlreicher zu den Fahnen eilte. Unwiderruflich hatte Mathias den Vorsatz gefaßt, ihn mit gewaffneter Hand zur Abtretung eines Theiles seiner Länder zu zwingen, Vorkehrungen hiefür nach allen Richtungen getroffen, und unaufhaltsam steuerte er seinem Ziele zu. Seit zwei Jahren war es, daß der Bruderzwist im Hause Habsburg unter der Asche glomm; mit dem Frühlinge 1608 flammte der Bruderkrieg um den Thron empor, in welchem der größte Theil der Katholiken sich zu dem Kaiser neigte, wiewohl er sich eben nicht als ein starker Pfeiler ihrer Kirche erwiesen, und die Protestanten sich um Mathias schaarten im Wahne, von ihm trotz des ihm unentbehrlichen Leithammels: Khlesl, der allerdings dazumal als geriebener Diplomatikus sich nicht in den Vordergrund stellte, eine durchgreifende Begünstigung ihres Religionsbekenntnisses zu erlangen.

Am 15. April brach Mathias an der Spitze eines Heeres, welches ihm die Stände in das Feld gestellt, nach Böhmen auf, durch Mähren geraden Weges nach Prag vorrückend, wohin der Kaiser eben einen Landtag berufen, um die Verstärkung seiner Kampfmacht zu erzielen. Die böhmischen Stände, zumeist Protestanten, forderten hiefür die Unterzeichnung von 15 Artikeln, laut welcher ihnen die freie Religionsübung und die Entscheidung in den wichtigsten Regierungsmaßregeln eingeräumt werden solle, und nach längerem Zögern willigte Allerhöchstselber in jene, welche politische Dinge betrafen, verschob dagegen die Schlichtung der religiösen Frage ihrer Wichtigkeit wegen auf den nächsten Landtag, wofür er den 12. November bestimmte. Diese Nachgiebigkeit befriedigte die Stände und sie stellten schleunigst umfassende Rüstungen an; dennoch zog der Kaiser, wie er auch entschlossen schien, seinen Bruder aus Böhmen hinauszuwerfen, plötzlich, entweder dem Kriegsglücke oder dem Landesadel mißtrauend, Unterhandlungen

dem Gebrauche der Waffen vor, welche am 25. Juni, nachdem es unter den beiderseitigen Vortruppen bereits zu Gefechten gekommen war, zu einem Vergleiche führten. Der Kaiser trat „freiwillig und völlig zwanglos" an Mathias Ungarn und Oesterreich gänzlich ab, übertrug ihm die Verwaltung Mährens und sicherte ihm die Anwartschaft auf Böhmen zu; einige Tage darauf hob dieser, ohne am Hradschin einen Besuch abgestattet zu haben, sein Lager in der Nähe von Prag auf und kehrte nach Wien zurück, wo er am 14. Juli als nunmehr regierender Landesherr seinen Einzug hielt. Die österreichischen Stände hatten sich für ihn so sehr in Thätigkeit gesetzt, daß er ihnen die Mitunterfertigung der Abtretungsurkunde willig gegönnt, und sie wetteiferten auch nun mit der Wiener Bürgerschaft, ihm einen prachtvollen Empfang zu bereiten. Unter Freudenschüssen ritt er durch das Taborthor ein, an dessen Brücke ein Fischerstechen ihm zur Schau sich stellte; begeisterter Jubel der dichtgedrängten Volksmenge umrauschte ihn auf der ganzen Strecke nach der Stadt, in deren Straßen 10 Triumfbogen und Ehrenpforten mit Standbildern und Lobgedichten, sowie Brunnen, aus denen rother und weißer Wein quoll, errichtet waren; zu St. Stefan kam ihm die Geistlichkeit mit dem Thronhimmel entgegen und Bischof Khlesl, der seinen böhmischen Kriegszug nicht mitgemacht, aber für ihn das 40-stündige Gebet veranstaltet und nach Abschluß des Vergleiches eine Predigt gehalten, worin er ihn verglich mit Israel, welches über die Heiden gesiegt, mit David, der gegen Ahitophel die Oberhand gewonnen, mit den Makkabäern, mit Konstantin, mit dem großen Kaiser Karl, denen Allen Gott wider ihre Feinde beigestanden, hielt das feierliche Dankamt unter dem Donner der Geschütze von den Wällen und unter dem Geläute aller Glocken des Domes, während auf der Spitze des Thurmes eine rothweiße Fahne geschwungen ward. —

Trotz seines über den Kaiser errungenen Sieges hatte Mathias schon vor seiner Ankunft in Wien die Nothwendigkeit gefühlt, Schutz und Festigung wider diesen in einer abermaligen Einigung mit den Erzherzogen zu finden, und deshalb sie auf dem Heimzuge zu einer persönlichen Zusammenkunft in verbindlichster Weise eingeladen. Sie fand am 24. Juli in Schottwien statt und führte, obwohl es an gegenseitigen Vorwürfen nicht gebrach, Mathias selbst mit Angriffen auf Ferdinand von Steiermark nicht kargte, zu einer raschen Einigung; die

anwesenden vier Erzherzoge entschlossen sich, für ihn, als den Aeltesten, offen aufzutreten, und sowohl bei den Kurfürsten als auch beim Kaiser darum anzusuchen, daß die Nachfolge im deutschen Reiche zu Gunsten desselben ohne längere Zögerung entschieden werde. „Lieber wolle er todt sein, als in Mathias seinen Nachfolger sehen!“ schrie der Kaiser, als er von den Verhandlungen zu Schottwien Nachricht erhalten, und zog weidlich gegen Khlesl los, dem er die Anstiftung dieses zweitmaligen Familienrathes wie überhaupt alle Schuld seines Unglückes beimaß; dagegen kam ihm bald eine andere Kunde zu, die sein Herz mit Wonne bis zum Bersten erfüllte. Mathias wollte, bevor er zur Krönung nach Ungarn reiste, in Oesterreich und Mähren die Huldigung entgegennehmen; doch kaum hatte er diese Absicht zu Wien kundgegeben, so überreichten ihm die vereinten lutherischen Stände ob und unter der Enns, die aus dem Grunde, daß sie Unterthanen Eines Herrn und Bekenner Einer Religion, sich das Recht herausgenommen, auch nur Einen Körper zu bilden, mittelst Abgesandter am 19. August in der Hofburg zu Wien ein „gehorsamstes Anbringen,“ worin sie nach dem Hinweise, daß einzig durch ihre Beihilfe seinem gegen den Kaiser gerichteten Unternehmen ein so günstiger Ausgang erwachsen sei, „uneingeschränkte“ Religionsübung und Ernennung der fürstlichen Räthe nach Religionsgleichheit nebst Abstellung anderer Beschwerden verlangten und all dessen Bewilligung beanspruchten, ehe sie zu huldigen hätten. Uebrigens warteten die oberösterreichischen Stände, deren Führer und Redner der durch die gewaltsame Gegenreformation des steierischen Ferdinand aus seinem Stammlande Krain dahin übersiedelte Freiherr Georg Erasmus von Tschernembl war, nicht einmal eine Antwort ab, insoferne sie in allen Orten, wo ihre Kirchen gesperrt und die Prediger abgeschafft, ihren Gottesdienst eigenmächtig wieder abhielten, wogegen Seitens der niederösterreichischen das Gleiche nur von Adam Geyer zu Inzersdorf, vornehmlich im Hinblicke auf die Bewohner Wiens, geschah. Sothane Forderungen veranlaßten Mathias, zuerst in Mähren sich huldigen zu lassen, in der Meinung, daß das von den dortigen Ständen gegebene Beispiel die österreichischen, denen er nicht mehr als seines Vaters „Assekuration“ zugestehen wollte, gefügiger machen werde; er reiste, nachdem er die Erbhuldigung für Niederösterreich auf den 8. September angesetzt, am 20. August nach Brünn ab,

erhielt dort, unerhebliche Schwierigkeiten vorfindend, am 30. das Gelöbniß der Stände und kehrte am 4. September wieder nach Wien zurück, wo er sofort auf Anregung Khlesl's und des päpstlichen Nuntius an der Kirche zu Inzersdorf die Sperre anlegen und den Herrn von Geyer, weil er den Befehl abriß, nach der Burg in Haft bringen ließ. Diese Maßregel war um so unkluger, als die niederösterreichischen Stände, auf deren Begehr, daß der Huldigung ein Landtag voranzugehen habe, Mathias die Feierlichkeit verschoben hatte, eben in Wien zusammentraten, und deren Folge war, daß am 12. September 180 Herren und Ritter ein ferneres „gehorsamstes und unvermeidliches Anbringen" bei Hof überreichten, sich über solche Verletzung ihrer Religionsfreiheit beschwerend und zu bedenken gebend, wie sehr selbe von der Huldigung abschrecken müsse. Noch am nämlichen Tage ließ Mathias nach einem Verweise ob ihrer „scharfen und hitzigen" Schrift ihnen bedeuten, daß die Regierung zur Wiedersperre der Kirche von Inzersdorf vollkommen befugt gewesen, dagegen Niemand befugt sei, in diese Privatsache sich einzumengen, und zugleich die Antwort auf ihr „Anbringen" vom 19. August dahin ertheilen, daß sie keineswegs das Recht hätten, die Huldigung zu verweigern, wenn der Landesfürst ihre bisherigen Gerechtsame bestätige, aber nicht deren Erweiterung zugeben wolle. Noch mehr als der Inhalt erbitterte die Ueberschrift dieser Antwort, weil sie nur „an etliche von den Ständen" lautete, und sie rief unverzüglich außer sehr heftigen und spitzen Aeußerungen, worunter jener, „daß, da sie nur deshalb von Rudolf sich getrennt hätten, weil derselbe ihren Beschwerden nicht abgeholfen habe, eigentlich jeder Grund zum Wechsel der Herrschaft weggefallen sei, wenn Mathias ihren Bitten nicht nachgeben wolle," Folgerichtigkeit nicht abgesprochen werden kann, eine schriftliche Entgegnung der Stände hervor, in welcher sie, alles Frühere wiederholend, Geyer's Verhaftung als eine Verunglimpfung des gesammten Ritterstandes, sich durch Einlegen von Reiterei in der Stadt Wien gefährdet erklärten und zuletzt kundgaben, daß sie beschlossen, davonzugehen und die gnädigste Entschließung zu erwarten. Sonntag den 14. reisten sie nach Horn ab, dem Schloße und Städtchen des Freiherrn Adam von Puchheim; von dort aus mahnten sie allsogleich die katholischen Standesgenossen, die Huldigung nicht ohne sie zu leisten, weil ein einseitiges Vorgehen den gemeinsamen Freiheiten nur zum

Nachtheile gereichen könnte, und schickten Tschernembl an die Ungarn, um sie kraft des vorjährigen Schutz- und Trutzbündnisses zum Beistande aufzufordern, sowie zur Weigerung der Krönung zu vermögen, bis nicht ihre Forderungen gewähret seien. Diese beiden Schritte waren jedoch fruchtlos gethan: die katholischen Stände leisteten am 6. Oktober zu Wien die Huldigung und ihrem Beispiele folgten die Hauptstadt und sämmtliche Städte Niederösterreichs; die Ungarn mahnten zur möglichsten Nachgiebigkeit, zur Vermeidung eines inneren Krieges, und baten, da Mathias am 20. Oktober behufs seiner Krönung nach Preßburg gereist war, den mit der österreichischen Regierung betrauten Erzherzog Max, die Vermittlung zwischen seinem Bruder und den „Hornern" zu übernehmen. Mathias, nicht wenig hierüber erfreut, beeilte sich, durch Gewährung wichtiger politischer Zugeständnisse und der freien Uebung protestantischen Gottesdienstes in allen Orten die ungarische Krönung zu beschleunigen: am 19. November ward sie mit großer Pracht vollzogen und ihr reihte sich zunächst die Anerkennung Gabriel Bathory's als Großfürsten von Siebenbürgen Seitens des neuen Königs und der Stände an, wornach die Gebietsverhältnisse Ungarns laut der Bestimmungen des Wiener und türkischen Friedens festgesetzt blieben.

Mittlerweile hatte Erzherzog Max mit einem Ausschusse der vereinten lutherischen Stände Oesterreichs, den er nach Wien berufen, eifrigst Ausgleichsunterhandlungen gepflogen, ohne den mindesten Erfolg einzuheimsen. Die Stände hielten nicht nur an der Erklärung fest, daß die Regierung des Landes, nachdem Rudolf sie niedergelegt, ihnen so lange gebühre, bis sie nicht seinem Nachfolger die Huldigung geleistet hätten, und dieser die Bewilligung ihrer religiösen Forderungen vorangehen müsse, hiebei sich auf das Beispiel von Steiermark stützend, wo selbe ohne Vorsicht geleistet und sodann die protestantische Religion ausgerottet worden sei, sondern waren auch entschlossen, ihre Widersetzlichkeit bis auf das Aeußerste zu treiben, worauf ihre kriegerischen Werbungen und die Errichtung eines ansehnlichen Lagers in der Umgegend von Krems nur allzu deutlich wiesen. Waren schon ihre eigenen Wehrmittel nicht zu unterschätzen, so hatten sie ein noch größeres Vertrauen auf anderweitige Unterstützung, insbesondere auf jene der am 4. Mai d. J. von protestantischen Fürsten und Städten des deutschen Reiches zu ge-

meinsamer Vertheidigung gegen jeglichen Angriff geschlossenen und von dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz geleiteten „Union," deren bewaffnete Hilfe sie bereits durch einen Abgesandten: Richard von Starhemberg in Anspruch genommen; war auch diese, wie ihnen der kurpfälzische Agent: Oberst Fuchs zu Wien bedeutete, nur zu erlangen, wenn die ungarischen Stände ihre Mitverbündeten würden, so lag darin kein Grund zur Befürchtung, derselben verlustig zu bleiben, maßen die Aussichten für die Erfüllung des gestellten Bedingnisses sich erhellten.

König Mathias, der kurz vor dem Jahresschlusse wieder in Wien eingetroffen, fand demnach einen noch übleren Stand der Dinge vor, als jener gewesen, dem er, zur ungarischen Krönung reisend, den Rücken gekehrt hatte, und nun versuchte er auf Antreiben Khlesl's den Weg der Strenge einzuschlagen, indem er Eingangs des Jahres 1609 zwei Dekrete erließ, deren eines sein Festhalten an der „Assekuration," sowie die künftige Beförderung zu Regierungsämtern den lutherischen Ständen zusicherte, zugleich aber auch jenen, welche die endgiltig auf den 21. Januar festgesetzte Huldigung weigern würden, scharfes Rechtsverfahren androhte; das andere dem von ihnen geworbenen Kriegsvolke vorhielt, wie es den Gesetzen zuwidergehandelt habe, und es zum Uebertritte in seinen Sold gemahnte. Ein drittes Dekret, welches die Unterthanen der lutherischen Stände ihrer Pflichten gegen diese und der Robotleistung lossprach, soll entworfen, aber von ihm noch zurückbehalten worden sein. Die „Horner" legten dagegen Berufung „von dem übel unterrichteten an den besser zu unterrichtenden König" ein und blieben trotz neuerlicher schriftlicher Mahnungen bei der Forderung allgemeiner Religionsfreiheit und der Durchführung religiöser Gleichberechtigung im staatlichen Leben; wider Khlesl richteten sie die Anklage, daß er vornehmlich den Ausgleich hintertreibe, ihn spitz „eine dritte hitzige Person" nennend, „die zu dem Feuer der Uneinigkeit allerhand Kohlen herbeitrage," und schrieben es auch seiner Einwirkung zu, daß Mathias dem ersten 40-stündigen Gebete, welches die Jesuiten in ihrer Kirche am Hof zu Wien in den letzten drei Faschingstagen abhielten, von 7 bis 11 Uhr Vormittags mit aller Andacht beigewohnt und zudem an der Schlußprozession sich betheiliget habe. Mit ihrer Anklage waren sie insoferne nicht im Unrecht, als Khlesl nichts mehr von Nachgiebig-

keit wissen wollte, für eiserne Strenge, für die Brechung ihres Trotzes seine Stimme erhob; dennoch schritt Mathias, diesmal den Beweis liefernd, daß er nicht blos eine Krone auf dem Haupte trage, sondern auch wirklich einen eigenen Kopf habe, nicht zur Anwendung von Waffengewalt; obgleich er von seinem Zuge nach Böhmen her eine ziemliche Anzahl Kriegsvolkes zur Verfügung hatte, entschied er sich plötzlich für die Befriedigung der widerspenstigen Stände und rief deshalb Karl von Zierotin, den Landeshauptmann Mährens, der ihm für den Ausgleich in diesem Lande die wesentlichsten Dienste geleistet, geradezu um seine Vermittlung an. Wohl mag nicht ohne Einfluß auf diese Entscheidung gewesen sein, daß es die Ungarn stetig mehr gelüstete, ihren österreichischen Glaubensgenossen beizuspringen, der Palatin Illeshazy sich dahin verlautbarte, „der Glaube lasse sich nun einmal nicht befehlen und man möge doch Andere glauben lassen, was ihnen beliebe, denn Niemand werde für einen Anderen weder zum Himmel noch zur Hölle fahren," endlich Gesandte der „Union" in Linz und Horn den Abschluß eines Bündnisses vorbereiteten; der Hauptgrund lag aber darin, daß Mathias den Kaiser fürchtete, denn er war der Thatsache auf die Spur gekommen, daß Allerhöchstdieser den lutherischen Ständen entbieten lassen: „jedes schriftliche Zugeständniß, welches sie von seinem Bruder nur immer zu erhalten wüßten, werde er ihnen bei Rückkehr unter seine Oberherrschaft bereitwillig bestätigen," und daß solches Entbieten, vornehmlich auf Tschernembl's Einrathen, keine ungünstige Aufnahme gefunden.

In den ersten Tagen des Februars kam den „Hornern" die Kunde, daß Mathias ernstlich wegen Erfüllung ihrer Wünsche mit ihnen unterhandeln wolle, sowie die Aufforderung zu, hiefür einen Ausschuß mit Vollgewalt aus ihrer Mitte nach Wien abzusenden, und am 22. selbigen Monats nahmen allda die Verhandlungen ihren Beginn. Einige Male trat die Gefahr vollständigen Scheiterns ein, doch immer wieder bannte sie Zierotin's Eifer und Gewandtheit, noch mehr die königliche Nachgiebigkeit, die ungleich größer als die ständische war, und am 19. März ward der Entwurf einer Uebereinkunft verlesen, die, nicht minder merkwürdig in der Religionsgeschichte Oesterreichs als die „Assekuration," folgende Hauptbestimmungen enthielt: „Die Freiheit der Religionsübung der evangelischen Stände wird von ihren Schlössern und Häu-

sern auf alle dazu gehörigen Wirthschaftsgebäude, Mühlen und Wohnungen; auf ihren Gründen, nicht nur für sie und ihre Unterthanen, sondern auch auf andere ihrer Glaubensgenossen ausgedehnt. Streitige Fälle fallen der Entscheidung eines von beiden Theilen zusammenzusetzenden Schiedsgerichtes zu, bei welchem auch die Sache der versperrten Kirchen, wie die von Hernals und Inzersdorf, anzubringen. Wenn ihnen die Pfarrer das Begräbniß auf dem katholischen Kirchhofe verweigerten, sind ihnen besondere Gottesäcker erlaubt. Den landesfürstlichen Städten und Märkten ist gestattet, den Gottesdienst in den Kirchen ihres Glaubens, welche außerhalb ihres Weichbildes auf den Gründen des benachbarten Adels liegen, zu besuchen; es sollen ihnen hiebei keine Anlässe zu Beschwerden gegeben werden und ihre Rechte betreffs der Wahl der Bürgermeister, Richter und Räthe, sowie die Bürgeraufnahme ohne Revers der Religion unbenommen bleiben. Ein Hofrath, dessen Mitglieder Personen beiderlei Glaubens entnommen, soll errichtet, endlich des Vergangenen weder mit Werken noch mit Worten gedacht, das Kriegsvolk von beiden Seiten ausgezahlt und abgedankt werden und die Durchführung dieser und der anderen Zusagen sogleich auf dem nächsten Landtage geschehen."

Fruchtlos protestirten wider diese Erweiterung der „Assekuration" der päpstliche Nuntius, der Erzherzog-Bischof von Passau und am heftigsten Khlesl, sich dahin äußernd, daß „es besser wäre, die Protestanten nähmen St. Stefan und alle Kirchen mit Gewalt, als daß ihnen Etwas über das Bisherige hinaus zugestanden würde; übrigens Erzherzog Ferdinand bewiesen habe, was Entschossenheit vermöge;" trotz alledem beauftragte Mathias seine Räthe mit der Ausfertigung der Urkunde, und ließ sie nach eigenhändiger Unterfertigung am 21. März den Abgesandten der „Horner" ausfolgen, die sich hierauf eine Abschiedsaudienz erbaten. In dieser — am 23. — dankte Tschernembl, das Wort führend, im Namen der vereinten österreichischen Stände dem Könige für das Gewährte und Verbriefte, um dessen Vollziehung es sich jedoch noch handele, suchte seine Vergebung für etwaige ihrerseits vorgefallene Unannehmlichkeiten an, und schloß mit dem Begehre: „den Bischof von Wien als Hauptstörenfried aus dem Lande zu schaffen, indem sie mit ihm keine Gemeinschaft haben, weder im Rathe noch irgendsonstwo mehr neben ihm sitzen wollten." Hiermit war beendet

der Kampf zwischen den „Hornern" und Mathias, der mit dem Hinweise, daß die Amnestie auf Jedermann sich erstrecke, obiges Begehr abschlägig beschied, und dem Proteste Khlesl's mit der schriftlichen Versicherung begegnete, daß er den Protestanten das Zugeständniß nur bestätiget habe, um in so gefährlichen Umständen nicht noch größeren Schaden für die katholische Religion, Unfrieden, Aufruhr und Blutvergießen im ganzen Lande herbeizuführen. War Khlesl auch einmal unterlegen, der Unentbehrliche blieb er doch höchsten Ortes, und zudem beeilte man sich in Rom, seine Niederlage zu versüßen. Der Papst sprach in einer Bulle über Alle, die an dem Zugeständnisse vom 19. März, welches auf des Königs Seite eine „Resolution" hieß, von den „Hornern" aber eine „Kapitulation" benannt wurde, irgendeine Schuld getragen, die Exkommunikation aus, und während Mathias um deren Lossprechung nachsuchte, mußten jene Räthe, die für Nachgiebigkeit gestimmt, um derselben theilhaftig zu werden, vor ihm selbst sich des Irrthums schuldig bekennen und ihn bitten, die „Resolution" in allen ihren Theilen als eine von vorneherein nichtige bei nächster Gelegenheit zu widerrufen — wie Khlesl triumfirend dem spanischen Gesandten zu Prag berichtete! — Uebrigens war diese „Kapitulations-Resolution" laut ihrer Abfassung so vielfältiger Auslegung fähig, daß neuerliche Streitigkeiten nicht ausbleiben konnten, sobald es ihre Durchführung galt; doch behob sie indeß jeglichen Anstand bezüglich der Erbhuldigung: diese wurde von den „Hornern" am 29. April ohne kirchliche Feier zu Wien, von den oberösterreichischen Ständen am 21. Mai zu Linz geleistet.

Unmittelbar vor der Huldigung zu Wien — am 28. April — hatten die lutherischen Stände dem Könige die schriftliche Bitte um allereheste Ausschreibung und Abhaltung eines allgemeinen Landtages übergeben, maßen die thatsächliche Erfüllung alles dessen, was sie als papierne Errungenschaft besaßen, von diesem kraft der Resolutionsurkunde geschehen sollte, darauf aber keinen tröstlicheren Bescheid erhalten, als daß er, wenn er von seiner Reise nach Oberösterreich und Mähren wieder in Wien eintreffen werde, die nöthigen Voranstalten hiezu verfügen wolle. Damit war auch die Einsetzung eines Schiedsgerichtes für die streitigen Fälle auf unbestimmte Zeit vertagt, die den lutherischen Herren wegen ihrer gesperrten Kirchen insonderlich am Herzen lag, und einige erschlossen sie, auf die verbriefte Bewilligung sich stützend,

ihrem Gottesdienste, ohne gerichtlichen Austrag abzuwarten. Das erste Beispiel gab der Freiherr Helmhard von Jörger, der auf seinem Schlosse zu Hernals am 1. Mai den Prediger Johann Sartorius die Eröffnungsfeier verrichten ließ; ihm folgten hierin die Herren von Geyer und Landau zu Inzersdorf und Rodaun und die lutherischen Bürger Wiens ergriffen gierig die dargebotene Gelegenheit, zogen schaarenweise in diese nahegelegenen Orte zur Anhörung des Wortes Gottes hinaus. Zu Hernals steigerte sich, als der vom sächsischen Kurfürsten gesandte Superintendent zu Plauen: Dr. Mathias Hoe, ein geborner Oesterreicher, predigte, der Zulauf derart, daß sich bisweilen bei 10,000 Menschen zusammenfanden und er am Tage des Dreifaltigkeitfestes sich genöthigt sah, von einem Fenster des Schlosses aus seine Predigt zu halten. Alldies gab der katholischen Geistlichkeit in der Hauptstadt ein gewaltiges Aergerniß und sie erwirkte auch mittelst einer bei Hofe dawider angebrachten Klage ein Dekret, welches die Abhaltung lutherischen Gottesdienstes zu Hernals und Inzersdorf einstweilig untersagte und von dem zu bestellenden Schiedsgerichte abhängig erklärte; die Stände säumten jedoch nicht in einem „gehorsamsten Bericht und unterthänigsten Bitte" hinzuweisen, wie ihnen nur durch den Aufschub des Landtages solche Widerwärtigkeiten verursacht würden, hierüber bittere Beschwerde zu führen, die Ausfertigung des Dekretes nicht dem Könige, sondern ihrem unruhigen Mißgönner Khlesl zuzuschreiben und, sich auf den gemessenen Inhalt des ersten Punktes der „Kapitulation" berufend, die Hoffnung auszusprechen, selben auch in Vollziehung gesetzt zu sehen. Die Folge hievon war, daß das Verbot bestehen blieb, um nicht gehalten zu werden: „Nachdem der König — berichtet Raupach — ihre Schrift durchgelesen, befand er nicht rathsam, sie schriftlich zu beantworten, sondern ließ sich nur mündlich hierauf vernehmen: „„Er habe den Geistlichen etwas zu Gefallen thun müssen!"" — Mag auch solche Aeußerung eine tendenziöse Erfindung sein, doch ist es unanfechtbar wahr, daß Mathias zwischen beiden Religionsparteien haltlos hin- und herschaukelte und ihnen nach jeweiligen Umständen sogar etwas vorzugaukeln keinen Anstand nahm, was darin seinen Grund hatte, weil er nicht im Allerentferntesten gewillt, das den Protestanten aus Furcht Verbriefte ehrlich in Ausführung zu bringen, aber auch aller Thatkraft bar war, um zur Beseitigung der schlimmen

Folgen eines Wortbruches sich der Städte zu versichern, mit deren Unterstützung er die Macht, den ständischen Adel gefügig zu machen, gewonnen hätte. Khlesl, der vom Papste den Titel eines apostolischen Predigers erhielt, sich aber — wie er dem Nuntius zu verstehen gab — eine weit größere Belohnung seines kirchlichen Eifers: den Kardinalshut erwartet hatte, drang darauf, den Städten jene Bedeutung zu geben, die ihnen zukam und in der sie durch den Adel die mannigfachsten Verkürzungen erlitten, und gab auch die Mittel an, wie dies zu bewerkstelligen wäre; doch vor einem so durchgreifenden Plane schrack Mathias zurück und er behielt das Sistem, durch allerlei Nergeleien seine „Resolution" bis zur Zeugungsunfähigkeit zu beschneiden, selbst dann noch bei, als ein Ereigniß in Böhmen eingetreten war, welches sein offenes, entschlossenes Handeln für oder wider gebieterisch erforderte.

Der Kaiser hatte sich endlich wegen Geldmangels genöthigt gesehen, den böhmischen Landtag, welchen er laut seiner Zusage am 12. November vorigen Jahres hätte eröffnen sollen, auf den 28. Januar auszuschreiben, und sodann statt der verheißenen Schlichtung der Religionssache die Erklärung abgegeben, daß er bei den alten Gesetzen des Landes beharre, welche darin keinen anderen Gottesdienst als den katholischen und utraquistischen duldeten; trotzdem war er von den protestantischen Ständen des Landes, denen wahrlich nicht verargt werden kann, daß sie der freien Religionsübung, welche Allerhöchstselber den Oesterreichern als Lohn für die Rückkehr unter seine Oberherrschaft angeboten, gleichsam zur Strafe, daß sie diese ertrugen, verlustig bleiben sollten, nach fünfmonatlichen stürmischen Verhandlungen und in Folge ihrer Rüstungen am 9. Juli zur Unterzeichnung des sogenannten „Majestätsbriefes" gedrängt worden, vermöge dessen allen Einwohnern Böhmens ohne Unterschied des Standes, also auch den Bauern, das Recht des freien Glaubensbekenntnisses, jenes des Kirchenbaues aber nur den drei Ständen: den Herren, Rittern und königlichen Städten eingeräumt wurde. Dies Ereigniß mußte ermuthigend auf die protestantischen Stände Oesterreichs wirken, doch reizte es sie nicht soweit auf, daß sie auf dem zu Wien am 5. September eröffneten Landtage über die Schranke der Mäßigung setzten. Dessenungeachtet konnten sie nicht einmal vom Könige erlangen, daß er die „Kapitulation," welche

sie „ihm zu Liebe“ fortan eine „Resolution“ zu benennen erklärten, veröffentlichen ließe, welches Verlangen ein sehr berechtigtes war, sintemalen ihre katholischen Standesgenossen, von ihnen befragt, ob sie zu selber zu halten gesonnen wären, entgegnet hatten, dies schon aus dem Grunde nicht zu können, „weil das, was der König zugesagt, ihnen verborgen, von keiner Seite mitgetheilt sei.“ Bis zum 15. November, an welchem Tage Mathias zum Landtage nach Preßburg abreiste, war nicht der mindeste Vorschritt in der Frage, zu deren Lösung der österreichische Landtag einberufen, gethan und jegliches Beschwerniß der protestantischen Stände abgewiesen worden, so daß diese nicht nur wiederholt drohten, bei ihren Nachbarn und Freunden über die erfahrenen Unbilden Klage zu führen, sondern auch zuerst nach Preßburg und am 9. Januar 1610 nach Olmütz eine eigene Deputation sandten, deren Wortführer Tschernembl den König der Wortbrüchigkeit und der von Khlesl eingeflößten Strebung, Zwietracht zwischen dem Adel und den Städten zu säen, rückhaltlos anklagte. Sowohl in Ungarn als in Mähren fiel diese Anklage nicht auf unfruchtbaren Boden: dort trat der neue Palatin Thurzo, da der Landeshauptmann Zierotin an die Spitze der großen Partei, die der Sache der österreichischen Deputation Beifall zollte und Beistand verhieß. In Anbetracht dessen konnte Mathias sich immer weniger der bänglichen Folgerung erwehren, daß ihm am Ende geradeso mitgespielt werden könnte, wie dies von ihm selbst seinem Bruder geschehen war, und in ebendem Maße entzog er sein Gehör den Rathschlägen Khlesl's, der behufs der Durchlöcherung der „Resolution“ dringlich anempfahl, den Städten und Märkten ihre Freiheiten nur auf Grundlage ihrer eidbekräftigten Verbindung mit den katholischen Ständen zu bestätigen, ja sogar nach dem Rathanker der Jesuiten griff und ihnen die Hochschule von Wien nach dem Muster der von Ingolstadt überliefert wissen wollte. Wenngleich er dem von diesem am 1. Februar zu Stande gebrachten Bündnisse von 16 Prälaten und 47 Herren und Rittern zum Schutze der römisch-katholischen Religion — einem schwächlichen Abklatsche der im Vorjahre gegründeten „katholischen Liga“ im Reiche — mit Brief und Siegel seine Genehmigung ertheilte, so schlug er doch auch gleichzeitig einen Rückzug vor den protestantischen Ständen ein, indem er den Palatin und mährische Ständeabgeordnete betraute, das Mittleramt zwischen jenen und

ihm zu Wien auszuüben. Durch dieses Einlenken entgingen drei Wiener Bürger einem strengen Strafgerichte: den lutherisch gesinnten Stadträthen Hans Unger, Leopold Bruckner und Georg Erasm, die als Vertreter des vierten Standes trotz Regierungsverbotes der Deputation nach Preßburg sich angeschlossen und hiefür von dem Bürgermeister Daniel Moser, einem ausgedienten Kriegsmanne, fanatischen Katholiken und Fürstendiener, am 19. Januar bei Lebensstrafe vorgeladen und in Untersuchung gezogen worden, erfloß aus königlicher Gnade die Niederschlagung des Prozesses. Dagegen erforderte es geraume Zeit und schwere Arbeit, bis es gelang, den König mit den protestantischen Ständen auf einen besseren Fuß zu setzen; das Hauptverdienst hatte hiebei der Palatin, der am 3. März die von ihm verfaßte Uebereinkunft folgenden Inhaltes: „Die königliche Entschließung vom 19. März vorigen Jahres solle getreulich gehalten werden; ihre Vorlesung auf dem Landhause habe an die Stelle weiterer Kundmachung zu treten; die Städte und Märkte haben hinfort als vierter Stand zu gelten und werden in Religionssachen wie bei ihren anderen Freiheiten der geleisteten Zusage gemäß gehalten bleiben; keine der beiden Religionsparteien solle die andere beläftigen oder beunruhigen" — zur beiderseitigen Annahme brachte. Die protestantischen oberen Stände hatten hiermit einen großen Sieg errungen, da die Städte der landesherrlichen Macht entrückt, ihrem Einflusse preisgegeben waren, und Mathias stand auch nicht an, sehr verständlich anzudeuten, weßhalb er vor ihnen die Waffen streckte. In der Abschiedsaudienz, die er ihnen ertheilte, sprach der Kanzler in seinem Namen die Hoffnung aus, daß „die Stände hinfort fremder Herren müssig gehen und treu zu Ihrer Majestät halten würden." Dagegen verwahrte sich Tschernembl: „Nie — sagte er — hätten die Stände ihre Gedanken auf etwas Anderes gerichtet, als treu zu Seiner Majestät zu halten; gebe es solche unter ihnen, die an fremde Herren sich hingen, so wolle der König sie nennen!" Mathias geruhte hierauf zu erwidern: „Damit mag ich Niemand verhaßt machen, nur deswegen habe ich Euch solches vorgehalten, auf daß die Betreffenden sich fortan mäßigen und nicht wider mich handeln!" — und beurlaubte Alle gnädigst mit Darreichung seiner Hand.

Zufolge der zweitmaligen und wichtigen Nachgiebigkeit in der re-

ligiösen Frage, woran sich noch manches andere Zugeständniß in politischen Angelegenheiten reihte, hatte des Königs Verhältniß zu den protestantischen Ständen Oesterreichs sich erheblich gebessert, was schon daraus erhellt, daß diese nicht mehr auf Khlesl's Ausschließung vom Landtage bestanden, vorausgesetzt, daß „er zu friedfertigem Verhalten angewiesen werde." Für den Augenblick that selbst dies keinen Eintrag, daß Khlesl, der, mit schlauer Berechnung den Gekränkten spielend, seine Entlassung aus „geleisteten treuen und schweren Diensten" bei Mathias angesucht, statt ihr seine Erhebung zum „wirklichen geschwornen geheimen Rathe" erhielt; denn in Prag geriethen eben Dinge in Gang, die ihn dem Einen unentbehrlicher als je und den Anderen unschädlich machten.

Kein Geheimniß war es geblieben, daß der Kaiser plante, die ihm entrungenen Lande wieder an sich zu ziehen, dem Erzherzoge-Bischofe Leopold die Nachfolge in Böhmen zuzuschanzen, und bald stellten sich hiefür die unzweideutigsten Belege ein; Allerhöchstjener erließ am 19. April an die vier Stände beider Religionen in Oesterreich ein Patent, welches ihnen einen Generalpardon zusicherte sowie einen „Majestätsbrief" antrug, den ihm die böhmischen abgezwungen hatten, und sein weltlich-geistlicher Vetter warb und rüstete Truppen im Passauischen aus. Unter so bewandten Umständen berief Mathias auf Khlesl's Einrathen Ausschüsse der Stände seiner Länder nach Wien und ließ ihnen, die er bereitwillig fand, seine erworbenen und von ihnen selbst bestätigten Rechte zu vertheidigen, durch den Vizekanzler eröffnen, daß er, was immer vom Kaiser, der vielleicht Gewaltschritte einschlage, an ihn gelangen würde, blos in Gemeinschaft mit ihnen verhandeln wolle. Ihre Antwort konnte ihn überzeugen, daß ungeachtet aller Streitigkeiten, die er namentlich mit den Oesterreichern gehabt, Niemand daran denke, unter Rudolf's Herrschaft zurückzukehren; dieser glaubte jedoch um so steifer und fester an das Gegentheil, als seine Astrologen ausgerechnet, daß er diesmal im Kriege glücklich sein und Mathias gefangennehmen werde. Dem scheinbar unvermeidlichen Waffengange zwischen den Ländern zu steuern, hatten sich mittlerweile mehrere dem Kaiser noch ergebene Reichsfürsten, worunter sein aufopferungsvoller Freund: der Herzog Julius von Braunschweig, ihre Vermittlung anbietend, zu Prag eingefunden, und die „feindlichen" Brüder nahmen sie aus ganz verschiede-

nen hinterhältigen Gründen an: Allerhöchstjener glaubte, den „Konvent" — so ward der fürstliche Vermittlungsverein benamst — für die Wiedererlangung der abgetretenen Länder auf seine Seite zu bringen, Mathias hoffte, durch denselben die Nachfolge auf den Kaiserthron sich zu erringen. Am 5. Mai begannen auf dem Schlosse zu Prag die Sitzungen des Konventes, der, nachdem der Kaiser ihn damit eröffnet, daß er Genugthuung für den im Jahre 1608 ihm angethanen Schimpf und Schaden verlange, Mathias als den, der die Kosten derselben tragen sollte, zur Theilnahme an den Berathungen einlud; dieser lehnte aber wegen des um Passau liegenden Kriegsvolkes und weil er auf seine Länder Acht haben müsse, das Kommen ab und schickte drei Bevollmächtigte dahin. Da der Kaiser im Laufe der weiteren Verhandlungen die verlangte Genugthuung dahin bestimmte, daß seine geschwächte Autorität wiederhergestellt und die ihm entrissenen Länder zurückgegeben werden müßten, die Bevollmächtigten des Mathias blos dessen Erbötigkeit zu einer persönlichen Genugthuung zusichern zu können erklärten, so beschloß der Konvent, mit diesem selbst in Unterhandlung zu treten, und sandte den Kurfürsten Ernst von Köln, den Erzherzog Ferdinand von Steiermark und den Herzog von Braunschweig nach Wien ab mit der Weisung, die völlige Rückgabe der entrissenen Länder zu verlangen, für den Fall aber, daß sich Mathias durchaus nicht hiezu verstehen sollte, über eine andere Art der Genugthuung zu verhandeln. Die drei Konventsgesandten, denen sich schon auf der Reise überall die Wahrnehmung aufdrängte, daß Niemand von der Wiederherrschaft des Kaisers etwas wissen wolle, wurden am 3. Juli zu Korneuburg von Mathias mit 80 Kutschen und 2000 Pferden im Gefolge festlich eingeholt und nach Wien geleitet, wo sie unter dem Donner der Geschütze, durch ein Gehege bewaffneter Bürgerschaft und Stadtquardia in den Straßen, ihren Einzug nach der Hofburg hielten. Daselbst vernahmen sie am nächsten Tage von „vornehmen Personen," die ihnen ihre Aufwartung machten, daß dem Könige, wäre er auch dazu geneigt, die Rückgabe der Länder unmöglich sein würde, deren Stände, die so fest zusammenhielten, sie nimmermehr dulden würden; weiters, daß Erbitterung und Mißtrauen gegen den Kaiser ob der Passauer Rüstungen herrsche, mit denen, wie man überzeugt, es auf einen Handstreich abgesehen sei. Somit hatten sie die übelsten Aussichten auf einen Erfolg

des ersten Theiles ihrer Weisung, und diese bewährten sich auch so rasch, daß sie bereits am 15. Juli, deren zweiten Theiles gedenkend, einen von der Rückgabe der Länder ganz absehenden Ausgleichsentwurf vorlegten, der aber gleich noch manchem nachfolgenden das Loos der Nichtannahme erfuhr. Bald war der Kaiser — nicht ohne allerhöchste Wuthausbrüche! — bald Mathias der Bemängler und Verwerfer; erst nach langwierigen weitschweifigen Unterhandlungen, deren nothgedrungene Zwischentage durch allerlei Festlichkeiten, besonders Jagden, worunter eine zu Schiff auf der Donau, ausgefüllt wurden, kam endlich am letzten Septembertage eine Uebereinkunft zu Stande, welche die beiderseitige Unterzeichnung der „feindlichen" Brüder zu Prag und Wien erlangte. Deren wesentlichste Artikel waren: „Mathias leistet durch die Erzherzoge Max und Ferdinand nach einer festgesetzten Formel dem Kaiser eine Abbitte, anerkennt die Abtretung der Länder als eine besondere Wohlthat und Gnade, als eine Belehnung, wogegen Allerhöchstjener ihn als seinen geliebten Herrn Bruder halten, und den Würden gemäß, in welche er ihn gesetzt, traktiren wolle. Beide Brüder werden sich gegenseitig auch nicht in Worten antasten, vielmehr gegen Widersacher aufrichtig beistehen und binnen Monatsfrist nach Unterzeichnung des Vertrages ihr Kriegsvolk entlassen." — Mathias, für den seine Lande eine nicht unerhebliche Streitmacht in Bereitschaft hatten, war der letzte, der den Vertrag und zwar erst dann unterzeichnete, nachdem die vermittelnden Fürsten ihr Wort für die Abdankung des Passauer Kriegsvolkes eingesetzt und ihm Kunde geworden, daß Erzherzog-Bischof Leopold selbes sofort dem Herzoge Max von Baiern, dem Haupte der „katholischen Liga," anbieten werde. Mit der beiderseitigen Unterzeichnung schien der Streit zwischen den Brüdern ausgeglichen und der Friede sichergestellt; es war ein trügerischer Wahn, und binnen wenigen Wochen war er für Jedermänniglich zerstoben.

Der Kaiser that, was viele Fürsten vor und nach ihm gethan, ohne die Geisteskrankheit mit ihm zu theilen: er hielt trotz seiner Unterzeichnung des Vertrages sich nicht zu dessen Einhaltung verpflichtet, weil er nach Krieg begehrte, von dem ihm astrologisch eingeflößten Wahne besessen, daß der Augenblick zum Sturze seines Bruders gekommen sei. Daher dankte er unter dem Vorwande, das Geld zur Bezahlung der Soldrückstände nicht auftreiben zu können, das Passauer

Kriegsvolk, welches mittlerweile auf 12,000 Mann angewachsen war, trotz aller Gegenvorstellungen nicht ab und ließ es am 21. Dezember in Oberösterreich einfallen, in welchem — wie er hoffte — der Adel sich für ihn erheben würde. Hiermit war der entscheidende Schritt geschehen, der sein Schicksal besiegelte. Die Aufregung und Erbitterung, welche sothaner heimtückischer Bruch des erst kürzlich geschlossenen Friedens in Wien und in sämmtlichen Landen des Königs Mathias hervorrief, waren so groß, daß dieser kein Bedenken hegen durfte, gegen den kaiserlichen Bruder schonungslos zu verfahren, seine Verrücktheit für immer unschädlich zu machen. Die bevollmächtigten Ausschüsse aller seiner Lande, die er nach Wien berief, um mit ihnen gemeinschaftlich zu handeln, sagten ihm kräftigsten Beistand zu und die niederösterreichischen Ständeabgeordneten kamen seiner Forderung, ihre Mannschaft auf die Beine zu stellen und die Pässe ob dem Mannhartsberg zu verhauen, ungesäumt nach. Inzwischen war die Einwohnerschaft Oberösterreichs auf ihre Selbsthilfe verwiesen, allen Drangsalen und Gräueln raub- und zerstörungsgieriger Söldnerhaufen ausgesetzt; trotz ihrer entschiedenen Feindseligkeit vermochte sie nicht, erheblichen Widerstand zu leisten, dazu aber reichte selbe aus, daß die Befehlshaber der „Passauer" im Hinblick auf die eilig vorschreitenden Rüstungen jenseits der Enns schon Mitte Januar 1611 über eine Rückzuglinie berathschlagten. Der Kaiser, hiernach bemüssigt, von dem Plane, seinem Bruder Oesterreich zu entreißen, Abstand zu nehmen, gedachte nun, diesen mindestens um die verbürgte Thronanwartschaft in Böhmen zu prellen, und rief die „Passauer" in dies Land, dessen Verfassung verletzend, maßen keinem böhmischen Könige gestattet war, Truppen ohne Zustimmung des Landtages dahin zu führen oder darin zu werben. Am 26. Januar brachen sie über die Grenze ein, die in Oberösterreich zusammengeraffte Beute — der Werth des dort Geraubten und Zerstörten ward von einem Zeitgenossen *) auf mehr als zwei Millionen Gulden angegeben — auf 269 Wagen mit sich führend. Hier hausten sie in gleicher Weise wie in Oberösterreich; auch machten sie gar kein Hehl daraus, zu welchem Zwecke sie anhergekommen: offen sprachen ihre Führer aus, daß Erzherzog-Bischof Leopold, der sich alsbald an ihre

*) Franz Christof Graf von Khevenhiller: „Annales Ferdinandei."

Spitze stellte, als Thronfolger eingesetzt und der „Majestätsbrief" vernichtet werden solle. Vom Kaiser nachdrücklichst zu Eilmärschen aufgefordert, standen sie am 13. Februar vor Prag und schritten zum Angriffe; zwei Tage darauf bemächtigten sie sich der Kleinseite und des Hradschin, wogegen ihr Versuch, in die Altstadt zu dringen, durch die Tapferkeit der Bürger und ständischen Truppen abgeschlagen wurde. Bewaffnete Haufen zogen von allen Seiten den bedrängten Pragern zu, die Stände aber, die sich versammelt hatten, forderten König Mathias um schleunige Hilfe auf. Am 4. März sagte er sie ihren Abgesandten zu, und am 8. brach er, nachdem er den niederösterreichischen Ständen angezeigt, daß er ein ansehnliches Kollegium von Deputirten mit gehöriger Instruktion niedergesetzt, dem sie in Allem zu gehorchen hätten, als wäre er selbst zu Wien anwesend, von da mit einem Heere von 18,000 Mann nach Böhmen auf. Nun entsank dem Kaiser der Muth, die geplante Prellerei weiter zu verfolgen; er hatte plötzlich das Geld, um die „Passauer" zu bezahlen, und entließ sie sammt seinem Vetter, der von Wuth bis zum Bersten erfüllt sich heimtrollte; gleichzeitig geruhte er auch, dem anrückenden Bruder gütliche Vorschläge übermitteln zu lassen. Mathias wies sie von der Hand und zog ohne Unterbrechung nach Prag, woselbst ihm am 24. März ein pomphafter Einzug, bei dem auch „sein" Khlesl Aufsehen erregte, von Adel und Volk bereitet wurde, während der Kaiser von den Führern der Stände, welche, den Grafen Mathias Thurn an der Spitze, alle Gewalt an sich gerissen, die Behandlung eines Gefangenen erfuhr. Die Stände wollten von Allerhöchstselbem nichts mehr wissen und baten Mathias schon am dritten Tage nach seiner Ankunft, die Verwaltung des Königreiches zu übernehmen, da jener „wegen seines hohen Alters" — Rudolf zählte 59, Mathias 54 Jahre! — „nicht mehr fähig sei, ihr gehörig vorzustehen." Um dem Schimpfe, daß er auch noch zur Abtretung der Krone dieses Landes gezwungen werde, zuvorzukommen, ließ der Kaiser am 12. April den versammelten Ständen eröffnen, daß er „aus brüderlicher Liebe und Neigung, mit welcher er dem durchlauchtigsten Fürsten und Herren Mathias gewogen sei, zu Nutz und Frommen dieses Königreichs und damit nicht nach seinem Tode Zerrüttung hervorbreche, einwillige und wünsche, daß dieser, der ohnehin schon designirter König sei, als wirklicher König von Böhmen nach

altem Brauche eheſtens ausgerufen und gekrönt werde.“ Mathias anerkannte feierlich den „Majeſtätsbrief,“ empfing am 23. Mai die Huldigung und Krönung und reiſte, nachdem er dem Kaiſer, den er keines Beſuches würdigte, einen Jahresgehalt ausgeſetzt hatte, am 28. Auguſt von Prag ab, ſich nach Schleſien und der Lauſitz begebend, wo ihm im September und Oktober gehuldiget wurde. Am 26. Oktober traf er zu Wien wieder ein, und auch hier gebrach es an freudig bewegtem, feſtlichem Empfange nicht; nur begab ſich hiebei der eigenthümliche Umſtand, daß die vier Dekane der Hochſchule, welche den „Himmel“ von der Stefanskirche bis zum Friedhofe tragen ſollten, wegen Ermanglung von Amtskleidern dieſe Ehrenlaſt nicht übernehmen konnten, und dies hatte zur Folge, daß ſie am 12. November nächſten Jahres vom Konſiſtorium den Auftrag erhielten, einen „ſchönen ſchwartz großgeblaumten damaskhenen habitum anfertigen zu laſſen.“ —

Schon vor ſeinem zweiten Heerzuge nach Böhmen hatte Mathias, der ſeit Jahren zu den Füßen einer gewiſſen Suſanne Wachter geſchmachtet, den Entſchluß gefaßt, thronberechtigter Nachkommenſchaft halber ſich das Joch der Ehe aufzuhalſen, und mit der Erzherzogin Anna, der älteſten Tochter aus zweiter ebenbürtiger Ehe ſeines verſtorbenen Oheims Ferdinand von Tirol ſich verlobt; nun traf er ebenſo eifrig die Vorbereitungen zu der Vermählung, als er das Zuſtandekommen eines habsburgiſchen Familienrathes betrieb, um für die römiſche Königswahl, welche der Kaiſer, dem Andrängen der Kurfürſten endlich nachgebend, auf den 21. Mai 1612 feſtgeſetzt, die Unterſtützung aller Mitglieder des Hauſes zu erlangen. Die Vermählung fand am 4. Dezember in der Auguſtinerkirche zu Wien ſtatt und liefen hiezu Beglückwünſchungsſchreiben vieler Fürſten ein; hierunter dürfte kaum eines vom Kaiſer geweſen ſein, nach ſeiner Aeußerung zu ſchließen, daß „er das Kind, welches ſein Bruder bekommen werde, lebendig eſſen wolle,“ womit er, deſſen Impotenz andeutend, ſicherlich keine liebvolle Geſinnung bekundete. Unmittelbar nach der Vermählung trat der Familienrath zuſammen, und nach mancherlei Verhandlungen ward am 27. Dezember ein Vertrag abgeſchloſſen, wornach die Erzherzoge ſich verpflichteten, Alles zu thun, damit die kaiſerliche Würde nicht für das Haus Habsburg verloren gehe, und zugleich keine Anſtrengung zu ſcheuen, daß ſie Mathias als der Aelteſte erlange. So-

nach beſaß Mathias einen Flitterwochenhimmel, der voll Geigen hing, zumal mit dem Eintritte des Faſchings, in dem zu Ehren ſeiner Gemahlin Bälle, Ritterſpiele und andere Luſtbarkeiten ſich aneinander reihten; da lief, all dem Mummenſchanz ein jähes Ende bereitend, die ganz unerwartete Botſchaft ein, daß Kaiſer Rudolf II. am 20. Januar 1612, nachdem er noch tagszuvor eine uneheliche Vaterfreude erlebt, an einem in Brand übergegangenen Geſchwüre im 60. Jahre ſeines Alters, im 36. ſeiner Schattenregierung, dahingeſchieden ſei. Mathias entwand ſich den Armen ſeiner Gemalin und eilte nach Prag, um als Leidtragender bei der feierlichen Beſtattung des brüderlichen Leichnams in der St. Veitskirche am Hradſchin nicht zu fehlen.

6.

Die protestantischen Kurfürsten waren dem Könige Mathias, der sofort um die Kaiserkrone warb, günstig gestimmt, dagegen thaten die katholischen sehr spröde, neigten sich den Erzherzogen Max und Ferdinand zu, deren ausgesprochene Gesinnung ihren Interessen eine sichere Gewährschaft bot. Allerdings mußten diese laut des im vorjährigen Dezember zu Wien abgeschlossenen Familienvertrages die auf sie fallende Wahl ablehnen; Mathias gab sich aber der Befürchtung hin, daß ihr Ehrgeiz die Worthaltung zum Falle bringen könnte, und kein Wunder demnach, wenn die Fußgicht, die ihn als Leidtragenden zu Prag befallen, immer größere Pein verursachte. Indessen setzte Khlesl alle Hebel für ihn in Bewegung; vornehmlich eine Staatsschrift, worin er über die wahre Gesinnung seines Herrn Aufschluß gab, nachzuweisen suchte, wie dieser jederzeit für die rechtgläubige Kirche gekämpft und nur gezwungen den überwiegend protestantischen Ständen seiner Erblande in einigen Punkten nachgegeben habe, führte ihm die Stimmen der katholischen Partei zu. Schon im März 1612 unterlag es kaum einem Zweifel mehr, daß das Kurfürstenkollegium die Kaiserkrone ihm zuerkennen werde, und des körperlichen wie seelischen Leidens ledig, traf er am 19. d. M. zu Wien wieder ein, sofort seinem Khlesl dankerfüllte Gesinnung bethätigend, indem er ihn zum Direktor des geheimen Rathes d. i. zum leitenden ersten Minister ernannte. Sowohl protestantische als katholische Beschwerdeschriften fand er vor: er fertigte sie einstweilen damit ab, „daß kein Theil den anderen in seiner Gerichtsbarkeit stören, daß sie mit Beseitigung aller Streitigkeiten brüderlich mit einander leben sollten;" denn all sein Sinnen und Trachten stand nach Frankfurt am Main. Dahin brach er mit Gemalin, Khlesl

und seinem ganzen Hofstaate, der aus 3000 Personen und 2000 Pferden bestand, am 7. Mai auf: einstimmig ward er am 13. Juni zum Kaiser erwählt und eilf Tage später feierlich gekrönt. Der Krönung folgten allerlei Festlichkeiten und Belustigungen, und Kaiser Mathias I. nahm trotz seiner 55 Jahre und gichtischen Anfälle, sich kräftig und rüstig zeigen wollend, nicht nur am Ringelstechen, in welchem er den ersten Preis: den sogenannten „Jungfrauenspieß" gewann, sondern auch am Tanze Theil, worüber nach Einigen der Fürst Christian von Anhalt, nach Anderen der Kurfürst Lothar von Trier in Ahnung der bevorstehenden Stürme bemerkte: „Wenn der rechte Tanz losgeht, wird die Majestät wohl keine großen Sprünge mehr machen! —

Ueber Nürnberg und Prag zurückreisend, zog der Kaiser mit großem Gepränge am 25. November in Wien ein. Zwischen einem Gehege deutscher und ungarischer Krieger ging der Zug aus dem unteren Werd zum Rothenthurm. Mathias, den Jugendkräftigen fortspielend, tummelte seinen Hengst in Krummsprüngen; vor ihm ritt der Hofmarschall Freiherr von Losenstein mit entblößtem Schwerte, hinter ihm der Ausbund des Adels und der Bürgerschaft. An dem Rothenthurmthor wurde er von dem Stadtrathe empfangen und, ober dem Haupte einen schwebenden Adler, unter einem hohen prachtvollen Baldachin, dessen Gewicht nicht minder gewichtige Träger aus der Bürgerschaft erheischte, bis zum Bischofhofe geleitet, wo die Geistlichkeit ihre Ehrenbezeugungen darbrachte. Hier stieg er vom Pferde, unter einen anderen „Himmel" tretend, den die Dekane der Hochschule trugen, und begab sich in den Stefansdom; nach beendeter kirchlicher Feier in gleicher Weise bis an das Ende des Friedhofes geleitet, schwang er sich wieder auf das Roß und unter dem Riesenbaldachine legte er den Ritt nach der Burg zurück. Selbstverständlich fehlte es an Ehrenpforten, Anreden, Freudenschüssen, Musikklängen, sodann auch an einem Feuerwerke und einer Stadtbeleuchtung mittelst Feuerpfannen nicht; ein besonderes Merkmal des Einzuges aber war der freiwillig und maßlos gespendete Jubel der Bürgerschaft: er galt dem vorausgemeldeten Umstande, daß der Kaiser Wien, wohin er bereits sämmtliche von seinem verstorbenen Bruder in Prag aufgehäuften Kunstschätze und Sammlungen überführen lassen, zur Residenz erkoren, die es auch fortan unter allen Kaisern aus dem Hause Habsburg verblieb.

Nun im Besitze der höchsten Gewalt, verfiel Mathias in äußerste

Thatlosigkeit, überließ die Regierung gänzlich seinem Khlesl, ließ sich sogar von ihm vorschreiben, wie er sich in unabweisbaren Fällen zu benehmen habe; hiermit bekam dieser — der „Vize-Kaiser," wie ihn seine zeitgenössischen Gegner nannten — auch freie Hand, die beiden königlichen den Protestanten verbrieften Zugeständnisse, durch welche sich Allerhöchstselber ohnedies nicht gebunden erachtete, zu den Todten zu werfen oder vielmehr gar nicht in das Leben treten zu lassen, wofür ihm jene, weil sie eine möglichst ausgedehnte Befugniß aus dem Zugestandenen willkürlich ableiteten und demnach Uebergriffe machten, eine scheinbare Berechtigung verschafften. Es gilt eben von Mathias, seinem ersten Staatsmanne und Rathgeber, sowie von den österreichischen Protestanten in gleichem Maße, was Gindely*) bezüglich des Verhältnisses zwischen den beiden Religionsparteien dahin besagte: „Katholische Fürsten hielten ihre Krone für unsicher, wenn sie über protestantische Unterthanen herrschten, und diese ihren Glauben für gefährdet durch katholische Herrscher. Diese gegenseitige und wohlberechtigte Furcht mußte bewirken, daß die religiösen Ausgleichsversuche, weit gefehlt, einen Abschluß für die inneren Bewegungen zu bilden, nur Haltestationen bezeichnen, von denen nach kurzer Ruhe der Kampf mit erneuerter Heftigkeit aufgenommen wurde. Es wäre ungerecht, solche Zustände irgendeinem Theile allein zur Last zu legen, sie sind eine Folge des Verhältnisses, welches der Staat zur Kirche im Mittelalter eingenommen, eine Folge der innigen Ueberzeugung jeder Glaubenspartei, daß sie in alleinigem Besitze der Wahrheit sei. Erst nachdem das Verhältniß von Staat und Kirche verrückt war, diese innige Ueberzeugung und die daran geknüpfte Glaubenstreue abgenommen, und die Geschichte den Beweis geliefert hatte, daß keine religiöse Verfolgung, und mochte sie mit Feuer und Schwert vereint sein, die Glaubenseinheit dauernd zu erhalten vermöge, erst da änderten sich die Anschauungen von Fürsten und Unterthanen und mit den veränderten Anschauungen nahm bei den Einen die Verfolgungssucht und bei den Anderen die Neigung zum Aufstande ab." — Uebrigens lag für die österreichischen Protestanten in dem Verhältnisse, welches zwischen dem Kaiser und Khlesl herrschte, eine weit geringere Gefahr, als ihnen aus jenem drohte, welches zwischen Aller-

*) In: „Rudolf II. und seine Zeit."

höchstselbem und seinem Neffen: dem Erzherzoge Ferdinand von Steiermark sich entspann. Dieser „mordkatholische" Fürst hatte schon seit lange als Ziel ins Auge gefaßt, die Nachfolge im deutschen Reiche und in sämmtlichen Erblanden für sich und seine Linie zu erringen, und war hiefür im Verborgenen und durch Mittelspersonen sehr thätig gewesen; mit der kaiserlichen Thronbesteigung seines Oheims Mathias schien es ihm, zumal er an dessen kinderlosem Ableben nicht zweifelte, leichtlich erreichbar, wofern es ihm nur gelang, diesen zu voller Aussöhnung zu vermögen und seine Zuneigung zu gewinnen. Die Aufgabe, welche er, kaum er sie sich gestellt, unverzüglich in Angriff nahm, löste er mit meisterlicher Schlauheit in kürzester Frist: er wußte sich bei dem Schwächling Mathias derart einzuschmeicheln, daß er dessen erklärter Liebling ward. Nach solchem Erfolge war es mehr als wahrscheinlich, daß er auch für sein Sistem der gewaltsamen Gegenreformation die allerhöchste Willfährigkeit erlangte; daß die Protestanten von dieser Gefahr noch verschont blieben, war einzig und allein das Werk Khlesl's, weil die Herrschsucht des Staatsmannes die des Kirchenfürsten in ihm überwog. Um sich auf seinem Ministerposten unumschränkt zu erhalten, wehrte er jegliche Einflußnahme des Erzherzogs Ferdinand auf den Kaiser ab, wie er denn auch bereits des Ersteren römische Königswahl, obgleich selbe die päpstliche Anempfehlung hatte, bei der kaiserlichen Krönung seines Herrn hintertrieben. Seit diesem Tage herrschte zwischen den Beiden ein versteckter Haß, begann ein Minenkrieg, der, von Khlesl sechs Jahre lang mit Gleißnerei erfolgreich geführt, durch einen Gewaltstreich des Erzherzogs sein Ende nahm. —

Von der stattgehabten Aussöhnung des Kaisers mit seinem steierischen Neffen kam im Fasching 1613 der nicht offiziellen Welt Wien's die erste Kunde zu, nachdem ihr kurz zuvor — am 3. Januar — die andere Ueberraschung widerfahren, daß die zur feierlichen Geleitschaft priesterlicher Versehgänge gegründete Christi-Leichnams-Bruderschaft, welche mit der Ueberhandnahme des Lutherthums die Sistirung ihrer Thätigkeit für räthlich befunden, wieder in die Oeffentlichkeit trat. Erzherzog Ferdinand traf mit seinen drei Söhnen auf Einladung des Kaisers zu Wien ein und hatte sich nicht nur eines besonders ehrenden Empfanges durch Ehrenpforten und Pyramiden auf dem Burgplatze, sondern auch allerhöchster Gunstbezeugungen bei den glänzenden Kar-

nevalsfesten als: Maskenaufzügen, Thierhetzen und Bauernhochzeiten, zu erfreuen. Mit derlei Lustbarkeiten, deren genaue Aufzählung und Beschreibung in den schon erwähnten „Annalen des Grafen Khevenhiller" zu finden, verbrachte der Hof den Januar und Februar und Anfangs März begab sich der Kaiser mit seiner Gemalin nach Preßburg, um sie zur ungarischen Königin krönen zu lassen, für die Zeit seiner Abwesenheit den Erzherzog Ferdinand mit der österreichischen Statthalterschaft betrauend. Begreiflicher Weise verursachte diese Ernennung den protestantischen Ständen des Landes, welche am 10. März zu Wien in Berathung über die im Vorjahre anhängig gemachten und bis zu dem Tage hinzugekommenen Religionsbeschwerden traten, ein unverwindbares Mißbehagen, und sie beschlossen, eine Eingabe, worin die unverzögerte Abstellung der in 67 Punkten zusammengefaßten nachgesucht wurde, an den Kaiser — mit absichtlicher Umgehung seines Stellvertreters — abzusenden. Paul Jakob von Starhemberg, diese Sendung übernehmend, trug am 27. März zu Preßburg dem Kaiser die Beschwerden „in bester Form auf das Beweglichste" vor, allein er brachte kein anderes Ergebniß zurück, als daß Allerhöchstselber die österreichischen Stände auf seine baldige Wiederkunft vertröstete und bis dahin zur Ruhe verwies. Noch ärgerlicher wurden sie enttäuscht, als der Kaiser im April nach Wien zurückgekehrt; denn nun überreichte Khlesl, durch dessen Hände ihre Eingabe gegangen, eine weitläufige wider sie gerichtete Beschwerdeschrift, worin er vornehmlich besagte: „Die Stadt Wien sammt ihrem Burgfrieden sei sein geistlicher Schafstall, worin er als Bischof der oberste Hirt; in diesen drängten sich widerrechtlich die Prädikanten ein; die von den augsburgischen Ständen angeführte landesfürstliche Konzession, worüber er nie gehört worden sei, in die er nie eingewilligt, von der er Nichts wisse, noch wissen wolle, könne ihn nicht beirren, sondern er halte sich an die ihm von Gott und der Kirche anvertraute geistliche Gerichtsbarkeit; er hoffe, daß ihn der Kaiser dieser Gerichtsbarkeit nicht gewaltsam entsetzen, daß er ihm Nichts befehlen werde, was wider Gewissen, Pflicht und Religion. Die zwei Stände augsburgischer Konfession würden lieber eher sterben, als sich Mönche und Jesuiten aufdringen lassen wollen; er hoffe, sie würden ihn in seinem Berufe ebenfalls für so ehrbar halten, daß er sich die Prädikanten als Eindringlinge in seine

Gerichtsbarkeit nicht gefallen lassen könne. Er bitte also den Kaiser: er möge der Prädikanten Religionsübung in seinem Schafstalle abschaffen, und ihn bei seiner Gerichtsbarkeit schützen und schirmen." — Damit war dem Kaiser der erwünschte Anlaß geboten, die Hebung der protestantischen Beschwerden abermals zu umgehen: am 21. Juni, dem Tage nach Allerhöchstdessen Abreise zu seinem ersten in Regensburg abgehaltenen Reichstage, ging den Stände-Abgeordneten ein Dekret des Inhalts zu: „Wiewohl Seine Majestät sich noch vor der Abreise über die Beschwerden der Stände hätten entschließen wollen, so habe doch der Herr Bischof von Wien die ihnen hier mitgetheilte Beschwerde eingebracht, nach deren Beseitigung von ihrer Seite Seine Majestät sich auch über der Stände Beschwerden entschließen werde, übrigens ihnen mit kaiserlichen und landesfürstlichen Gnaden gewogen bleibe." Die oberösterreichischen Stände, von den niederösterreichischen hierüber um ein Gutachten angegangen, gaben es dahin ab, daß sie, wofern die Prediger sich in der Stadt Wien allzuviele Freiheit herausgenommen hätten, dies abstellen, den Bischof Khlesl um bestimmte Angabe seiner nur im Allgemeinen erwähnten Beschwernisse und den Kaiser um eine eheste, dadurch unaufgehaltene, allergnädigste Entschließung ersuchen sollten; sie kamen diesem wohlgemeinten Rathe nach, aber ihre Schritte waren um so fruchtloser gethan, als mittlerweile eine politische Gefahr aufgeflammt, deren Bekämpfung den obersten Kreisen weit dringlicher als die Schlichtung der religiösen Wirren erschien.

Eine mit dem Hochsommer in Wien ausgebrochene pestartige Seuche, während deren mehrmonatlichen Wüthens die „barmherzigen Brüder," welche der Kaiser im Vorjahre allda eingeführt, mit einem Gartengrunde für Kloster-, Kirche- und Spitalbau im unteren Werd beschenkt, ihre erste heilbringende Thätigkeit entfalteten, hatte Allerhöchstselben bewogen, nach Schluß des Regensburger Reichstages in Linz, wo er am 25. Oktober eintraf, den Winteraufenthalt zu nehmen. Wenige Wochen darauf erhielt er die Botschaft, daß Gabriel Bathory, der Fürst Siebenbürgens, am 27. Oktober ermordet und Bethlen Gabor hiezu ernannt worden sei, der die feindseligste Stimmung gegen ihn als Ungarns König und die Neigung offenbare, sich unter des Sultans Vasallenschaft zu stellen. Sehr zweifelhaft war es demnach, ob der Friede mit den Türken fortdauern würde, jeden-

falls stand die Erhaltung Siebenbürgens auf dem Spiele, weßhalb umfassende Rüstungen als dringlich geboten am Hofe beschlossen wurden; allein in sämmtlichen Erblanden zeigte sich sofort der größte Widerwille gegen den Krieg, und deren Stände, insbesondere die österreichischen, drangen darauf, daß „dergleichen Dinge wie ein Türkenkrieg auf einer Generalversammlung aller dieser Lande gemeinschaftlich berathen werden sollten," zugleich erklärend, daß „sie ohne diese nichts beschließen würden." Die geheimen Räthe befürchteten, daß ein solcher „Generalkonvent" den protestantischen Ständen sämmtlicher Erblande die ersehnte Gelegenheit bieten würde, sich festiglich zu verbünden, zuletzt dem Kaiser Gesetze vorzuschreiben und die von ihnen gehaßte katholische Religion auszurotten, wogegen diese, nicht minder weit in ihrem Mißtrauen gehend, vermeinten, daß man unehrliches Spiel mit ihnen treibe, nur von ihnen Geld haben wolle, nicht um die Türken, sondern sie selbst zu bekriegen. Khlesl war für die Erhaltung des Friedens und seine Stimme gab den Ausschlag, daß der Kaiser trotz aller Besorgniß ob etwaiger daraus entstehender neuer Minderung der landesherrlichen Gewalt die begehrte ständische Generalversammlung nach Linz einberief. Am 11. August 1614 trat sie, von 70 und einigen Abgeordneten der sieben habsburgischen Erblande beschickt, unter Vorsitz der Erzherzoge Ferdinand und Max zusammen. Sämmtliche Abgeordnete gaben ihre Stimme für die Erhaltung des Friedens ab, und wurden am 25. August von dem Kaiser mit der Erklärung entlassen, daß „er hoffe, sie würden ihre Bereitwilligkeit, Alles für die Wahrung des Friedens einzusetzen, im Nothfalle mit der That beweisen; er für seine Person werde nichts unterlassen, die Länder gegen den listigen und ruhelosen Feind zu sichern." Maßen keine Geldhilfe und kein Aufgebot gewährt worden und der Erschöpfung der Finanzen durch Anleihen nicht aufzuhelfen war, so konnten die kaiserlichen Worte keinen anderen Sinn haben, als daß der siebenbürgisch-türkische Handel auf diplomatischem Wege zu einem ehrenvollen Austrage gebracht werden solle, und Khlesl war es, dem die Lösung dieser großen Aufgabe zugetheilt wurde.

Wie sehr auch von diesem politischen Geschäfte in Anspruch genommen, erübrigte Khlesl dennoch so viel Zeit und Kraft, um die Beschwerden, die ihm die Protestanten in „seinem Schafstalle" verursacht, schärfer zu bestimmen und zugleich Abhilfe zu erwirken. Er beschuldigte

den Freiherrn von Jörger zu Hernals, eine geistliche Republik anzulegen mit Taufen, Hochzeitsverkündigungen, Eröffnung von Buchladen, vielfältige Eingriffe in seine Gerichtsbarkeit zu thun, die Stolagebühren derart zu schmälern, daß geeignete und gelehrte Priester in Wien gar nicht mehr bestehen könnten, und setzte einen kaiserlichen Befehl durch, kraft dessen die freiherrliche Familie Jörger wegen sechs angeblich begangener Lehnfrevelthaten des Besitzes auf das Gut Hernals, diesen Hauptsitz lutherischer Lehre im nächsten Bereiche der Hauptstadt, bis auf Weiteres verlustig erklärt wurde. Aehnliches Loos bereitete er dem protestantischen Ständemitgliede Johann von Pacheleb, der als Grundherr des oberen Gutes: St. Ulrich zur freien Ausübung seines Gottesdienstes einen Prediger, Namens: Johann Hochschuldt, aufgenommen und von der Grundherrschaft des unteren Gutes: dem Abte von den Schotten wegen Beeinträchtigung seines alten auf dem ganzen Grunde haftenden Pfarrrechtes verklagt wurde. Pacheleb ward laut Dekretes vom 11. Oktober verhaftet, nach Neustadt in Gewahrsam gebracht und sein Prediger ohne Aufschub aus dem Lande gewiesen. Außerdem fanden häufige und strenge Durchsuchungen der Buchladen in Wien statt, von dem Dekane der theologischen Fakultät und zwei Stadträthen beaufsichtigt, denen kein geringer Vorrath von ketzerisch erachteten Büchern und Schriften zum Opfer fiel. Bei alledem vergaß Khlesl auch auf seine eigene Persönlichkeit nicht, wie daraus ersichtlich, daß er einen seiner verläßlichsten Anhänger: den Reichsvizekanzler Ludwig von Ulm am 23. Oktober zur Unterfertigung eines aus seiner Feder geflossenen Vortrages an den Kaiser vermochte, in welchem die Bitte, ihm als Bischofe von Wien die Fürstenwürde zu verleihen, politisch und historisch begründet, mit seinen hochgerühmten Verdiensten unterstützt ward. Hiefür blieb allerdings die Gewährung aus, doch hatte dies vornehmlich darin seinen Grund, daß für Khlesl, dem der Kaiser und die Kaiserin am 1. Januar 1615 *) als Neujahrsspende eine mit Juwelen reich gestickte Inful und eine schwere Goldmonstranze übersandt, die er mit großer Feierlichkeit einweihte und sofort in der Schatzkammer von St. Stefan aufbewahren ließ, vom heiligen Vater zu Rom

*) In diesem Jahre soll — nebenbei bemerkt — in Wien die erste deutsche Theaterunternehmung stattgehabt haben; Bartel Ibele hieß der Prinzipal, der seinen wandernden Karren in dem geräumigen Hofe eines Privathauses aufgeschlagen.

eine weit größere kirchliche Auszeichnung in Folge allerhöchster Verwendung binnen kurzer Frist zu gewärtigen stand. —

Abgeordnete der drei protestantischen Stände: der Herren, Ritter und Städte hatten schon am 19. November vergangenen Jahres über die in St. Ulrich verfügte Maßregelung nachdrückliche Klage bei dem ebendamals zu Ebersdorf eine Kur gebrauchenden Kaiser geführt und um Hilfe gefleht, waren aber außerdem, daß die der Städte gar nicht den Zutritt erlangten, mit ihrer Klage an die Gerichtsstellen verwiesen worden. Auf dem nächsten Landtage, der gegen Ende März 1615 in Wien zusammentrat, beschlossen nun die protestantischen Stände die Abfassung einer abermaligen Klageschrift, worin sie auch einige andere Hauptbeschwerden aufnahmen, als: die Lehensfälligkeit des Gutes Hernals, das zwar versprochene, aber noch immer nicht angestellte unparteiische Gericht, die dem vierten Stande zu Ebersdorf verweigerte Audienz, und ließen sie am 16. April allerhöchsten Ortes überreichen. Darauf erfolgte im Mai, unmittelbar vor der Abreise des Kaisers nach Prag, ein Bescheid, der die meisten Klagepunkte unerörtert und alle unausgeglichen beließ; bloß das Eine ward erreicht, daß Pacheleb die Erlaubniß der Rückkehr nach seinem Gute bekam. Demzufolge fanden sich auch die protestantischen Stände nicht veranlaßt, die Abwickelung der laufenden Geschäfte am Landtage zu fördern; lange zog er sich hinaus, nicht ohne stürmische Verhandlungen, denn deren Forderung, daß ihre katholischen Standesgenossen die seit 1608 bestehende Trennung der Landeskasse aufheben, selbe mit ihnen gemeinschaftlich führen und einen Theil der seither gemachten Schulden abtragen sollten, stieß auf lebhaften Widerstand. Die katholischen schraubten die Angelegenheit zu einer Gewissenssache hinauf; ließen sie auch, von Khlesl beeinflußt, in der Spannung nach, so mutheten sie den protestantischen die vorgängige Unterzeichnung eines solchen Reverses zu, den diese ohne Beeinträchtigung ihrer Rechte nicht annehmen konnten. Uneiniger denn je, gingen die Stände auseinander: die protestantischen mit der Drohung, sich vollends von den katholischen abzusondern, falls die Entscheidung des Kaisers, die sie anzusuchen beschlossen, für die Fortgetrenntheit der Landeskasse lauten würde.

Mittlerweile hatte Khlesl für die ihm übertragene Friedensmission seine große staatsmännische Begabung eingesetzt und so gün-

stige Ergebnisse zu Stande gebracht, daß ihre gänzliche Lösung kaum mehr in Frage gestellt werden konnte. Am 6. Mai war zu Tyrnau ein Vertrag zwischen dem Kaiser und Bethlen Gabor abgeschlossen worden, dessen wesentlichste Artikel in der Bestätigung der Wahlfreiheit der Siebenbürger, der Abhängigkeit dieses Fürstenthums von der ungarischen Krone, und des Wiener Friedens von 1606, sowie in einem Vertheidigungsbündnisse wider alle Feinde bestanden; hatte auch der Fürst Siebenbürgens die Türken hievon ausgeschlossen, so war es von keinem Eintrage, da Khlesl, der zu Konstantinopel in dem kaiserlichen Agenten Starzer, einem gebornen Oesterreicher und Protestanten, ein sehr geschicktes Werkzeug besaß, die Willigkeit des Sultans: Friedensunterhändler nach Wien zu senden, bereits erlangt hatte. Sie bewährte sich auch rasch durch die That. Am 12. Mai traf die türkische Botschaft, 136 Köpfe stark, von dem Landesmarschall an der Spitze eines berittenen Gefolges nächst der Schwechat bewillkommt, in der Hauptstadt ein. Einer der beiden Gesandten der Pforte war Kaspar Gratiani, ein Kroate und Christ, der vormals Sekretär des steierischen Erzherzogs Ferdinand gewesen, sodann in türkische Dienste, ohne seinen Glauben abschwören zu müssen, übergetreten und es darin so erstaunlich weit gebracht. Diesen beturbanten Christen beredete nun Khlesl bei Entgegennahme seines Beglaubigungsschreibens, daß er bei der von ihm am 14. Mai gehaltenen Frohnleichnamsprozession zunächst dem Kaiser einherstolzirte. „Ein türkischer Gesandter in der Frohnleichnamsprozession als Begleiter des Kaisers, ein vordem und seitdem nicht zu Wien gesehenes Schauspiel!“ —*) Nach der Prozession fand die feierliche Auffahrt der beiden türkischen Gesandten bei dem Kaiser statt, dem sie sechs Pferde, deren Sättel und Zäume mit Perlen gestickt, sechs rothgesprenkelte Windspiele mit scharlachenen Decken bedeckt, sechs Schüsseln mit Bezoa, Bisam, Moschus, Ambra, Balsam von Mekka und Siegelerde von Lemnos darbrachten, und am Tage vor Allerhöchstdessen Abreise zum böhmischen Landtage erhielten sie abermalige Audienz, wobei ihnen die zur Friedensverhandlung ernannten kaiserlichen Bevollmächtigten vorgestellt wurden. Schon am 21. Juli kam der Abschluß des Friedens zwischen Kaiser und Sultan oder vielmehr die erneuerte Bestätigung

*) Hammer-Purgstall: „Khlesl's Leben.“

des vor neun Jahren abgeschlossenen, auf zwanzig Jahre verlängert, zu Stande, wornach eine Türkengefahr auf geraume Zeit gewichen schien. Der Kaiser war hierüber so sehr erfreut, daß er dem glücklichen Friedensstifter Khlesl das um die Summe von 16,000 Gulden angekaufte Haus des Freiherrn Karl von Harrach*) Ende September zum Geschenke machte. Uebrigens scheint jener selbst sich bei dem Friedensgeschäfte ein ganz artiges Sümmchen herausgeschlagen zu haben, nachdem er, der sehr gierig zusammenscharrte, aber sehr ungern etwas ausließ, kurzbevor 1000 Gulden zum Lazarethe der Wiener Bürger gespendet, wofür ihm Bürgermeister und Stadtrath eine weit geringere Dosis von Dankesrührseligkeit schriftlich überreichten, als für die wenige Wochen darauf von ihm erreichte Abstellung der die Bürgerschaft beeinträchtigenden Freiheiten der Handwerker und Handelsleute des Hofes, obgleich selbe ihm keinen Heller gekostet.

Diese beiden bürgerfreundlichen Kundgebungen Khlesl's waren aus Prag datirt, wohin er schon in der ersten Augustwoche geeilt, um dem Kaiser gegen die äußerst „struppigen Karyatiden-Häupter" der böhmischen Stände Beistand zu leisten; dessenungeachtet war noch im Dezember so geringe Aussicht für baldigen Ausgleich und Schluß des Landtages vorhanden, daß die protestantischen Stände unter und ob der Enns, des langen Wartens überdrüssig, eine Gesandtschaft an den Kaiser zur endlichen Abthuung ihrer sämmtlichen Beschwerden beschlossen. In der zweiten Hälfte selbigen Monats gingen die Herren Hans von Kufstein und Georg von Auer als Stände-Abgeordnete beider Lande nach Prag ab und gelangten am letzten Tage des Jahres zur Audienz. Der Kaiser verwies sie an Khlesl, und was dies bedeutete, war kaum mißzuverstehen, sintemalen dieser ihnen bei ihrem ersten Besuche, als sie sich auf die „Kapitulations-Resolution" beriefen, kurz und trocken entgegnet: „Er sei nie dabei gewesen und man habe das Ganze nur in der Eile zusammengerafft!" Uebrigens konnten sie der Krönung der Kaiserin zur böhmischen Königin am 10. Januar 1616 beiwohnen und sich alle Merkwürdigkeiten der böhmischen Landeshauptstadt mit der größten Gemächlichkeit besehen. Erst am 5. Februar bekamen sie die aller-

*) Dieses stieß auf einer Seite an das Haus des Freiherrn von Löbel, von welchem die angrenzende Bastei den Namen erhielt; daher die gebräuchliche Schreibeweise: „Löwel-Bastei" eine unrichtige gewesen.

höchste Entschließung eingehändigt, durch welche sie aber nicht klüger wurden, maßen dieselbe verschlossen war und sie von Khlesl, den sie zwei Tage darauf um eine Abschrift baten, den ablehnenden Bescheid holten, daß „es stets Gebrauch gewesen, den Gesandten der Stände eine kaiserliche Entschließung verschlossen zuzustellen und zwar dies auch den Ständen zu Ehren geschehe, weil es allezeit ein größeres Ansehen habe, wenn der Kaiser seinen Ständen selbst schreibe" u. s. w. Hieran fügte er, als sie sich verabschiedend seiner Gewogenheit empfahlen, die Erklärung: „In der Religion bekenne ich mich als der Herren Feind, denn ich halte sie für Ketzer wie sie mich; aber wo ich sonst den Ständen, denen die Herren meinen Gruß und Dienst vermelden wollen, mit gutem Gewissen in politischen Sachen dienen kann, will ich es jederzeit und gerne thun!" und entließ sie unter Anwünschung einer glücklichen Reise. Als die Gesandten, in Wien angelangt, die allerhöchste Entschließung vor den versammelten Ständen eröffneten und herablasen, steigerte sich das Erstaunen Aller bis zur starren Verblüfftheit; außer einer weitläufigen Erörterung, daß der wider die freiherrliche Familie Jörger anhängige Prozeß vor die niederösterreichische Regierung gehöre, und einer ganz unbestimmt gehaltenen Vertröstung bezüglich der Religionssache Pacheleb's war darin der übrigen Beschwerdepunkte mit keinem Worte gedacht. Die Erkenntniß, daß allerhöchsten Ortes die Verschleppungsmethode beliebe, bis ein günstiger Zeitpunkt einträte, um alle religiösen Zugeständnisse ihnen entweder sachte zu entziehen oder jähe zu entreißen, drängte sich den Ständen immer unabweisbar er auf, nachdem die Bande, worin sie das Erstaunen geschlagen, sich lockerten und lösten. —

Im März kehrte auch Khlesl wieder nach Wien zurück, um daselbst in Bälde eine heißersehnte Ueberraschung zu genießen, den Kardinalshut, diese von Sr. Heiligkeit ihm zugedachte Gnade, deren Ertheilung der Kaiser Ende Februar abermals betrieben, in Empfang zu nehmen. Am 11. April erfolgte in Rom Khlesl's Erhebung zur Kardinalswürde und im Mai traf der päpstliche Kammerer Ridolfi als Ueberbringer des rothen Barettes und eines Breve's an ihn mit der stehenden Formel ein, „daß der Purpur, das Sinnbild des von Martyrern für die Religion vergossenen Blutes, ihn zur Vertheidigung derselben bis zur Vergießung des seinigen ermahne." Ridolfi hatte auch dem Kaiser

ein geweihtes Schwert, der Kaiserin eine goldene Rose zu überbringen, daher er nach kurzem Aufenthalte sich auf die Weiterreise nach Prag begab; Khlesl, dem die Wiener Hochschule ihre Glückwünsche darzubringen sich beeilt, folgte ihm binnen Kurzem dahin und am 29. Juni, dem Tage Petri und Pauli, setzte ihm in der dortigen Schloßkirche Kardinal von Dietrichstein in Gegenwart des Kaisers, der Kaiserin und des ganzen Hofstaates den Kardinalshut auf. Zu selbiger Zeit fiel noch eine andere Hutgeschichte vor, zu welcher Erzherzog Max, des Kaisers Bruder und Khlesl's Todfeind — die Ursache dieser Feindschaft werden wir sogleich erörtern! — den Stoff geliefert. Er stiftete den österreichischen Erzherzogshut, „ein herrliches Kleinod, dessen mit Perlen besetzte Zinken die Form des Herzogshutes mit der einer Krone vereinten und dessen kostbarster Schmuck der auf demselben gipfelnde große einzige Saphir," nach Klosterneuburg mit der Bedingung, daß derselbe zu jeder Erbhuldigung von da feierlich abgeholt und binnen Monatsfrist wieder dahin zurückgestellt werde.

In Wien ließ Khlesl das Gewicht, das ihm die Würde eines Fürsten der Kirche verlieh, zuerst die Jesuiten fühlen, welche unbefugter Weise filosofische Vorlesungen in ihrem Kollegium hielten. Ein kaiserliches Dekret befahl ihnen an, selbe einzustellen und Logik und Physik künftighin durch zwei Patres an der Hochschule zu solchen Stunden, wodurch die Vorträge der anderen Professoren der Filosofie nicht beirrt würden, zu lehren. Der österreichische Provinzial: P. Ferdinand Alber sträubte sich im Namen der Gesellschaft Jesu aus allen Kräften dawider und überreichte dem Kaiser nebst einem Empfehlungsschreiben, welches er vom Erzherzoge Max erlangt, eine Bittschrift, auf daß deren bisherige selbstständige Stellung in der eigenen Anstalt nicht einer untergeordneten an der Hochschule zu weichen habe; erhielt aber hierauf von Khlesl, der sich der Zustimmung des Papstes versichert, den kurzen und trockenen Bescheid, *) daß der gegebene Befehl in Vollzug zu setzen sei, maßen der Kaiser von dem nicht weiche, was er nach reiflicher Ueberlegung beschlossen. Ueberhaupt scheinen die Jesuiten bei

*) Siehe die kritische Anmerkung auf Seite: 109—10. Auf ein in dieser Angelegenheit ergangenes Aktenstück Khlesl's bezieht sich Hammer-Purgstall's Angabe einer jesuitenfreundlichen Entwendung aus dem Universitäts-Archive.

Khlesl niemals oder mindestens nicht seit er das rothe Barett trug, einer besonders günstigen Stimmung sich erfreut zu haben, wie auch aus dessen Gutachten erhellt, welches er am 3. Juli d. J. bezüglich der Thronfolgesache des Erzherzogs Ferdinand von Steiermark an den Kaiser richtete. „Es sei — hieß es darin — wohl zu erwägen, was von den Protestanten wider diesen gesprochen und geschrieben werde; daß er nämlich aus seinen Ländern Prediger, Unterthanen und sogar der Stände Pfleger, die nicht katholisch, ausgeschafft, ihre Kirchen eingerissen, ihre Gräber aufgewühlt, Viele ins Gefängniß geworfen, andere an Leib und Gut gestraft, und daß bei ihm nur die Jesuiten regierten, die Tag und Nacht nicht von seiner Seite kämen, ohne die er nichts thun könne und wolle, mit denen er seine Länder angefüllt. Von Protestanten sei eine Menge von Büchern ausgegangen, worinnen ausgeführt werde, daß, wo die Jesuiten regieren, an Friede, Ruhe, Treue und Glauben nicht zu denken, sondern nur Krieg und Blutvergießen zu erwarten sei. In den Werken dieser Väter würden die Fragen abgehandelt, ob man Könige und Fürsten mit gutem Titel absetzen und erwürgen könne, den Ketzern Treue und Glauben halten solle, und dergleichen mehr; auch viele katholische Könige, Fürsten, Räthe und Offiziere könnten sich mit denselben ebensowenig vergleichen!" —

Dies merkwürdige Gutachten war ein neuerlicher Hemmschuh, dem Andrängen des Erzherzogs Max gestellt, der, den Zerfall der habsburgischen Erblande nur durch deren Vereinigung in Einer und zwar starrkatholischen Hand abwendbar erachtend, schon bei der ständischen Generalversammlung in Linz den Kaiser an die Nothwendigkeit gemahnt, sowohl die Erbfolge in den Erbländern als die Nachfolge im deutschen Reiche dem Erzherzoge Ferdinand zuzuwenden, und sich zugleich erboten, demselben nicht nur sein eigenes Anrecht abzutreten, sondern dieses auch bei seinem kinderlosen Bruder Albrecht und die Zustimmung des Königs von Spanien zu erwirken. Der gute Onkel, der Ferdinanden ersparte, eigenpersönlich für seine Herrschsucht hervor- und einzutreten, war auch seitdem unablässig für diese innigste Herzensangelegenheit bemüht und so glücklich gewesen, das zu erzielen, wozu er sich seinem Bruder erboten; doch Allerhöchstdessen Widerwillen, sich einen Nachfolger zu geben, hatte er nicht zu obsiegen vermocht. Dem

Einfluße Khlesl's, der in Ferdinand als künftigem Thronfolger den gefährlichsten Nebenbuhler seiner eigenen Macht und vielleicht auch noch den Entthroner seines Herrn sah, gleichwol sich befließ, den Erzherzog Max mündlich und schriftlich der bereitwilligsten Unterstützung seiner Liebesmühen zu versichern, war immer die Hintanhaltung allerhöchsten Nachgebens unschwer gelungen. Zu durchsichtig war das feingesponnene Truggewebe, als daß Onkel Max nicht hinter die Wahrheit hätte kommen müssen, und nicht nur schrieb er an Khlesl, daß er ihn für Alles, was aus der Verschleppung dieser Angelegenheit erfolgen könne, verantwortlich mache, zumal im deutschen Reiche bereits verlaute, daß man keinen katholischen Kaiser mehr haben wolle — klagte er dem Kaiser, daß sein Gewissen ihm nicht erlaube zu schweigen, wenn er ansehen müsse, wie ihr ganzes Haus und alle frommen Deutschen „eines einzigen Menschen wegen" zu leiden hätten; sondern er trug sich endlich mit dem Plane, die Entfernung des Kardinals vom Hofe durchzusetzen, und kein Bedenken, hiezu jedes Mittel: das Richtschwert, im Nothfalle selbst Dolch und Gift zu ergreifen, wie er seinem Lieblingsneffen in einem vertraulichen Schreiben einbekannte. Fast hatte es den Anschein, als ob die Sache, die einen solchen erzherzoglichen Haß entflammt, eine Lösung nehmen werde, die ihm fernere Nahrung entzog; denn bald nach dem Abgange obbesagten Gutachtens verbreitete sich das Gerücht, daß die Kaiserin in gesegneten Leibesumständen, und ihr Leibarzt: Dr. Mignoni bestätigte es, zugleich aus seinen gestellten Geburtstafeln beweisend, daß sie mit einem Prinzen schwanger sein müsse. Allein der Hof-Medicaster unterlag einer optischen und optimistischen Täuschung, indem er eine allgemeine Fettleibigkeit, welche allerhöchstjene, eine starke Esserin, befiel, für eine theilweise und hoffnungsvolle ansah. Obzwar er, seinen Irrthum verbessern wollend, der Kaiserin verschiedene befruchtende Arzeneien eingab, war nach dreivierteljährigem Verlaufe noch immer kein Grund zu guten Hoffnungen vorhanden, wohl aber damit der Keim zu ihrem frühzeitigen Tode gelegt. Für Khlesl wäre es ein wahrhaft gesegneter Umstand gewesen, wenn sich die Schwangerschaft bewährt hätte; von der Stunde an, als er das Gegentheil nicht mehr anzuzweifeln vermochte, flog ihn die Besorgniß an, daß längere Hintanhaltung der von seinen Gegnern betriebenen Nachfolgefrage auch fruchtlos sich erweisen dürfte,

Khlesl niemals oder mindestens nicht seit er das rothe Barett trug, einer besonders günstigen Stimmung sich erfreut zu haben, wie auch aus dessen Gutachten erhellt, welches er am 3. Juli d. J. bezüglich der Thronfolgesache des Erzherzogs Ferdinand von Steiermark an den Kaiser richtete. „Es sei — hieß es darin — wohl zu erwägen, was von den Protestanten wider diesen gesprochen und geschrieben werde; daß er nämlich aus seinen Ländern Prediger, Unterthanen und sogar der Stände Pfleger, die nicht katholisch, ausgeschafft, ihre Kirchen eingerissen, ihre Gräber aufgewühlt, Viele ins Gefängniß geworfen, andere an Leib und Gut gestraft, und daß bei ihm nur die Jesuiten regierten, die Tag und Nacht nicht von seiner Seite kämen, ohne die er nichts thun könne und wolle, mit denen er seine Länder angefüllt. Von Protestanten sei eine Menge von Büchern ausgegangen, worinnen ausgeführt werde, daß, wo die Jesuiten regieren, an Friede, Ruhe, Treue und Glauben nicht zu denken, sondern nur Krieg und Blutvergießen zu erwarten sei. In den Werken dieser Väter würden die Fragen abgehandelt, ob man Könige und Fürsten mit gutem Titel absetzen und erwürgen könne, den Ketzern Treue und Glauben halten solle, und dergleichen mehr; auch viele katholische Könige, Fürsten, Räthe und Offiziere könnten sich mit denselben ebensowenig vergleichen!“ —

Dies merkwürdige Gutachten war ein neuerlicher Hemmschuh, dem Andrängen des Erzherzogs Max gestellt, der, den Zerfall der habsburgischen Erblande nur durch deren Vereinigung in Einer und zwar starrkatholischen Hand abwendbar erachtend, schon bei der ständischen Generalversammlung in Linz den Kaiser an die Nothwendigkeit gemahnt, sowohl die Erbfolge in den Erbländern als die Nachfolge im deutschen Reiche dem Erzherzoge Ferdinand zuzuwenden, und sich zugleich erboten, demselben nicht nur sein eigenes Anrecht abzutreten, sondern dieses auch bei seinem kinderlosen Bruder Albrecht und die Zustimmung des Königs von Spanien zu erwirken. Der gute Onkel, der Ferdinanden ersparte, eigenpersönlich für seine Herrschsucht hervor- und einzutreten, war auch seitdem unablässig für diese innigste Herzensangelegenheit bemüht und so glücklich gewesen, das zu erzielen, wozu er sich seinem Bruder erboten; doch Allerhöchstdessen Widerwillen, sich einen Nachfolger zu geben, hatte er nicht zu obsiegen vermocht. Dem

Labyrinthe der Nichtkatholischen in die Umgarnung der Jesuiten hinüberzugängeln, versagte ebensowenig, als seines guten Onkels Max Bestürmungen, auf Allerhöchstselben unternommen, daß er auch in Ungarn die Bestimmung der Nachfolge nicht verzögern möge. Khlesl roch die gelegten Lunten, vermochte aber nicht, ihr Fortglimmen niederzutreten, und mit Dezember, in dessen letzten Tagen der Kaiser Prag verließ und mit Umgehung Wiens als des Herdes einer ansteckenden Seuche nach Ebersdorf übersiedelte, waren zwei allerhöchste Entschließungen erwirkt, wovon die eine, welche die Verwaltung Böhmens 10 Statthaltern, unter welchen nur drei Protestanten, übergab, eine große Gährung im Lande hervorrief, die andere, welche den ungarischen Reichstag auf den 6. Januar 1618 nach Preßburg einberief, die Stefanskrone für den Neffen und „angenommenen Sohn" Ferdinand heischte. Die Gicht, welche den Kaiser unmittelbar nach seiner Ankunft in Ebersdorf neuerdings befiel, nöthigte ihn, den ungarischen Reichstag, den er selbst eröffnen wollte, auf den März hinauszuvertagen, worüber die protestantischen Stände Oesterreichs, die durch eine Gesandtschaft an die ungarischen Ferdinand's Erwählung zum Könige zu vereiteln suchten, kaum weniger die Schadenfreude verbargen, als Kardinal Khlesl, der selbe ohne bedeutende Truppenverstärkung in Ungarn nicht erreichbar erklärte; dagegen empfanden sie über die Andauer der üblen Leibesbeschaffenheit des Kaisers ein sehr lebhaftes Mißvergnügen, da ihnen hiedurch ein mündliches und schriftliches Anbringen ihrer zum sovielten Male abgefaßten Beschwerden, wovon eine wider die zur Exekution gegen den Freiherrn von Jörger in Hernals vorschreitende niederösterreichische Regierung eine äußerst dringliche war, sechs Wochen lang verwehret blieb. Erst am 13. Februar konnten sie zur Audienz gelangen, erwirkten aber nichts als das Versprechen, daß ihnen ein schriftlicher Entscheid zukommen werde, weßhalb sie die Unterstützung der ungarischen Stände ansuchten. Hiermit hub ein Schriftwechsel über die Leitha hin und her an, wogegen Khlesl, der kürzlich als Hauptvermittler des Friedens mit Venedig einen diplomatischen Sieg über König Ferdinand errungen und diesen am 15. Februar durch eine prachtvolle Auffahrt und Abhaltung eines feierlichen Hochamtes in der mannigfach und auch mit schwulstvoll sein Lob verkündenden Inschriften geschmückten Stefanskirche gefeiert hatte, unverzüglich einzuschreiten sich veranlaßt

fühlte; er bedeutete den protestantischen Ständen, daß sie hierin sich den Anschein gäben, als ob der Kaiser seine Zusagen nicht hielten, ihnen die freie Religionsübung mit Gewalt nehmen wolle, womit sie eine allerhöchste Ehrenkränkung begingen, und bewog sie, ihm selbst ihre Beschwerdeschrift zur Lesung und reiflichen Ueberdenkung zu übergeben, durch ihn eine allergnädigste Entschließung zu erharren.

Auch im März durch Krankheit verhindert, den ungarischen Reichstag zu eröffnen, geruhte der Kaiser, hiezu vier Kommissäre, worunter König Ferdinand und Khlesl, zu ernennen; diesen schloß sich Erzherzog Max als Kronwerber für seinen heißgeliebten Neffen an. Am 23. wurde den Ständen die königliche Erwählung Ferdinand's vorgeschlagen, doch erst nach heftigem Gehader und Verbriefung neuer 17 Zugeständnisse von ihnen am 16. Mai erreicht. Khlesl hatte sie nicht länger verhindern gekonnt, dafür gelang es ihm, die Krönung, welche ihr in einigen Tagen folgen sollte, hintanzuhalten, sowie den Kurfürstentag, auf welchem die Wahl Ferdinand's zum römischen Könige abermals versucht werden sollte, zum Scheitern zu bringen. Ein Selbstbetrug war es jedoch zu vermeinen, daß er mit gleichzeitigen Freundschaftsbetheuerungen Ferdinand und seinem Onkel bethörte: schon am 16. Mai hatten die Beiden den festen Entschluß gefaßt, Khlesl um jeden Preis zu stürzen, wenn sie auch noch nicht über die Art und Weise der Ausführung schlüssig waren. Eigenhändig schrieb Erzherzog Max um selbige Zeit zu der Stelle: „Ungnade habe ich nicht verdient," so in einem Briefe Khlesl's vorkam: „Aber den Galgen gar wohl!" Noch ränkelte Khlesl gegen seine Erzwidersacher mit allem Aufwande von Schlauheit in Ungarn und im deutschen Reiche, als ein Ereigniß in Böhmen eintrat, durch welches ihm das Staatsruder entrissen und er in die Staatsgefangenschaft geschleudert werden sollte.

Die Luft, die schon seit einem Jahre schwül über Böhmen geweht, hatte sich zu gewitterschwangeren Wolken verdichtet, als Wilhelm von Slawata und Jaroslaw von Martinitz, von denen erzählt und geglaubt wurde, daß sie ihre protestantischen Unterthanen mit Hunden in die katholische Kirche hetzen, ihnen den Mund mit Gewalt aufreißen und das Sakrament einzwingen ließen, zu Statthaltern ernannt, hingegen Graf Mathias Thurn seines Amtes als Burggraf von Karl-

stein — als solcher hatte er die Krone und die Privilegien des Königreiches zu hüten — entsetzt; als den protestantischen Einwohnern der Orte Braunau und Klostergrab, die Unterthanen katholischer Herren waren, die von ihnen erbauten Kirchen auf kaiserlichen Befehl niedergerissen und die Widersetzlichsten der Bürgerschaft in das Gefängniß geworfen wurden. Die Stände, hierin eine Verletzung des „Majestätsbriefes" erblickend, hatten eine Beschwerdeschrift an den Kaiser abgeschickt, sie aber in ungnädigster Weise zurückgewiesen und als Zugabe die von Ferdinand beeinflußte Entgegnung erhalten, daß nicht dem Volke die Religionsfreiheit gewährleistet worden und somit protestantischen Gemeinden kein Recht zustehe, neue Kirchen zu bauen; auf ein nochmaliges Anbringen um Abstellung ihrer Beschwerden war mit Allerhöchstdessen Erklärung, daß sie des Verbrechens schuldig, ihn „bei dem gemeinen Manne in einen bösen und schändlichen Verdacht gebracht und bei seinen getreuen Unterthanen verhaßt gemacht zu haben", eines Verbrechens, welches das böhmische Landrecht mit Ehren- und Lebensstrafe belege, der Auftrag an die Statthalter erflossen, keine fernere Versammlung der Stände zu dulden und im Widersetzungsfalle sie als Aufrührer zu behandeln. Hiermit entlud sich das Gewitter. Am 23. Mai begaben sich die Führer der protestantischen Stände: Graf Mathias Thurn, Colonna von Fels, Wilhelm von Lobkowitz und Andere mit bewaffnetem Gefolge auf den Hradschin zu Prag, drangen in das Gemach der Statthalter und warfen nach einem wüthigen Wortwechsel Slawata und Martinitz, die beiden verhaßten Werkführer Ferdinand's, nebst ihrem Geheimschreiber: Philipp Fabricius nach „altböhmischem Brauch" durch ein Fenster in den achtundzwanzig Ellen tiefen Schloßgraben, woselbst sie auf einen Mist- und Schlammhaufen fielen und dadurch, obgleich ihnen Schüsse nachgeschickt wurden, unerheblich verwundet entrannen. Am besten kam Fabricius davon, der, dem Schloßthore und der Moldauüberfahrt zueilend, sofort einen Wagen miethete und nach Wien fuhr, um dem Kaiser Bericht zu erstatten.*)

Die Kunde von der Gewaltthat zu Prag, welche die Losung zu

*) Er wurde zur Vergütung seiner Herabgeworfenheit mit dem hieran erinnernden Prädikate: „von Hohenfall" in den Adelsstand erhoben.

dem verhängnißvollsten Kriege, den je das deutsche Reich zu erleiden: dem 30-jährigen, wurde, machte gewaltigen Eindruck in Wien. Sie versetzte den siechen Kaiser in die äußerste Bestürzung, während sie seinem Neffen Ferdinand, der sie „eine göttliche Schickung zum Verderben der Ketzer" nannte, hochwillkommen war; ersterer theilte die Ansicht Khlesl's, daß die Sache, was es auch koste, in Güte beigelegt werden müsse, letzterer drang mit Onkel Max, den Jesuiten und dem spanischen Gesandten darauf, daß unverzüglich zu den Waffen gegriffen werde. Schon der Mangel an Geldmitteln — die Kaufleute Wiens wurden um ein Darlehen von 400,000 Gulden vergeblich angegangen! — behinderte kräftiges Vorgehen; wurden auch Truppen gesammelt, so behielt doch die von Khlesl angerathene Friedenspolitik die Oberhand, wozu nicht ohne Beiwirkung gewesen, daß die Stände am 25. Mai dem Kaiser eine sogenannte „Rechtfertigungsschrift" sandten, in welcher sie sich auf die schon über 200 Jahre alte böhmische Gewohnheit: Feinde und Ruhestörer zum Fenster hinauszubefördern, zu ihrer Entschuldigung beriefen und schließlich erklärten, „in gebührlicher Unterthänigkeit zu ihm getreulich zu verharren, auch nichts, was ihm selbst und dem Königreiche schädlich sein könnte, vorzukehren." Obzwar sie auch 30 Direktoren aus ihrer Mitte zur Leitung aller Landesangelegenheiten ernannt, und diese die Bereithaltung von Kriegsmannschaft, sowie die Austreibung der Jesuiten verfügt hatten — Vorkehrungen, deren Unschädlichkeit in der Wiener Hofburg durchaus nicht eingesehen wurde, fiel das allerhöchste Handschreiben ungemein glimpflich aus: der Kaiser wies den „Vorwurf, als hätte er irgendwelche Beschränkung des „Majestätsbriefes" beabsichtigt, auf das Bestimmteste von sich, befahl den Ständen, Aufgebot und Werbung einzustellen und gegenseitig in Frieden zu leben, wie er auch bereit sei, das Gleiche zu thun; sollte dem jedoch keine Folge gegeben werden, dann müßte er sich überzeugen, daß man der Ordnung und des Rechts keine Acht haben wolle, und sähe er sich genöthigt, solche Mittel an die Hand zu nehmen, durch welche er seine Autorität erhalten könnte." — Maßen Khlesl seiner Anschauung nach, daß die böhmischen Stände entschlossen wären, dem Kaiser die Unterthänigkeit zu bewahren, niemals aber König Ferdinand zur Regierung des Königreiches gelangen zu lassen, einen glücklichen Ausgang des Kampfes für unmöglich erklärte, so ward auch die Bahn der Gelin-

digkeit nicht verlassen, als der kaiserliche Befehl keine Befolgung fand, zum gewaltigen Aerger Ferdinand's, der selbst seinen Kriegseifer herabstimmen mußte, um die ungarische Krone auf sein Haupt zu bringen, sowie des Erzherzogs Max, der sich nach einem Werkzeuge umsah, um dem friedliebenden Kardinal zum „ewigen" Frieden zu verhelfen, und es in dessen abgesagtem Feinde: dem Hofkriegsrathpräsidenten Johann Freiherrn von Molart gewann. Ein Wetterstrahl, der in den Schloßthurm, in welchem die ungarische Krone aufbewahrt lag, am 18. Juni fuhr, soll — nach Hurter — die Ursache gewesen sein, daß die Stände Ferdinand's Krönung zu vollziehen beschlossen; sie fand am 1. Juli zu Preßburg statt und an dem Tage hätte Khlesl bald sein Leben verloren. Als er an einem Fenster des Schlosses stand und auf den Platz hinabsah, wo verschiedene Söldnertrupps, auch hundert Landsknechte Molart's, aufgestellt waren, um die Freudenschüsse zu geben, zielte einer der Schießenden mit scharfgeladenem Gewehre nach ihm und die Kugel fuhr nur eines Fingers Breite ober seinem Kopfe in die Mauer. „Die allgemeine Stimme — bemerkt Hammer-Purgstall — zieh den Erzherzog Max als Urheber des Schusses und es ist nichtsweniger als unwahrscheinlich, daß dieses Mittel, als das kürzeste und sicherste in der von ihm dem Könige Ferdinand über die Mittel, den Kardinal zu beseitigen, vorgeschlagenen Unterredung beliebt ward."

Am Tage nach der Krönung reisten Khlesl und Erzherzog Max nach Wien ab; am 8. Juli traf auch König Ferdinand daselbst ein. Dessen erstes Begehr, an den Kaiser gestellt, war, daß der Weg der Vergleichsunterhandlungen mit den böhmischen Ständen verlassen und ihm die Leitung des Kriegsgeschäftes übergeben werde; doch Allerhöchstdieser willigte nur in die Bildung eines böhmischen Hofkriegsrathes ein, der unter des Königs Vorsitze zu berathen hätte, während er oder vielmehr Khlesl, der ihm solchen Ausweg gewiesen, die Entscheidung sich selbst vorbehielt. Hiermit einigten sich rasch König Ferdinand und sein Onkel Max über einen Gewaltstreich, der Khlesl mindestens politisch todt machte, und im Einverständnisse mit dem spanischen Gesandten Grafen Ognate schritten sie ohne Verzug zur Ausführung des gefaßten Planes. Am 19. Juli Abends statteten die beiden so frommen Habsburger dem Kardinal einen Besuch ab, ihm freundschaftliche Gesinnung

vorheuchelnd, und äußerten sich im Weggehen, daß, da sie ihn in seiner Wohnung besucht, sie von ihm in der ihrigen den Gegenbesuch zu erhalten hofften, worauf er entgegnete, daß er ihnen, sobald es ihnen genehm, seine Aufwartung machen werde. Am nächsten Tage erfolgte ihre Einladung und um 2 Uhr fuhr er, von dem Nuntius begleitet, nach der Hofburg. Daselbst angelangt, verabschiedete er sich von dem Nuntius, der mit dem Wagen zurückfuhr, und stieg die große zu den erzherzoglichen Gemächern führende Treppe hinan; ein Kammerherr kam ihm entgegen, die Entschuldigung des Erzherzogs Max vorbringend, daß er durch Unpäßlichkeit, selbst ihm entgegenzukommen, verhindert sei, und geleitete ihn in das Vorzimmer, dessen Thüre, sowie es Khlesl betreten, hinter ihm abgesperrt wurde. Darin standen zwei seiner erbittertsten Feinde: der Freiherr Seyfried von Breuner und der Oberst Graf Heinrich Dampierre nebst den beiden Kämmerern Colalto und Montecuccoli; Breuner trat ihm in den Weg, ihm ankündigend: „das ganze Haus Habsburg habe im Einverständnisse mit der päpstlichen Heiligkeit*) beschlossen, seine Person wegen vieler Unthaten und schlechtgeführter Regierung nicht länger am Hofe zu dulden, weshalb er das Kardinalsgewand ab-, den bereit gehaltenen schwarzen Mantel und Reisehut anzulegen und ihm zu folgen habe. Khlesl protestirte wider solche einem Fürsten der Kirche angethane Gewalt, verlangte, erst zu dem Kaiser vorgelassen zu werden, dann in seinen Bischofhof zurückzugehen. „Weder dort noch da — versetzten ihm Breuner und Dampierre — habe er mehr etwas zu schaffen; wolle er sich nicht bequemen, so werde er erfahren, was ihm nicht lieb sein dürfte!“ Khlesl, dem erst vor drei Wochen zu Preßburg klar geworden, daß seine hohe Gegnerschaft auch vor einem Meuchelmorde nicht zurückschrecke, fügte sich endlich der Gewalt, vertauschte den Purpur mit dem anbefohlenen Mantel und folgte seinen Führern dnrch einen verborgenen Gang der Burg auf die Bastei, über welche Erzherzog Max vor vier Tagen einen besonderen Fahrweg bis zum Schottenthore hatte zurichten lassen. Auf der Bastei stand ein sechsspänniger Wagen, den er mit Breuner und einem Hauptmanne zu theilen hatte; beim Schottenthore bekam er noch Dampierre mit einer Schwadron seiner Reiter zur Begleitung; an der Spinnerin am Kreuz

*) Dies war eine Lüge!

hinaus ging die Fahrt und ohne Aufenthalt bis nach Schottwien. Von hier kehrten Dampierre und der Hofwagen zurück; in einer Sänfte von Reitern bedeckt und Breuner zur Seite, wurde Khlesl durch Steiermark und Kärnten nach dem Schlosse Ambras in Tirol als Staatsgefangener geschleppt. Gleichzeitig mit dem Kardinal war auch dessen vertrautester Freund: der Dominikaner-Prior Peter Huttner verhaftet und die gerichtliche Sperre im Bischofhofe zu Wien angelegt worden; am folgenden Tage wurden sämmtliche Schriften, Gelder und Kleinodien Khlesl's allda in Beschlag genommen und Kommissäre nach Neustadt entsandt, um dort das Gleiche zu thun.

Drei Stunden nach Khlesl's Wegführung begaben sich König Ferdinand und Erzherzog Max zum Kaiser, um ihm das von ihnen Veranstaltete zu berichten und zu rechtfertigen. Allerhöchstselber, an Gicht bettlägerig, hörte sie peinlichst überrascht und mit verbissenem Ingrimm an: er biß in sein Betttuch und entließ sie, ohne eine Silbe zu entgegnen; dann aber brach er in die Worte aus: „Die Böhmen haben mich schwer gekränkt, Brüder und Vettern machen es noch schlimmer! Wie viel lieber wäre ich nicht ein glücklicher Privatmann, als ein so hintangesetzter Kaiser!" — Die Kaiserin erfuhr das Vorgefallene durch ihren Obersthofmeister und ließ in Thränen ihren schmerzlichen Gefühlen Lauf; erst am folgenden Tage machte König Ferdinand auch bei ihr einen Rechtfertigungs-Be- und Versuch: „Ich sehe wohl — sagte sie — mein Gemal lebt Euer Liebden zu lange; ist dies der Dank, daß er Euer Liebden zwei Kronen schon gegeben und noch mehr geben wollte?" — Von den Hofschranzen und Geheimräthen bedauerte Niemand des hochfahrigen, herrschsüchtigen Khlesl Loos; ebensowenig ging es den Wienern nahe, ganz gegen die Erwartung des Königs Ferdinand, denn er ließ in der Nacht des 20. Juli die Stadtthore sperren und sie erst am nächsten Vormittage wieder eröffnen, nachdem sich nicht das mindeste Anzeichen einer bedenklichen Stimmung im Volke ergeben. Vielmehr spritzte dieses die Lauge seines Spottes und Witzes dem Gestürzten nach; so hieß es: „Schade, daß ihn die Böhmen nicht bekommen haben, sie hätten ihn auch zum Fenster hinausgeworfen, wären aber so mit ihm verfahren, daß jeder ein Trumm von ihm bekommen hätte!" Endlich regnete es Schmähschriften, Travestien und andere Erzeugnisse der Schadenfreude, meist von protestantischer Seite ausgegan-

gen, während die wenigen Katholiken, die ihre Feder zu seiner Vertheidigung führten, ihre Schriften nicht herauszugeben wagten, sie im Staube der Bibliotheken begruben.

Mehrfachen Berichten zufolge, soll der Kaiser die ganze Nacht des 20. Juli schlaflos zugebracht, gejammert und sogar den Gedanken gehabt haben, seinen Bruder und Neffen verhaften zu lassen; erwiesen ist, daß er sich mehrere Tage weigerte, die Beiden vor sich zu lassen, aber eine von ihnen abgefaßte Rechtfertigungsschrift nicht zurückwies, und am 29. Juli soweit beschwichtigt war, um ihnen den Zutritt zu gestatten, ihre Abbitte und Versicherung, sich nicht in die Regierungsgeschäfte zu mischen, entgegenzunehmen und seine Zustimmung zur Abfertigung eines die Vergebung des Papstes erbittenden Schreibens zu geben. Nächsten Tages verglich er sich mit ihnen dahin, daß Khlesl als Gefangener des Gesammthauses zu gelten habe, ihm jedoch sonst kein anderes Leid zugefügt werde, seine Würden und Einkünfte gesichert bleiben sollen, und am 8. August, demselben Tage, an welchem der gute Onkel Max dem Könige Ferdinand eine Verzichtleistungsakte auf Böhmen, Ungarn und Oesterreich ausstellte, feierte er öffentlich die wiederhergestellte Eintracht durch ein heiteres Gastmahl, welches er den „zärtlichen Anverwandten" im Prater bereiten ließ und an der Seite seiner Gemalin mit ihnen einnahm.

Von diesem Tage an lag Mathias, der nie auf eigenen Füßen zu stehen vermochte, in Ferdinand's Banden, mußte thun oder vielmehr thun lassen, was dieser gethan wissen wollte. Demgemäß ward die friedliche Ausgleichung mit den böhmischen Ständen verworfen und zum Waffengange wider sie geschritten, wozu es an Geld nicht gebrach, da man unbedenklich von der in Wien und Neustadt vorgefundenen beträchtlichen Barschaft Khlesl's Gebrauch machte, und wofür Unterhandlungen mit Spanien und Baiern wegen Unterstützung günstigen Erfolg versprachen. Täglich erschallte zu Wien die Werbetrommel und im September brach ein zum geringsten Theile heimische Mannschaft zählendes, aus aller Herren Länder zusammengelaufenes Heer, welches der böhmischen Streitmacht lange nicht gewachsen war, in zwei Haufen, unter den Befehlen der in den Kämpfen Spaniens mit den Niederlanden als tüchtig erprobten Grafen Karl Bucquoi und Heinrich Dampierre, eines Brabanters und eines Lothringers — soweit war es gekommen, daß

man es nicht wagen durfte, einem Inländer das Kommando anzuvertrauen! — in Böhmen ein, um es zum Gehorsam zurückzubringen. —

Unmittelbar nach der Prager Gewaltthat im Mai hatten die protestantischen Stände Oesterreichs durch Gesandtschaften die Kurfürsten von Sachsen und der Pfalz um Verwendung in ihrer bei Khlesl aus dem Stadium reiflicher Ueberdenkung noch immer nicht getretenen Angelegenheit gebeten; nach dessen Sturze und dem Beginne der Kriegführung in Böhmen, suchten sie selbe wieder am allerhöchsten Orte in Anregung und zur Entscheidung zu bringen. Am 28. September begaben sich 85 des Herren- und Ritterstandes nach Ebersdorf, um Audienz bei dem dahin übersiedelten Kaiser zu erlangen; sie wurden vorgelassen, ihr Sprecher: Andreas Thonradl, Herr auf Thernberg und Ebergassing, führte aber das Wort mit solcher Weitläufigkeit, daß Allerhöchstselber ihm bedeuten ließ, sich kürzer zu fassen, indem er krank und zudem Essenszeit sei, endlich: daß man das Uebrige schriftlich eingeben möge, und nachdem sie die Eingabe gemacht, gab er ihnen durch den Reichsvizekanzler kund, daß sie eine gnädigste Entschließung erhalten würden. Es war dies eine Redensart, deren Gehaltlosigkeit ihnen bereits nur allzu sehr bekannt, und sie verfügten sich demnach zum Könige Ferdinand, um mit größerer Ungebundenheit, als bei Sr. Majestät es möglich gewesen, sich auszulassen; hiebei scheinen sie eine sehr gereizte Tonart angeschlagen und auch zu Gehör bekommen zu haben, was bei der gegenseitigen Feindschaft leicht erklärlich, und beim Weggehen klang es wie eine Drohung aus ihrem Munde, daß sie am 1. November wiederkommen würden. Nicht da fanden sie sich ein selbigen Tages, an welchem die Wiener durch das Erscheinen eines Kometen in Schrecken versetzt wurden, sondern im Landhause, denn die Niederlagen seiner Waffen hatten den Kaiser bestimmt, einen Landtag auszuschreiben. Um sie für die beabsichtigten landesherrlichen Anträge williger zu stimmen, ging ihnen am 9. eine allerhöchste Entschließung zu, worin jeder ihrer Beschwerdepunkte erörtert, aber auch bei einem jeden die Sache so dargestellt war, als wenn von Seite des Kaisers es durchaus nicht an der Vollziehung der Kapitulations-Resolution und des späteren Ausgleiches ermangelt hätte, folglich auch gar kein Grund, sich über ihn zu beschweren, vorliege; dagegen in Betreff des Lehens-

prozesses in Hernals eine ihrem Wunsche entsprechende Erledigung in baldigste Aussicht gestellt wurde, wie denn auch vier Tage darauf die Jörger'schen Erben die Anzeige erhielten, daß sie als jetzige Besitzer des Gutes Hernals um die Lehensverleihung einkommen könnten. Diese Entschließung befriedigte keineswegs: die protestantischen Ständeglieder faßten eine weitläufige Gegenschrift ab, in welcher sie um deren Erweiterung und bessere Erläuterung baten.

Mittlerweile hatten die Dinge in Böhmen, nicht allein durch die Schläge, welche der Oberbefehlshaber der Aufständischen: Graf Thurn austheilte, sondern auch durch die Ausschweifungen, welche die kaiserlichen Truppen gegen Freund und Feind verübten, einen so üblen Verlauf für das Haus Habsburg genommen, daß ihm dort nichts mehr als die Stadt Budweis verblieben, welche Bucquoi zu seinem Hauptwaffenplatze machte; sonach sah der Kaiser, dessen Bruder Erzherzog Max *) am 13. November zu Innsbruck dahingeschieden, sich genöthigt, am 21. einen Antrag auf beträchtliche Geldbewilligung zum böhmischen Kriege dem Landtage übergeben zu lassen. Nun lehnten die protestantischen Ständeglieder die Berathung ab und gaben, hiezu mittelst kaiserlichen Befehles vom 28. aufgefordert, die Erklärung ab, daß sie willfahren würden, sobald ihnen auf ihre letzte Eingabe ein erläuterter Bescheid zugekommen wäre. „Sie hätten, bevor der Kaiser in den Krieg mit Böhmen sich eingelassen, — hieß es darin — eine Berathung gewünscht, zumal es zu des österreichischen Landes Freiheiten gehöre, daß ohne dessen Einwilligung ein Angriffskrieg, der jener sei, nicht dürfe begonnen werden; weil dieser Weg jedoch nicht eingeschlagen worden, so sei es klar, daß alles erfolgte Unheil denjenigen zuzuschreiben sei, welche ohne reifliche Umsicht zur Schärfe gerathen hätten. Das Beste wäre, die Böhmen durch einen Ausschuß aus den Ständen von weiterem Vorrücken abzumahnen, sodann einen General-Konvent aus allen Ländern zu berufen, um über den Frieden

*) Dieser war unverheirathet, hatte aber mit einer verheiratheten Frau gelebt und mit ihr einen Sprößling erzeugt, welches Familienverhältniß er auf einem der Georgskirche zu Obermais nächst Meran gespendeten Altarbilde zur Schau brachte: in dem knieenden der heiligen drei Könige ist er selbst, in der Madonna seine Geliebte: Frau von Rosenberg, im heiligen Josef deren Gemal Kaspar und im Christkinde sein Bastard: Eckart, abgebildet.

zu handeln." Weiters gingen sie am 4. Dezember die katholischen Ständeglieder an, sich ohne Umschweife zu erklären, ob sie ihre Glaubensgenossen nicht mehr „turbiren" wollten, und fügten in 18 Punkte zusammengestellte Beschwerden bei, welche diese bisher zu erdulden gehabt; die katholischen Stände entgegneten mit der Zuschickung von mehr als fünfmal so vielen d. i. 96 Beschwerden, worüber ihre Glaubensgenossen Klage führen müßten, und hierauf brachten die protestanten noch weitere 10 vor, über welche sie sich ebenso gut zu beklagen hätten. Aus dem schriftlichen Gehader ward völlige Trennung zwischen den beiden Religionsparteien und hiedurch kam kein Zusammentritt des Landtages, keine Aufnahme der Verhandlungen zu Stande. Der Kaiser ging zuerst die protestantischen Stände mit dem Vorwurfe, daß sie „seinen körperlichen Umständen und vielfältigen großen Behelligungen" gar keine Rechnung trügen, und mit der Versicherung demnächstigen Bescheides auf ihre Eingaben an, ohne Verzug mit den katholischen sich zu besprechen, wie dem böhmischen Unwesen zu steuern, und über seinen Antrag in Berathung zu treten; allein jene erklärten deren Vornahme für fruchtlos, so lange diese nicht kategorisch erklärten, von aller Verfolgung abstehen zu wollen. Inzwischen — am 8. — forderten auch die böhmischen Stände eine kategorische Erklärung von den österreichischen, wie dieselben gegen sie gesinnt seien, und trugen ihnen eine „Konföderation" an, worauf deren protestantischer Theil erwiderte, zu selber, „wenn sie nicht wider Se. Majestät oder das Haus Oesterreich, noch zur Unterdrückung oder Beunruhigung der katholischen Stände und ihrer Religion abgesehen," wohl geneigt zu sein, deren katholischer aber diesen Punkt mit keinem Worte berührte, sie blos aufforderte, der Friedensneigung des Kaisers nachzukommen und ihr Kriegsvolk, das schon mehrmals nach Oesterreich herübergestreift, besser im Zaume zu halten. Täglich mißlicher wurde die Lage des Kaisers: da traf ihn auch noch der schwer empfundene Schicksalsschlag, daß ihm seine Gemalin Anna nach kurzem Krankenlager am 14. Dezember durch den Tod entrissen wurde: sie, die gleich ihm in Wien zur letzten Ruhe bestattet sein wollte und zu diesem Zwecke das Kapuzinerkloster am neuen Markte gestiftet hatte, eröffnete in der eben im Ausbau befindlichen Gruft die lange Reihe der bis zum heutigen Tage dahingeschiedenen Mitglieder des Kaiserhauses.

Wiederholte Befehle, eine Gesammtberathschlagung zu veranstalten, blieben von den Ständen unbefolgt: ihre Zwietracht steigerte sich und wirkte selbst auf die Wiener Bürgerschaft derart ein, daß bei dem am Thomastage üblichen Amtswechsel des Stadtrathes dieser nicht vollzählig besetzt werden konnte; zugleich wuchs in der Volksmenge die Erbitterung gegen die Katholiken, wozu die große Theuerung, durch die gehemmte Zufuhr verursacht, nicht Unerhebliches beigetragen. Unter so bewandten Umständen konnte der Kaiser nicht umhin, zur Ansicht Khlesl's, daß ein glücklicher Ausgang des Krieges in Böhmen unmöglich, sich zu bekennen und dessen Beilegung auf das Höchlichste zu wünschen; die Mehrzahl der geheimen Räthe gab gleichfalls ihre Stimmen hiefür ab, selbst König Ferdinand erachtete es als dringlich geboten, der neuerlichen Einschlagung des Weges der Gelindigkeit sich nicht zu widersetzen. Sonach ging im allerhöchsten Auftrage der böhmische Landeshofmeister Adam von Waldstein nach Prag und Dresden ab, um Unterhandlungen mit den Ständen anzuknüpfen und den Kurfürsten von Sachsen zum Vermittler eines Waffenstillstandes und Ausgleiches zu gewinnen. So eifrig dieser das Mittleramt betrieb, gelang es ihm dennoch nicht, die Böhmen zur Niederlegung der Waffen zu bestimmen, und seine Aufforderung, die Bedingnisse bezüglich Abschließung eines Waffenstillstandes zu vereinbaren, ließen sie, angeblich weil sie sich mit ihren Konföderirten berathen müßten, volle 10 Wochen — bis in den März 1619 — unbeantwortet. Binnen dieser Zeit hatte sich die Trennung der protestantischen und katholischen Stände Oesterreichs, obgleich der Kaiser eine „Kommission zur Schlichtung ihrer gegenseitigen Tendenzen" eingesetzt, bis zum Bruche erweitert: erstere rüsteten zur — Abwehr der zügellosen kaiserlichen Mannschaft im Lande, letztere bestürmten den Kaiser, sie und die Ihrigen, auch die katholische Religion, bei „schwebender äußerster Gefahr" zu schützen, nicht ohne auf Selbstschutz bedacht zu sein. So stifteten Herzog Karl Gonzaga und Graf Adolf Althan den Orden der „christlichen Ritterschaft zur Befreiung der von den Ungläubigen *) unterdrückten Christen, **) der bis zum 8. März, an welchem Tage er bei einem feierlichen

*) Eigentlich: Nichtkatholischen.
**) Eigentlich: Katholiken.

Gottesdienste im Stefansdome zu Wien zum ersten Male in die Oeffentlichkeit trat, bereits viele und ansehnliche Herren verschiedener katholischer Länder, worunter auch den Grafen Dampierre, zu seinen Mitgliedern zählte. Am selben Tage zogen die protestantischen Stände, 60 Mann stark, in die Hofburg, eine Audienz bei dem Kaiser verlangend, da die Noth zu groß, als daß sie länger warten könnten: wegen Allerhöchstdessen Erkrankung abgewiesen und ob ihres Ungestüms verwiesen, erhielten sie endlich doch durch den Oberstkämmerer die Zusage, daß bis zum Abende eine allergnädigste Entschließung erfolgen werde. Sie nahmen sich für den Fall der Nichterfüllung vor, Tags darauf als „Sturmpetitionäre" an der Spitze eines Volkshaufens am Burgplatze zu erscheinen. Der Abend verstrich im vergeblichen Warten, auch in den Morgenstunden des 9. kam keine Botschaft; schon wollten sie zur Ausführung ihres Vorhabens schreiten, da ward ihnen eine kaiserliche Entscheidung zugestellt, welche ihrem Begehre gemäß die am 9. November vorigen Jahres erflossene günstig „erläuterte" und „erweiterte." Uebrigens sank diese ebenso zur Bedeutungslosigkeit herab, wie der zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und den böhmischen Ständen statt eines Waffenstillstandes vereinbarte und auf den 14. April nach Eger festgesetzte Friedensvermittlungstag; denn am 20. März erlag der körperlich abgezehrte Kaiser Mathias I., der schon seit längerer Zeit als lebendigtodt galt, einem Schlagflusse, einen Krieg hinterlassend, dessen Ende erst sein zweiter Nachfolger sehen sollte. Sein Tod, der ihn vor demselben Schicksale, welches er seinem Bruder: Kaiser Rudolf II. bereitet, einzig und allein bewahrt haben dürfte, erregte nirgends ein wahrnehmbares Leid und aus den Augen dessen, der zunächst an seinem Sarge in der Gruft der Kapuziner in Wien kniete, floß ihm auch keine schmerzentpreßte Thräne nach.

7.

Unmittelbar nach des Kaisers Hinschied — am 21. März — erließ König Ferdinand ein Schreiben an die noch zu Prag anwesenden Statthalter, worin er zusicherte, binnen vier Wochen die Bestätigung aller Privilegien des Königreiches Böhmen zu verabfolgen, und dem Grafen Bucquoi befahl er an, die Feindseligkeiten bis auf Weiteres einzustellen; gleichzeitig schrieb er auf den 25. einen Landtag nach Wien aus, um den Ständen zu eröffnen, daß sein Oheim: Erzherzog Albrecht „durch Entfernung und andere Verhinderungen abgehalten, das Land unter und ob der Enns in Besitz zu nehmen, hiezu und zu dessen fernerer Regierung ihn ersehen habe und er sich demnach zu ihrer unweigerlichen Leistung der Huldigung versehe." Die katholischen Ständeglieder erklärten sich sofort zur Huldigung bereit, die protestantischen weigerten sie unter Anführung, daß die vom Erzherzoge Albrecht ausgestellte Vollmacht dem alten Herkommen nicht gemäß wäre, jene überhaupt nicht früher stattfinden könne, als bis alle ihre politischen und religiösen Privilegien sichergestellt seien. Ihrer Weigerung lag die Absicht zu Grunde, sich der Landesherrschaft eines Fürsten zu entledigen, dessen Versprechungen und Eide sie als ganz werthlos vorauswußten, maßen die Jesuiten, die ihn erzogen und gelehret, daß Ketzern Treue und Glaube nicht zu halten sei, bei ihm in höchster Gunst standen, wovon das allgemeine Sprüchwort: Greife man selbe an, so greife man ihm in das Auge! — Zeugniß gab. Noch deutlicher ward selbige Absicht von den oberösterreichischen Ständen bekundet, indem sie eigenmächtig einen Landtag hielten, die Erbhuldigung verweigerten, die ganze Landesregierung an sich zogen, indem Tschernembl, ihr Führer, Ferdinanden schriftlich anrieth, „die Regierung der Lande ob und unter der Enns, welche dermalen ihm nicht gehörten,

sich nicht weiter anzumaßen, sondern seine ganze Aufmerksamkeit auf die weitaussehenden böhmischen Händel zu richten, bis der Friede hergestellt sei," und ihn schließlich versicherte, „daß das ganze Oesterreich nur einen dauernden Frieden und neben ihm insbesondere dessen gnädigsten Herrn: dem Erzherzoge Albrecht lange Gesundheit wünsche." Am unverhohlensten gehabten sich aber die Böhmen: Die Landesdirektoren ließen schon am 27. März die Weisung, durch Friedensanträge des Königs Ferdinand „sich nicht irre machen zu lassen," nahmen die von ihm zugesandte Bestätigung der Privilegien des Königreiches nicht an, gaben nicht einmal Antwort auf seine Einladung, unter zugesagtem sicherem Geleite Bevollmächtigte nach Wien zu senden, „die dann bald sich überzeugen würden, wie gut er es mit ihnen meine." Während Ferdinand, war er auch von dem unerschütterlichsten Glauben beseelt, daß er Gottes Sache führe und von Gott Rettung erhalten werde, war ihm auch das unverletzte Entkommen der durch ein Fenster des Hradschin hinabgestürzten zwei Statthalter und ihres Geheimschreibers der unläugbarste Beweis gewesen, daß immer noch Wunder wie einst bei den drei Jünglingen im Feuerofen geschehen, sich doch in seiner äußerst gefährlichen Lage herbeiließ, den Böhmen gegenüber gütliche Mittel zu versuchen und mit den österreichischen Ständen Schriften zu wechseln, war Graf Thurn nach Mähren und Schlesien gerückt, um deren Anschluß an die Erhebung zu gewinnen. Wie leicht ihm dies gelang, erhellt daraus, daß Ferdinand, dem sich sofort der kriegerische Orden der christlichen Ritterschaft zum Beistande angeboten und der am 30. April sämmtliche nichtkatholische Hofherren, Hartschiere und Trabanten verabschiedet hatte, am 6. Mai die Stände in Wien zu einer gemeinsamen Versammlung über das, was zu des Vaterlandes Rettung dienlich, aufforderte und ihnen bekanntgab, daß die Böhmen, die seine Anerbietungen unbeantwortet gelassen, sein Kriegsvolk angegriffen, bereits mit verstärkter Macht an Oesterreichs Grenzen ständen. Die protestantischen Ständeglieder lehnten ab, in Verhandlung mit den katholischen zu treten, bevor diese nicht die schon öfters begehrte kategorische Erklärung gegeben, von Gewissenszwang und Verfolgung abstehen zu wollen, und inmitten gegenseitiger getrennter Berathungen und Anschuldigungen brach Thurn in Oesterreich ein und lagerte sich vor der festen und von kaiserlichem Kriegsvolk besetzten Grenzstadt Laa.

Am 11. Mai begaben sich 14 protestantische Stände-Abgeordnete zu Thurn, Beschwerde führend über seinen Einfall, den sie nicht verschuldet hätten, da sie den Böhmen niemals feindlich entgegengetreten und auch wie schon unter dem verstorbenen Kaiser erbötig wären, mit ihnen eine Konföderation einzugehen, wofern selbe nicht wider ihren Landesherrn: den Erzherzog Albrecht gerichtet sei und die Katholiken unbeirrt lasse; diesen, welche von Thurn eine schriftliche Antwort erhielten, worin er bitter über die von Bucquoi's und Dampierre's Kriegsvolk in Böhmen verübte Gräuel klagte und Gleiches mit Gleichem zu vergelten drohte, eine Antwort, welche sie sogleich Ferdinanden vor Augen legten mit der Erklärung, daß sie zum Schutze ihrer Personen, Weiber, Kinder und Unterthanen ein „Defensionswerk" errichten müßten, folgten mit dessen Bewilligung drei katholische Stände-Abgeordnete dahin, welche die Abführung der Böhmen aus dem Lande verlangten, ebenfalls Aussicht auf Verbindung mit ihnen gaben, von Thurn aber blos mündlich damit abgefertigt wurden, daß er den Bedrängten zu Hilfe in das Land gerückt sei, zwischen Katholischen und Evangelischen nun einmal Gleichheit eintreten müsse, jene nicht länger wie Oel auf dem Wasser schwimmen, diese unterdrückt werden dürften. Weiters fanden mit Thurn Unterhandlungen wegen eines Waffenstillstandes, wegen Vereinbarung von Bedingnissen für einen freien Abzug des Kriegsvolkes aus Laa statt: während derselben — am 22. Mai — thaten die protestantischen Stände den katholischen einen friedlichen Schritt entgegen, dahin gehend, daß fortan alle vier Stände beider Erzherzogthümer als Ein Körper betrachtet werden, alle wie Ein Mann einstehen sollten, sobald einem Einzigen wider seine Religion und seine politischen Freiheiten etwas zugemuthet würde, und daß sie ihres Theils gewillt wären, mit den Böhmen in Verbindung zu treten. Beide Theile ernannten Ausschüsse zur Besprechung, doch ehe sie noch zusammentraten, war das Schicksal des Antrags entschieden: schon bei den Berathungen der Katholischen, welche am 31. Mai begannen, dem Tage, an welchem das kaiserliche Kriegsvolk aus Laa ab- und böhmische Besatzung dort einzog, erklärte sich die Mehrheit dawider und aus der Besprechung, die endlich am 4. Juni, da Thurn bereits in Wien's Nähe stand, gehalten wurde, ging eine noch feindseligere Trennung der Stände beider

Religion hervor. Kaum zweifelhaft, daß die katholischen Stände nach Vorschrift Ferdinand's gehandelt, der auf den Beistand der Mutter Gottes, welche er seine „Generalissima" nannte, und des heiligen Ignaz zuversichtlich bauend, den Rath, sich zu flüchten oder Bucquoi zur Vertheidigung Wien's und Rettung seiner Person aus Böhmen herbeizurufen, wodurch allerdings Budweis auch noch verloren gegangen wäre, verworfen und beschlossen hatte, aus der Hofburg nicht zu weichen und mit Hilfe der katholischen Einwohnerschaft der Feindesgefahr zu stehen. Wohl mag die Ergebenheit, die Wien ihm entgegengebracht, der Stadt und der Mehrzahl ihrer Bürger Zusammenhalten mit den katholischen Ständen, die Thatkraft des Bürgermeisters Daniel Moser und des Stadtrathes, die sie in Ergreifung von Vertheidigungsmaßregeln und in Werbung von 1500 Mann auf eigene Kosten entwickelten, der Eifer der Jesuiten, welche 500 Studenten und die welschen Handelsdiener bestimmten, sich unter Waffen zu schaaren, endlich die Hoffnung, daß Bucquoi einen sieghaften Hauptschlag ausführen und Bethlen Gabor sein gegebenes Wort, Hilfe zu bringen, einlösen werde, sein Bleiben beeinflußt haben; gleichwohl kann ihm Muth nicht aberkannt werden, denn die Stadt hatte geringen Vorrath an Lebensmitteln, nur 1200 Mann als Besatzung und eine ihm feindliche Partei, von der zu befürchten stand, daß sie dem Grafen Thurn, dessen Kampfmacht 16,000 Mann zählte, ein Thor öffnen möchte. —

Thurn bemächtigte sich am 5. Juni der Vorstädte und schlug auf der „Landstraße" sein Hauptquartier auf, Vorkehrungen zur Einnahme der Stadt treffend, in der am 7. Ferdinand's Befehl: „zwischen dem Kriegsvolk und den Einwohnern solle gutes Vernehmen bestehen, Niemand dasselbe durch Worte oder Werke stören; nach 9 Uhr Abends dürfe Niemand mehr durch die Straßen fahren, nach 10 Uhr Niemand ohne dringliche Noth über dieselben gehen, bei einem Zusammenstoße Niemand darauf sich blicken lassen, ausbrechendem Feuer nur, wer zum Löschen bestimmt, unbewaffnet sich nähern," kundgemacht wurde. Am selben Tage ging auch mit Ferdinand's Vorwissen eine Abordnung der protestantischen Stände an Thurn, um eine friedliche Beilegung der Sache zu erwirken; auf ihre Frage: „durch welche Mittel sie zu bewerkstelligen wäre," entgegnete er: „Er wüßte keines vorzuschlagen;

es sei nach Böhmen Kriegsvolk geworfen worden, welches ärger hause als die Türken. Mehr solle nachfolgen, die Verbindung der Länder gehindert werden! Einzig diese neben Abführung des Kriegsvolkes könne helfen!" Sie überbrachten diese Entgegnung an Ferdinand mit dem Beifügen, daß Thurn noch heutigen Tages Antwort verlange; als jener sie weigerte, erklärten sie, auf ihre Vertheidigung selbst Bedacht nehmen zu müssen, und bewaffneten ihre Unterthanen, worüber in der Stadt nicht geringe Besorgniß einriß, da man glaubte, daß selbe den Böhmen als Hilfstruppen dienen würden. Thurn mag dies erwartet haben, sowie er auch auf die von protestantischen Ständen und Bürgern ertheilte Zusage baldiger Ueberlieferung Wien's baute und demnach mit der Beschießung der Wälle und Häuser zurückhielt; nur die Hofburg erlitt oftmalige Heimsuchung von böhmischen Kugeln und selbst das Arbeitszimmer Ferdinand's, in dem er vor einem Kruzifixe sein Gebet zu verrichten pflegte, gewährte ihm keine Sicherheit mehr. Eben hatte er wieder da gebetet und von dem Kruzifixe *) den ermuthigenden Zuruf: „Ich werde dich nicht verlassen, Ferdinand!" — zu vernehmen geglaubt, als unziemliches Geräusch im Vorzimmer an seine Ohren drang und dahin seine Schritte lenkte.

„Am 11. Juni — berichtet Hurter**) — erschienen 16 unkatholische Stände Unterösterreichs stürmisch in des Königs Vorzimmer, um eine Erläuterung über ihr „Defensionswerk" zu übergeben. Unter ihnen trat besonders Andreas Thonradl, Herr zu Ebergassing, hervor. Der böhmische Krieg, fuhr er den Landesherrn an, sei wider ihre Freiheiten, ohne ihren Rath, Wissen und Willen begonnen werden. Schon seinen Vorfahr hätten sie um einen Vergleich gebeten, ohne Berücksichtigung zu finden. Nochmals bäten sie um gütliche Uebereinkunft. Eine Verbindung der Erblande sei keine Neuerung, dieselbe von Mathias schon im Jahre 1614 zugestanden worden. Erst diese, dann die Huldigung.

*) Dasselbe wurde später in der Burgkapelle aufgestellt, allwo es sich noch heutzutage befindet.

**) In seiner „Geschichte Kaiser Ferdinand's II." Hurter sonderte zuerst mit scharfer Kritik Sagenhaftes von erwiesen Vorgefallenem und gab eine quellengemäße Darstellung des Ereignisses vom 11. Juni 1619.

Gehe die Verbindung doch nicht wider ihn oder die katholische Religion, nur zum Schutze der ihrigen solle sie dienen. Hätten seine Räthe der Länder Freiheiten und Rechte beachtet, dann wäre so großes Unglück, solche Spaltung nicht erfolgt. Kriegsvolk hätten sie zu Verhütung von Plünderung geworben, ihm hievon Anzeige gemacht. Sie versähen sich dessen, daß er treuem Rathe folgen, hiedurch das vor Wiens Thoren liegende Kriegsvolk zum Abzuge bringen werde. — Durch lange Zeit, bis in den Abend, mag barsche Rede von der einen, entschiedene Gegenrede von der anderen Seite gedauert haben. Später ist hinzugefügt worden, der Wortführer habe zuletzt so weit sich vergessen, um den König bei der Hand zu fassen und an einem Knopfe seines Gewandes zu zerren; welcher Sage nachmals noch die abschätzige Rede beigefügt wurde: „Randel, willst unterschreiben?“ Die Zeitgenossen wissen hievon nichts. — Ob wirklich von der Absicht mag gesprochen worden sein, den König in ein Kloster zu stecken, seine Kinder dem katholischen Glauben zu entfremden, über mehrere der geheimen Räthe unter den böhmischen Waffen ein Blutgericht zu halten, dürfte sich schwerlich mehr ermitteln lassen.“

„In diesem Augenblicke, in welchem Ferdinand wehrlos dem Aufruhr aller Länder, persönlich aber dem Ungestüm jener Vasallen gegenüberstand, die übermüthige Begierlichkeit seines unkatholischen Adels nicht mehr zweifelte, ihm Gesetze und Vorschrift geben zu können, schmetterten Trompeten auf dem Burgplatz. Ein Achtung gebietender Zug Geharnischter ritt in scharfem Trab mit aufgezogenen Röhren daher. Es waren Reiter, über welche Dampierre als Oberst gesetzt war, doch ohne bei denselben sich zu befinden. Sie lagen zu dieser Zeit in Krems. Ob sie bei eingetretener Bedrängniß seien gerufen worden, ob Erzherzog-Bischof Leopold, ohne zu ahnen, daß von dieser Hilfe die Rettung des Monarchen, vielleicht des Hauses abhänge, dieselben gesendet habe, wird wohl unentschieden bleiben. Diese Reiter fuhren auf Tschaiken die Donau herab in den Arm des Stromes, aus welchem ein Kanal unmittelbar in das Wasserbecken des unteren Arsenals führte, wo die sogenannten Streitschiffe lagen.*) Hier waltete als

*) „Aus dem Wiener Streitschiff-Arsenale fuhren im 16. und 17. Jahrhunderte alle die, in Hammer-Purgstall's Geschichte des osmanischen Reiches auf-

Hauptmann der in sechsundvierzigjährigem treuen Dienste ebenso erprobte als vielfach erfahrene Gilbert Santhelier. Dieser stellte sich sogleich an die Spitze der in so dringlichem Augenblicke Herbeigekommenen, und eilte mit ihnen durch das obere Arsenal und wahrscheinlich die Herrengasse hinab seinem bedrängten Landesherrn zu." *)

Das Trompetengeschmetter und Stampfen von Rossehufen trieb die Stände an die Fenster und das, was sie erschauten, zur Mäßigung ihrer Sprache, zum Gelöbniß, ihre Beschwerden ordnungsmäßig vortragen zu wollen, und zur Bitte um sicheres Geleite aus der Stadt. Ferdinand gewährte es, statt sie verhaften zu lassen, wie ihm der spanische Gesandte: Graf Ognate gerathen; ebensowenig befolgte er dessen Rath, den großen Schrecken, welchen das Einrücken der Küraſſiere Dampierre's unter dem protestantisch-gesinnten Theile der Bürgerschaft

---

gezählten Gesandten nach dem feindlichen Lande mit ihren Geschenken, Tributen und gütlichen Vorstellungen, nicht ohne Begleitung eines eigenen Jesuitenschiffes, dessen geistliche Besatzung nicht allein das Seelenheil des Geschwaders zu besorgen hatte, sondern oft derlei Gesandtschaften auch für ihre Zwecke zu den Missionen nach Persien, Ostindien und China benützte." (J. E. Schlager: „Wiener Skizzen des Mittelalters.")

*) Santhelier (bis zu Hurter's Aufhellung in allen diesbezüglichen Werken irrthümlich: Saint Hilaire) wurde 1620 in den Freiherrnstand erhoben und zugleich die Stelle eines Arsenalhauptmanns für alle seine Nachkommen erblich erklärt; das Küraſſier-Regiment Dampierre erhielt besondere Vorrechte, welche vom Kaiser Franz I. anläßlich der im Jahre 1819 unter dem Obersten: Fürsten Alfred Windischgräz stattgehabten 200-jährigen Jubelfeier bestätiget, also lauteten: „Das Regiment darf in Diensfesfällen unter Trompetenschall und mit fliegenden Estandarten durch die k. k. Hofburg und die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien marschiren, auch auf dem Hofburgplatze sich aufstellen und durch drei Tage allda für die freie Werbung den Werbtisch aufschlagen. Von dem Regimente wird dann vor der dem Regiments-Kommandanten in der Hofburg pro forma einzuräumenden Wohnung, wohin die Regiments-Estandarten zu bringen, die Wache bezogen, und dem jeweiligen Regiments-Kommandanten ist bei solcher Gelegenheit gestattet, unangemeldet in voller Rüstung vor dem Kaiser zu erscheinen. Das Regiment hat auch die Versicherung, niemals reduzirt oder aufgelöst zu werden, und endlich die Auszeichnung, daß kein Mann wegen Verbrechen, worauf Todesstrafe gesetzt ist, hingerichtet wird; der Schuldige wird zur Vollziehung solcher Strafe einem — anderen Regimente abgegeben." Dieses „unauflösliche" Regiment ist seit 1867 das 8. Dragoner-Regiment und dessen Oberst-Inhaber der Prinz Karl von Preußen.

verbreitet, zu Einkerkerungen und Hinrichtungen auszunützen. Solche Maßregelungen wurden nicht zeitgemäß befunden, maßen die Gefahr von Außen ungeschwächt blieb. Thurn, höchlich erbittert über die Stände, die soviel versprochen und gar nichts geleistet, suchte nun durch Einschließung Wien zur Uebergabe zu zwingen, da er kein schweres Belagerungsgeschütz hatte, sein Versuch, das Neuthor durch Petarden zu sprengen, an dem rothen Thurm eine Schanze aufzuwerfen und des Praters sich zu bemächtigen, gescheitert war. Die Tage seines Verweilens vor Wien waren gezählt. Bucquoi und Dampierre hatten nämlich am 10. Juni den Grafenbastard Mannsfeld auf das Haupt geschlagen, worauf die böhmischen Landesdirektoren, deren baldiges Erscheinen vor Prag besorgend, dem Grafen Thurn gemessenen Befehl zuschickten, zur Abwehr dahin zu eilen; während der Nacht des 22. Juni hob er die Einschließung Wien's, die nie eine vollständige gewesen, auf und trat schleunigst den Rückzug nach Böhmen an.

Solcherart von der dringendsten Gefahr befreit, vermochte Ferdinand die Reise nach Frankfurt am Main anzutreten, um die Kaiserwahl auf sich zu lenken. Schon am 6. Juni war den niederösterreichischen Ständen vom Erzherzoge Albrecht die Eröffnung zugekommen, daß er, da König Ferdinand, der bevorstehenden Kaiserwahl wegen, von Wien sich entfernen müsse, demselben Vollmacht ertheilt habe, seine Stelle an Erzherzog Leopold zu übertragen, und daß sie keinen Grund gehabt, die zureichende Giltigkeit der von ihm früher ausgestellten anzuzweifeln, demnach auch kein Recht, die Huldigung zu verschieben. Daraufhin berief Ferdinand die Stände auf den 5. Juli zur Huldigungsberathung nach Wien, allein die protestantischen folgten der Einladung nicht, ihm die Erklärung zusendend: sie könnten zu dem Landtage nicht erscheinen, denn ihre Personen wären nicht sicher; der Vorfall vom 11. Juni habe sie mißtrauisch gemacht; auch schmerze es sie, daß er ihr „Defensionswerk" verboten, ihre beabsichtigte Verbindung mit den Böhmen übel gedeutet habe, indeß doch Alles treuherzig zu des Landes Besten gemeint sei. Eine neuerliche Mahnung blieb wieder wirkungslos: sonach beschlossen am 12. Juli die katholischen Stände, die Vollmacht für Erzherzog Leopold anzuerkennen, in fünf Wochen die Huldigung zu leisten und hiebei die Bestätigung ihrer Privilegien nachzusuchen. Tags zuvor war Ferdinand an der Spitze eines ansehn-

lichen Hofstaates und eine auf 140,000 Gulden geschätzte Krone mit sich führend nach Frankfurt aufgebrochen, der Thatkraft seines Bruders vertrauend, der als sein Stellvertreter in Wien verblieb und selbe überraschend schnell bewährte. Am 16. Juli befahl er der Bürgerschaft und allen Inwohnern Wiens, als Grund die unter ihnen schwebenden Differenzen und die gefährlichen Zeitläufte angebend, die Ablieferung der Waffen, auch des Pulvers und Bleies in das Zeughaus an, ernannte er Kommissäre zur nachherigen Durchsuchung der Häuser, und am 22. mußten die Wiener Handelsleute eine mitleidige Hilfe von 100,000 Gulden zur Bestreitung der Wahlumtriebe bei den Kurfürsten leisten. Wien, welches damals in der inneren Stadt nicht mehr als 1300 Bürger und darunter nur 400 zählte, die eigene Behausung hatten, sintemalen der Hof, der Adel und die Geistlichkeit ihnen Grund und Boden streitig gemacht und sie daraus verdrängt, fügte sich nach Erfolglosigkeit einer gegen obigen Befehl überreichten Beschwerde in stummem Gehorsam; dagegen beharrten die protestantischen Stände Niederösterreichs, die in Horn Zusammenkünfte hielten, in Aufgeboten und Werbungen fortfuhren, in der Weigerung, die Huldigung, für welche Erzherzog Leopold den 29. August festgesetzt, zu leisten, bevor nicht die Bestätigung ihrer Religionsübung erfolgte. Zudem verbanden sie sich mit den oberösterreichischen, welche die Pässe sperrten, offene Widersetzlichkeit bekundeten, und schlossen sammt diesen am 16. August zu Prag mit Böhmen, Mähren und Schlesien eine „Konföderation und Generaldefension unter Darsetzung Leibes, Blutes und Gutes gegen Alle, welche die Verbindung anfechten wollten," als deren Zweck: die Ehre Gottes, der Schutz seines Wortes, die Rettung des lieben Vaterlandes und einer glücklichen Regierung des Landesfürsten hervorgehoben war. Nicht abwendig machte es sie den Böhmen, daß diese Tags darauf Ferdinand der Krone verlustig erklärten, vornehmlich deshalb, weil er seinen Königseid gebrochen, den von ihm ausgestellten Revers, sich bei Lebzeiten des Kaisers Mathias in die Regierung Böhmens nicht zu mischen, keineswegs gehalten, mit Bethlen Gabor ein wider den Depossedirten gerichtetes Bündniß einfädelten und am 5. September den 22-jährigen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, das Haupt der „Union" und den Schwiegersohn Jakob's II. von England zum Könige erwählten.

„In eben den Tagen, in welchen eidbrüchige Unterthanen die erblich besessene Krone vom Haupte Ferdinand's herabrissen, wurde ihm durch die vornehmsten Fürsten des deutschen Reiches die glänzendste auf dasselbe gesetzt" -- bemerkt Hurter und damit hat es seine volle Richtigkeit. Ferdinand ward am 28. August mit Stimmenmehrheit zum Kaiser gewählt und am 9. September gekrönt und zwar ging dies ohne alles Wunder zu, was bei einem Manne, „dessen Gottvertrauen in ununterbrochener Wechselwirkung mit dem göttlichen Schutze stand" — wie eben erwähnter Reichshistoriograf gleichfalls besagt, Manchem wunderlich vorkommen mag. Die geistlichen Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier, welche selbstverständlich für einen katholischen Kaiser waren, wollten hiezu das Haupt der „Liga:" den Baiernherzog Max erwählen, aber seine beharrliche Abweisung einigte ihre Stimmgebung für Ferdinand, der sich selbst auch — an Böhmen haftete die Kurwürde — die Stimme gab, und von den protestantischen Kurfürsten hielt der sächsische und lutherische lieber zum katholischen Erzhause als zur reformirten „Union," deren Haupt: den Pfälzer er beneidete und haßte. Sonach ging Kaiser Ferdinand II. aus der Kurfürstenwahl mit fünf gegen die zwei Stimmen von Pfalz und Brandenburg hervor. Hier sei sogleich in Kürze nachgewiesen, welchen Umständen der Kaiser seine Rettung in den Erblanden, seine Behauptung allda und im Reiche zu verdanken hatte, und schicken wir nur voraus, daß hierüber die katholische Geschichtschreibung in: „Gott war mit ihm und stritt für ihn!" den allerkürzesten Bescheid zu geben wußte. Die erste günstige Aussicht eröffnete ihm das mit seinem Jugendfreunde und Schwager: dem Baiernherzoge Max am 8. Oktober abgeschlossene Bündniß, welches ihm die Waffenmacht der „Liga" zur Verfügung stellte, aber mit schweren Opfern erkauft war; denn Max, kein uneigennütziger Ritter des Katholizismus und der Legitimität, bedang sich die alleinige und unumschränkte Leitung, die Ersetzung alles Landschadens und aller Kriegskosten, die pfandweise Einräumung eines österreichischen Landes, die Erklärung des Kurfürsten von der Pfalz in die Reichsacht und die Uebertragung der pfälzischen Kurwürde an Baiern aus. Von noch weit größerem, ja von entscheidendem Belange war die Truppenhilfe, welche König Philpp III. von Spanien zu leisten sich beeilte. Fast vom Beginne an waren die spanische und deutsche Linie des Hauses Habs-

burg einander ziemlich fremd gegenübergestanden und hatten ihre eigenen Zwecke verfolgt, erst von nun an trat eine gemeinsame Familienpolitik ein; denn Ferdinand von Steiermark war ein Mann nach dem Herzen des spanischen Hofes und seines bekutteten Anhangs im Gegensatz zu seinen kaiserlichen Vorgängern, die durch ihre Duldung, Unentschiedenheit oder Kraftlosigkeit stetes Aergerniß gegeben. Hinreichende Gewährschaft hatte er bereits gegeben, daß er sein gethanes Gelübde: den Protestantismus mit allen Mitteln und auf alle Gefahr hin in seinen Landen auszurotten, die Alleinherrschaft des wahren d. i. des katholischen Glaubens wiederherzustellen, mit Inbrunst und Thatkraft erfüllen werde, und dies Vertrauen setzte man nicht blos zu Madrid in ihn, sondern es hatte bei allen katholischen Mächten Wurzel geschlagen und führte ihm ihre goldene oder eiserne Hilfe zu. Endlich trugen die Gegner kaum minder als die Freunde zu seiner Stärkung bei: Der Protestantismus im Reiche legte geradezu unbeschreibliche Proben von Zerfahrenheit, Schlotterhaftigkeit und Feigheit ab, worunter die Ausreißerei des sächsischen Kurfürsten, der in den ihm vorgehaltenen Köder der Lausitz biß, und die Hohlköpfigkeit des Hauptes der „Union:" des zum böhmischen Könige gewählten Kurfürsten von der Pfalz die folgenschwersten waren. —

Nur des Beistandes der „Liga" versichert war der Kaiser, als er im Oktober München verließ, um nach Wien zurückzukehren, wo nach Eintreffen der Kunde seiner Erwählung alle Glocken geläutet, die Geschütze auf den Wällen gelöst worden, und am Vortage seiner Krönung ein feierlicher Bittgang von der Augustinerkirche nach dem Stefansdome auf Veranstaltung des Erzherzogs Leopold stattgehabt. Allerhöchstselber beschloß, die Dahinreise nicht geraden, kürzesten Weges, sondern über Salzburg und Steiermark zu machen, da im Erzherzogthume Oesterreich während seiner Abwesenheit noch schwierigere, ihm feindseligere Verhältnisse sich herausgebildet hatten. Zu der inneren Wirrniß war eine Gefahr von Außen getreten, Bethlen Gabor, aus einem angeblichen Freunde des Hauses Habsburg plötzlich in einen unzweideutigen Feind umgewandelt, sowie er seine Rüstungen vollendet hatte, zur Unterwerfung Ungarns aufgebrochen, und um die Mitte Oktobers hatte er bereits dessen größeren Theil, auch das Schloß Preßburg mit der Stefanskrone, im Besitze. Vergeblich waren alle

Aufforderungen des Erzherzogs Leopold an die evangelischen Stände Niederösterreichs gewesen, die Erbhuldigung zu leisten, zu deren Verweigerung sie auch nicht einen Schatten von Recht mehr hätten, da Erzherzog Albrecht sein ganzes Erbrecht an den Kaiser abgetreten, und sich unter Beiseitesetzung aller Differenzen gegen den gemeinsamen Feind zu einigen, zur Berathung der Landesvertheidigung nach Wien zu kommen; sie gingen von ihrem Verlangen vorheriger Bestätigung ihrer Religionsübung und deren Einverleibung in ihre Vorrechte nicht ab, kamen selbst dann nicht nach der Hauptstadt, als Verlust von Gut, Ehre und Leben auf das Nichterscheinen gesetzt, und warben und boten Mannschaft unablässig auf, obwohl ihnen ferneres Werben unter schweren Strafen verboten und die Abdankung der Geworbenen anbefohlen, für den Fall des Ungehorsams angedroht worden, daß sie als Rebellen erklärt würden. Demnach befand es Erzherzog Leopold zur Abwehr der unaufhaltsam gegen Wien heranrückenden Feindesgefahr und zur Brechung des inneren Widerstandes als unumgängliche Nothwendigkeit, Bucquoi und Dampierre aus Böhmen und Mähren herbeizurufen; die unmittelbare Folge hievon war, daß Thurn neuerdings in Oesterreich einfiel und von Bethlen Gabor eine Mehrung seiner Streitkräfte erhielt. Am 24. Oktober griff er die Schanzen der Donaubrücke bei Wien an und zwang Bucquoi am 26., sie zu verlassen, nach dem rechten Donauufer überzugehen und die Brücken hinter sich abzuwerfen; diesen Rückzug der Kaiserlichen half decken an der Spitze seines Regimentes der bereits zum Obersten und Kammerherrn ernannte und in den Grafenstand erhobene Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein — gemeiniglich: Wallenstein — genannt.

Das vereinigte feindliche Heer zählte 35,000 Mann, war dem kaiserlichen weit überlegen, so daß die Gefahr für Wien noch größer als vor fünf Monaten erschien; dazu kam aber noch die üble Stimmung, die daselbst ob der Zügellosigkeit des schlecht oder gar nicht besoldeten Kriegsvolkes herrschte. In der inneren Stadt, worin 6000 Mann lagen, wurden die Bürger aus den Häusern gejagt und in gesuchten Streithändeln erschlagen, Weiber und Mädchen beraubt und geschändet; noch ärger ging es in den Vorstädten zu: Plünderung, Verwüstung und Brand illustrirten die unverhohlene Aeußerung der Soldaten, daß sie den Sold, den man ihnen nicht reichen wolle, schon

zu finden wissen würden. Erzherzog Leopold erließ deshalb an die Kaufleute den Befehl, 30,000 Gulden in das Kriegszahlamt zu liefern, widrigenfalls Knechte in ihre Schreibstuben eingelegt werden würden; aber auch mit der Erlegung dieser Summe nahm der gräuliche Unfug des Kriegsvolkes nicht ab, so daß die herrschende Mißstimmung sich in mehrfacher bedenklicher Weise kundgab. Oeffentlich wurde die Frage erörtert, ob die Vertheidigung Wiens einem Spanier wie Bucquoi oder einem Franzosen wie Dampierre mit Zuversicht anvertraut werden dürfe, und mit Daraufgabe von Schimpfen und Flüchen verneint; das kaiserliche Patent gegen die in Prag am 5. November vollzogene Krönung Friedrich's von der Pfalz ward eines Tages heruntergerissen und besudelt gefunden und das Angebot einer Belohnung von 1000 Thalern führte nicht zur Entdeckung des Thäters; auf einem Steine zeigten sich Worte eingegraben, die eine nahe Verwüstung der Hauptstadt ankündigten u. s. w. In Anbetracht dieser Sachlage hatte Erzherzog Leopold den Kaiser, sobald er ihn in Graz wußte, schon wiederholt dringlichst gebeten, seine Ankunft, „doch im Geleite einer Leibwache von mehreren hundert Mann" zu beschleunigen; nun sandten auch die Bürger ohne Unterschied des Glaubens eine Abordnung an ihn, um ihre Klagen über die Kriegsmannschaft vorzubringen und Abhilfe zu erwirken. Sie traf ihn, der am 10. November von Graz aufgebrochen, aber sehr langsam reiste, am 22. zu Schottwien und bekam als Trost auf den Heimweg mit, daß er ihr baldigst nachfolgen werde. Am Abende des 24., desselben Tages, an welchem auch Bethlen Gabor über die Leitha hergeeilt und bis St. Marx vorgedrungen, langte der Kaiser in der Burg an, außer seiner Leibwache nichts mitbringend als leere Hände und — die Zuversicht, „eine eigene über ihn wachende Vorsehung zu haben." Die allgemeine Furcht der Bürgerschaft war, daß der Ankunft des Siebenbürger Fürsten rasch das Signal zum Sturme auf die Stadt folgen würde; auch war es sein Vorhaben, doch wich er den Vorstellungen Thurn's, der ihm auf die Vorwürfe, daß er sie noch nicht zum Falle gebracht, entgegnet hatte, daß dies nur durch Verbrennen der Vorstädte zu ermöglichen, hiermit aber viele Tausende Evangelischer in das Verderben gestürzt würden, und plante sonach mittelst offener Schlacht das heißersehnte Ziel zu erringen. Im gegnerischen Kriegsrathe ward gleichzeitig beschlossen, nur vertheidigungsweise

vorzugehen, und die kaiserlichen Befehlshaber verstanden die Kampflust ihrer Truppen zu zügeln; somit hätte sich Bethlen Gabor dennoch zu einer Belagerung entschließen müssen — da kam ihm am 29. November die Kunde zu, daß sein Heer in Oberungarn von den Kaiserlichen und ihren polnischen Hilfstruppen eine Niederlage erlitten, und dies bewog ihn, nach Plünderung der Vorstadt „Landstraße" schleunigen Rückzug über die Leitha zu nehmen. Die Schwächung, die hiedurch Thurn erfuhr, mochte ihm, zumal schon rauhe Witterung, Mangel an Lebensmitteln und Sold seine Streitkräfte störrisch gemacht, das Gelingen seines Lieblingsplanes: in Wien einzuziehen, zweifelhaft erscheinen lassen, und mit dem Einreißen einer Seuche in seinem Lager rückte auch er in der ersten Dezemberwoche schleunig nach Böhmen in das Winterquartier ab. So sah sich Wien zum zweiten Male in selbem Jahre durch eine überraschende Wendung der Umstände von Eroberungsgefahr erlöst; von der Bedrängniß der Kaiserlichen mußte es sich loskaufen. Die Hofhandelsleute hatten noch im November binnen 24 Stunden die Summe von 34,000 Gulden zu erlegen gehabt; nun — am 8. Dezember — ward bei der Bürgerschaft ein Einschreibbuch herumgetragen, damit eine — freiwillige Gabe von Jedermann gezeichnet werde, und am 12. ein großes Anlehen von 500,000 Gulden beschlossen, für dessen Aufbringung allerdings nicht verheißungsvoll, daß bei Lazarus Henkel, dem damaligen Wiener „Rothschild," nicht mehr als 19,000 Gulden zu erlangen waren.

Vor Allem war dem Kaiser daran gelegen, Bethlen Gabor von der Verbindung mit den Böhmen zu trennen: er knüpfte deshalb sofort Unterhandlungen an, welche die Absendung von sechs Magnaten nach Wien und am 16. Januar 1620 die Abschließung eines bis 29. September d. J. gelten sollenden Waffenstillstandes zur Folge hatten. Bis zu diesem Zeitpunkte hoffte Allerhöchstselber mit Hilfe der spanischen Truppen und der Kampfmacht der „Liga" die Böhmen zu bändigen und ihren „Afterkönig" zum Kniefalle vor seinem Throne zu zwingen, wogegen ihm die Unterwerfung der evangelischen Stände Oesterreich's, welche ihm zwar zu der erlangten Kaiserkrone durch Abgeordnete Glück wünschen, aber zugleich auch eine Beschwerdeschrift überreichen lassen, innerhalb weit kürzerer Zeit erreichbar schien, maßen 4000 Kosaken, von seinem Schwager: dem

Polenkönige Sigismund zugesagt, im Anmarsche waren. Ende Januar rückte ihr Vortrab in Wien ein, sogleich in die Kaufmannsgewölbe hineinreitend und den Roßen Mandeln und spanischen Wein vorschüttend; binnen wenigen Tagen war er zu solcher Geißel für die Einwohnerschaft geworden, daß der Kaiser eines Morgens unter Trompetenschall verkünden ließ, „alle Kosaken müßten bis um 1 Uhr Nachmittags die Stadt verlassen haben;" es zeigte sich, daß sie nicht wegzublasen, aber anderen klingenden Gründen zugänglich waren, und so griffen die Väter der Stadt in den Säckel, um der Einquartierung los zu werden. Wie „Bluthunde" hausten sie auf dem Lande: Plünderung, Brandlegung und Mord verübten sie, wohin sie kamen, ohne erst nach dem Religionsbekenntnisse der Bewohner zu fragen; in Folge des Schreckens, den sie einjagten, der Verheerungen, die sie anrichteten, hörte alle Arbeit auf den Feldern und in den Weingärten auf. Dadurch wurden denn doch etwelche von den protestantischen Ständen, die bisher sich nicht zum Landtage eingefunden und von der Huldigungsfrage gänzlichen Umgang genommen, zur Fahrt nach Wien, zum Erscheinen im Landhause bewogen; bei 50 an der Zahl führten sie am 23. März schriftliche Klage über das Wüthen der Kosaken, verlangten Abführung und die Ausdehnung des mit Bethlen Gabor abgeschlossenen Waffenstillstandes auf sie selbst, auf Böhmen und dessen Nebenländer. Der Kaiser ließ ihnen vermelden, daß sie all dies Elend sich selbst zu verdanken hätten, weil sie die Huldigung verweigert, die „Konföderation" geschlossen, und ihnen bedeuten, jene am 10. April zu leisten, diese unverzüglich aufzuheben. Solches Bedeuten blieb um so wirkungsloser, als die böhmischen Waffen wieder sieghaft vorschritten und der Kaiser zudem mit einer derartigen Geldnoth zu kämpfen hatte, daß er selbst keine Erbschaften und Waisengelder mehr verschonte, wie denn am 19. April dem Bürgermeister Wien's: Daniel Moser der Befehl zuging, aus einer Verlassenschaft 8000 Gulden baar und für 4000 Gulden Gold- und Silbergeschmeide gegen eine Verschreibung dem Kriegszahlmeister einzuhändigen. Da sich des Kaisers Lage im Mai noch verschlimmerte, Heerhaufen des Grafen Mannsfeld sich den Mauern Wiens bis auf eine halbe Meile näherten, so daß die Thore gesperrt, Wachen zu Fuß und zu Roß auf die Basteien beordert wurden, verblieben sie auch am 1. Juni, für welchen Tag Allerhöchstjener

sie neuerdings zur Huldigung geladen mit der Zusicherung, sie in Betreff ihrer Religionsübung bei allem dem, was ihnen Kaiser Mathias zugestanden, belassen zu wollen, in unnachgiebiger Haltung; dagegen nahmen sie sich am selben Tage heraus, im Landhause einen Gottesdienst abzuhalten, da die Kosaken den Weg nach Hernals unsicher machten. Ein kaiserlicher Erlaß bezeichnete dies als Vermessenheit, ein weiterer bestimmte als letzte Frist zur Huldigung den 13. Juli mit der Androhung, daß, wer an diesem Tage nicht erschiene, als Rebell behandelt werden solle. Hierauf schickten sie von Retz, wohin sie ihre Zusammenkünfte verlegt, zwei Schreiben: eines an den Kaiser, eines an dessen geheime Räthe, nach Wien ab, wovon das erstere, dessen Inhalt unbekannt, nicht glimpflicher als das andere gelautet haben mag, da Allerhöchstselber dem Ueberbringer anbefahl, noch bei Sonnenschein die Stadt zu verlassen und die Abwesenden wissen ließ, daß sie keine Antwort werth wären. Wahrscheinlich enthielt es die Drohung, daß sie ihr Kriegsvolk in Bewegung setzen müßten, wenn er die Kosaken nicht aus dem Lande entfernen wolle oder könne; so viel ist jedoch gewiß, daß die Furcht vor deren Verheerungen ihren größeren Theil endlich zur Nachgiebigkeit nöthigte. Am 11. Juli erschienen 20 protestantische Mitglieder des Herren- und Ritterstandes vor dem Kaiser, ihm erklärend, daß sie seine Zusagen als Bekräftigungen des von den Kaisern Max II. und Mathias ihnen Zugestandenen verständen, falls aber ihre Privilegien angetastet werden sollten, sie sich nicht durch die Huldigung gebunden hielten, worauf ihnen Allerhöchstselber in freundlichster Weise wiederholte, was er schon vor zwei Monaten zugesagt, und auch ihrem Gesuche um schriftliche Mittheilung willfahrte. Demzufolge leisteten am 13., an welchem um 8 Uhr Früh der Kaiser im feierlichen Zuge sich in den Stefansdom begeben, nach beendigtem Hochamte außer den katholischen 73 protestantische Stände die Erbhuldigung; aus allerhöchster Gnade ward den noch unfügsam zu Retz Verbliebenen eine weitere 14-tägige Frist gesetzt.

Ganz erfolglos waren hingegen des Kaisers Aufforderungen an die oberösterreichischen Stände geblieben. Diese hatten nicht nur ihre Rüstungen fortgesetzt, sondern auch die Regierung des Landes an sich gerissen; aus ihrem Vermuthen, daß dieses dem Baiernherzoge Max als Pfand zugesichert worden, ging die Steigerung ihrer feindseligen

Haltung hervor. Nun schlug für sie die Stunde der Züchtigung: am 14. Juli stand Herzog Max an der Spitze eines starken und wohlausgerüsteten Heeres an der Grenze Oesterreichs, am 17. traf er in Schärding ein, wo ihm der General der unbeschuhten Karmeliter einen vom Papste geweihten Hut und Degen überreichte, und am 4. August hielt er, von aller Kriegspracht umgeben, seinen Einritt in Linz. Diese Wendung der Dinge in Oberösterreich war für den Kaiser um so werthvoller, als Bethlen Gabor trotz der angenommenen Vermittlung des Königs von Frankreich, der hiezu eine glänzende Gesandtschaft Ende Juni an ihn und an den Wienerhof abgeordnet, den Bruch des Waffenstillstandes plante, hievon bereits unzweideutige Proben gegeben, wie am 24. Juli, wo ein ungarischer Reiterschwarm bis innerhalb der Linien Wiens streifte, den Grafen Dampierre, der in einem Garten eben seine Mahlzeit hielt, bald gefangen hätte, seinen Koch und Kellermeister aber niederhieb und all sein Silbergeschirr erbeutete. Keinen vollen Monat später war Oberösterreich in die Bande des Gehorsams niedergezwängt, und am 29. August leisteten die Stände, wovon mehrere, ehe noch der Baiernherzog in das Land gerückt, sich daraus geflüchtet, *) die Interims-Huldigung, nachdem er ihnen zugesichert, daß hiedurch ihren Privilegien kein Eintrag gethan werden solle. Nun vereinigten sich die Truppen der „Liga" mit den kaiserlichen unter Bucquoi und den polnischen Kosaken zu dem Kriegszuge nach Böhmen, der dem Rathe des bairischen Feldherrn Johann Tzerklas von Tilly gemäß mit möglichster Beschleunigung nach Prag vorgehen sollte. In der ersten Septemberwoche brach die vereinte Kriegsmacht in Böhmen ein, während der sächsische Kurfürst in der Lausitz, der Polenkönig in Schlesien einfiel.

Inzwischen hatten noch mehrere der protestantischen Stände Niederösterreichs die Huldigung geleistet; nur 31 fügten sich nicht, forderten nicht nur ihre Standesgenossen zum Rücktritte von selber auf, sondern trugen auch noch nach Besetzung Oberösterreichs durch den Baiernherzog dem pfälzischen Kurfürsten und böhmischen Könige in

*) Zu diesen zählte auch Tschernembl, der, seine ansehnlichen Güter aufgebend, Genf zu seinem Aufenthalte wählte, wo er als Verbannter am 18. November 1626 starb.

Einer Person die Schutzherrlichkeit über das Erzherzogthum Oesterreich an. Sonach wurden sie am 12. September als öffentliche Rebellen erklärt,*) „mit denen Niemand in Gemeinschaft treten dürfe, die Jedermann in Verhaft zu bringen habe, deren Leib, Ehre, Hab und Gut, als Feinde des Fürsten und des Vaterlandes, verfallen seien," und weiters ward kundgegeben, daß wider sie und andere später zu Benennende das Gerichtsverfahren eingeleitet werde. Bald wurde diese Verfügung auch auf Personen bürgerlichen Standes ausgedehnt, welche sich als Anhänger der geächteten Adeligen erwiesen, und am 9. Oktober erfloß der Befehl, die Häuser der „bürgerlichen Rebellen" in Wien in Beschlag zu nehmen. Einige der Geächteten, wie Thonradl brachten sich in Sicherheit nach Ungarn, mit dem der offene Kriegszustand wieder eingetreten war. Gleich zu dessen Beginn hatte Dampierre bei einem Ueberfalle des schwachbesetzten Preßburg seinen Tod gefunden und schon brachen raubend Heidukenschwärme über die Grenze und näherten sich den Vorstädten Wiens, woselbst die französische Gesandtschaft sich noch immer mit Unterhandlungen abmühte, während der Kaiser den Ständeabgeordneten eröffnete, daß nicht die geringste Möglichkeit für Fernhaltung des Feindes vorhanden sei. Gleichwol kam Wien mit dem Schrecken davon. Freibeuter waren es, von dem Truppenkörper ausgerissen, welchen Bethlen Gabor den Böhmen zur Hilfe gesandt, von dem jedoch nur ein geringer Theil erst zu ihnen gestoßen, als die ihr Geschick entscheidende Schlacht am 8. November auf dem eine halbe Stunde von Prag entfernten weißen Berge anhub. Nur vier Stunden während, endete sie mit einer vollständigen Niederlage der Böhmen und ihrer Verbündeten, mit der überhastigen Flucht des gekrönten Pfälzers, der seinen Gegnern widerstandslos das ganze Königreich überließ; über Breslau und Berlin entfloh er nach Holland, nur von dem Spotte verfolgt; man nannte ihn den „Winterkönig," weil er gerade von einem Winter zum anderen auf dem Throne gesessen. Erst am 22. November traf der offizielle Siegesbericht in Wien ein, ohne bei der katholischen und kaisertreuen Bevölkerung jubelvolle Auf-

*) Unter den Geächteten befanden sich auch Graf Mathias Thurn, der als Besitzer der Herrschaft Loosdorf niederösterreichischer Landstand war, und Andreas Thonradl, Herr auf Thernberg und Ebergassing.

nahme zu finden; denn zwei Tage vorher war zur Linderung der Finanznoth eine Kopfsteuer eingeführt worden, von der einzig und allein die von Almosen Lebenden ausgenommen waren. —

Schon am 17. November hatte der Baiernherzog Max, nachdem die böhmischen Stände die Interims-Huldigung geleistet, Prag wieder verlassen, um mit dem größeren Theile seines Heeres heimzukehren; nicht wenig trug zu dem raschen Erfolge bei den Ständen bei, daß er ihnen und Allen, die sich unterwerfen würden, eine Amnestie bei dem Kaiser, der seinen Günstling: den Fürsten Karl Lichtenstein zum böhmischen Statthalter ernannte, auszuwirken versprach. Auch Bucquoi rückte bald nach Mähren ab und im Januar 1621 wurden endlich die polnischen Kosaken abgefertigt und heimgesandt, nachdem die hiezu erforderliche Summe aufgebracht war, zu welcher den Wiener Kaufleuten eine Beisteuer von 20,000 Gulden gegen das Versprechen der Austreibung der Juden aus der Stadt abverlangt, diesen der gleiche Betrag gegen die Zusage ihres ferneren Verbleibens angesonnen worden. Schon zu Ende Dezember hatte der Kaiser dem Baiernherzoge in einer Besprechung zu Linz seinen Entschluß: Friedrich von der Pfalz, in welcher die Spanier unter Spinola eingebrochen, in die Reichsacht zu erklären, mitgetheilt; am 23. Januar führte er ihn zu Wien aus. Im Rittersaale der Hofburg, in den auch dem Volke freier Eintritt gewährt war, ließ er, auf dem Throne sitzend und von dem gesammten Hofstaate umgeben, die Akte verlesen, wornach Friedrich als Landfriedensbrecher und Majestätsverbrecher in die Reichsacht erklärt sei und Niemand, ohne sich des gleichen Verbrechens schuldig zu machen, ihm beistehen, mit ihm in Eid, Pflicht oder Bündniß treten dürfe. Nach solcher Verlesung zerriß er das Achtsmandat, trat mit dem Fuße darauf, die Herolde warfen die Stücke zum Fenster hinaus und unter Trompeten- und Heerpaukenschall ward der erfolgte Spruch durch die Stadt verkündet. Nicht minder war Allerhöchstselber entschlossen, die mächtigen Adelsgeschlechter Böhmens bis in den Staub zu demüthigen, in diesem Königreiche und seinen Nebenländern den Protestantismus auszurotten; nur die Rücksicht, den Fortgang des Unterwerfungswerkes nicht zu gefährden, legte ihm die Vertagung dieses Vorhabens auf; als aber die mährischen Stände eine um Gnade ansuchende Abordnung an ihn gemacht und die schlesischen im Februar durch den sächsischen

Kurfürsten ihre Unterwerfung angeboten, erging an den Fürsten Lichtenstein der Befehl, die erste der Maßregeln, welche nach dem Rathe der Jesuiten der Rebellion und der Ketzerei für immer ein Ende machen sollten, in Ausführung zu bringen. Demnach wurden in der Nacht des 20. Februar zu einer und derselben Stunde Alle, die an dem Aufstande hervorragenden Antheil genommen und deren man habhaft werden konnte, zu Prag verhaftet, sodann die Flüchtigen vorgeladen, binnen sechs Wochen alldort zu erscheinen, widrigenfalls sie in die Acht, ihres Lebens und ihrer gesammten Habe verlustig erklärt werden würden; sofort trat auch mit Verletzung aller Rechtsformen ein Tribunal unter dem Vorsitze des Statthalters zusammen, um über die Verhafteten zu richten. Die Verhöre, von denen nur so viel bekannt, daß jedem der 43 Verhafteten 124 Fragen gestellt wurden, dauerten bis in den Juni; das Urtheil des Tribunals lautete gegen sämmtliche auf Hinrichtung. Allgemein war in Wien die Meinung verbreitet, daß der Kaiser Milde eintreten lassen werde, doch nur bei 15 verwandelte er die Todesstrafe in lebenslängliche oder zeitweilige Haft. Am 21. Juni fanden zu Prag die Hinrichtungen mit dem Schwerte oder Stricke statt; die 28, deren Blut floß, waren bis auf Einen nur Protestanten, aber der Eine katholische mußte darunter sein, damit die Jesuiten für ihre Behauptung: „die Strafe gelte der Rebellion, nicht der Ketzerei," doch wenigstens einen ihnen genügenden Grund hatten. Zudem gebot die Rücksicht für den sächsischen Kurfürsten, die Kralle der Ketzerverfolgung noch zusammengeballt zu halten; nur gegen die kalvinischen Prediger, Professoren und Schulmeister ließ man sie vor und nach dem Blutgerichte los, wogegen der fanatische Lutheraner nichts einzuwenden hatte, verbannte sie aus dem Lande bei Gewährung kurzer Frist und Androhung harter Strafen, falls diese nicht eingehalten würde. Die Güter der zum Tode oder zur Landesverweisung Verurtheilten, deren Gesammtbetrag man auf 30 Millionen Gulden schätzte, wurden eingezogen; trotzdem erwuchs hiedurch dem Kaiser keine nachhaltige Behebung seiner Geldnöthen, denn er geruhte sie den Jesuiten und anderen Orden, die nun das Land überschwemmten, und katholischen Adelsfamilien theils zu spenden, theils um einen höchst geringen Preis zu überlassen.

In Wien machte die Kunde von dem Prager Blutgerichte über-

haupt einen bänglichen Eindruck, dem protestantischen Theile der Bürgerschaft jagte sie um so größeren Schrecken ein, als wenige Tage vor ihrem Eintreffen — am 23. Juni — sechszehn von seinen angesehensten Mitgliedern, angeblich wegen hochverrätherischen mit Thurn im Jahre 1619 gepflogenen Einverständnisses, gefangen gesetzt wurden; doch ward nur ein einziger: Nikolaus Golt, nachdem er auf der Folter, was man wollte, einbekannt hatte, zum Tode verurtheilt und auf einem vor dem Rothenthurm errichteten Schaffote enthauptet; die übrigen bekamen Kerker- oder Geldstrafen und ein Paar auf die Zusage, dergleichen niemals mehr sich beifallen zu lassen, baldige Freilassung. Uebrigens tauchten auch noch andere Anzeichen auf, die den Protestanten Wiens Unbehagen verursachten: so ward den Bürgern und „Niederlägern" der Wink ertheilet, daß es besser wäre, wenn sie ihren Geschäften nachgingen, statt sich an religiösen Streitigkeiten zu betheiligen; so wurden ihre Häuser strengstens überwacht, daß sich keine Prediger einschlichen, und Abfahrtgelder solchen, die ihres Glaubens halber auswanderten, abgefordert; endlich erging auch die Weisung, daß bei dem Geläute einer bestimmten Glocke in den Gassen Jedermann knieend das Gebet zu verrichten habe, um Gottes Zorn, Krieg, Theuerung, Pestilenz, auch der Rebellen an sich ziehende Türkenhilfe abzuwenden. Alles deutete darauf hin, daß ihnen noch üblere Tage bevorstünden, wenn die Dinge in Mähren und Ungarn eine für den Kaiser günstigere Wendung nehmen würden. Dort führte Waldstein den Truppenbefehl, da Bucquoi, der im April dem Kaiser 85 in Böhmen erbeutete Fahnen zu Füßen gelegt; ersterer kämpfte erfolgreich gegen das von Bethlen Gabor den Aufständischen zugesandte Kriegsvolk; letzterer belagerte vergeblich die Festung Neuhäusel und ward bei einem Ausfalle am 10. Juli niedergemacht; doch gelang es, seinen Leichnam nach dem Lager zu bringen, von wo er zur Bestattung in der Minoritenkirche nach Wien überführt wurde. Die Lage der Kaiserlichen gestaltete sich in Ungarn immer bedenklicher; allein ein Sieg Waldstein's, am 18. Oktober bei Kremsier über Bethlen Gabor errungen, machte diesen zu Unterhandlungen geneigt, und am 6. Januar 1622 kam, da der Kaiser in alle seine Forderungen willigte, in Nikolsburg der Abschluß eines Friedens zu Stande, der freilich keine allzulange Dauer verhieß, maßen der ränkevolle Siebenbürgerfürst ebenso leicht etwas einging,

als er es wieder brach, sobald die Umstände günstigeren Erfolg ihm zuwinkten. —

In der letzten Woche des Januars reiste der Kaiser, der fünf Jahre im Witwerstande verlebt, am 23. November v. J. sich mit der 23-jährigen Herzogin Eleonora von Mantua, einer ebenso makellosen Katholikin als Schönheit verlobt hatte, von Wien nach Innsbruck ab, allwo die Trauung am 2. Februar erfolgte. Am 6. traten die Neuvermählten die Rückreise nach Wien an und zwar mit so zahlreichem Gefolge, daß dem Bürgermeister Daniel Moser die Weisung zuging, die Bürgerschaft zu ersuchen, in ihren Quartieren sich etwas zusammenzuziehen, damit jenes auf 14 Tage Herberge gegen Bezahlung finde. „Vier Reiterkompagnien — erzählt Hurter — zur Darstellung der alten Panierfarben des Erzherzogthums theils in Roth und Weiß, theils in Blau und Gelb neu gekleidet, harrten der Ankommenden. Wie der Zug den Wienerberg erreichte — es war der 26. Februar — erdröhnte die erste Salve. Am Stubenthor stand mit vielen Bürgern zu Pferd und Fuß der Bürgermeister zur Beglückwünschung. Er überreichte die Stadtschlüssel. Die Majestäten traten unter einen Baldachin, von den Stadträthen getragen, umgeben von 50 bürgerlichen Knaben, gleichmäßig gekleidet, Windlichter emporhebend. An dem Hauptthore von St. Stefan standen die fremden Botschafter, die Geistlichkeit, die Universität. Bei dem Tedeum donnerten von den Wällen die Kanonen zum zweiten Mal; der Nuntius ertheilte den Segen. Nach 8 Uhr wurde vor dem Burgthor ein Feuerwerk „mit allerhand seltsamen Inventionen" abgebrannt. Durch farbige Lichter war die Stadt erleuchtet." — Die niederösterreichischen Stände überreichten der Kaiserin ein Hochzeitsgeschenk; im April traf auch eine Gesandtschaft der oberösterreichischen ein, sie beglückwünschend und begabend, zugleich Klage über das bairische Regiment führend, diese fand aber allerhöchsten Ortes ebensowenig Gehör als des Baiernherzogs Verwendung um eine Amnestie für die dortigen Stände und Unterthanen. Der Kaiser wollte vielmehr, daß sein Herr Schwager die Rückkatholisirung des ihm verpfändeten Landes besorge, und forderte ihn hiezu in einem vertraulichen Handschreiben auf. „Nur kraft eines kaiserlichen Patentes — lautete dessen Entgegnung — könne er selbe auf sich nehmen, weil es sonst heißen würde, daß er hierin auf eigene Faust handle!" Dessenungeachtet hatten

die oberösterreichischen Protestanten keine guten Tage, wofür sie kaum einen Trost gefunden haben dürften, daß es den Katholiken auch nicht besser erging, denn das Land wurde von den Baiern als ein erobertes betrachtet und demnach mit rücksichtloser Härte behandelt.

Für Wien, wo der Kaiser am 12. Juni den Landtag eröffnete, den Ständen die Einziehung und Bewachung verdächtiger Personen, sowie eine 14-tägige Robot auf fünf Meilen in der Runde für die Vollendung der hauptstädtischen Festungsbauten abverlangte, ohne ihre Willfährigkeit zu erlangen, brachte dieses Jahr ein Ereigniß von tief eingreifender und nachhaltiger Wirkung, welches von den Protestanten nicht anders als noch Schlimmeres vorbedeutend aufgefaßt werden konnte: es war die sogenannte „pragmatische Sanktion," kraft welcher die Hochschule wieder in eine strengkatholische Anstalt umgeschaffen und den Jesuiten überantwortet wurde. Am 16. Oktober verfügte nämlich der Kaiser, daß die Universität „von Neuem erhoben und in den vorigen besten Stand gebracht," dem Kollegium der Jesuiten „auf ewig" einverleibt und diesen die Konvikte, Bursen*) und die Bibliothek zur Leitung und Verwaltung, alle anderen Gebäude, ausgenommen die den Juristen und Medizinern gehörigen, zur Errichtung eines Kollegiums, zum Bau einer Kirche und eines Seminariums übergeben werden sollten. Vergeblich erhoben die Mitglieder der Hochschule, sich auf deren Privilegien berufend, Einsprache gegen die allerhöchste Verfügung; Kommissarien wurden ernannt, welche sie ungesäumt in Vollzug zu setzen hatten. Am 10. November wurden die Jesuiten in feierlicher Weise als wahre rechtmäßige Glieder der Hochschule erklärt, wogegen sie angelobten, daß durch die Vereinigung mit selber weder der Wahl und dem Ansehen ihrer Würdenträger, noch ihrer Gerichtsbarkeit ein Nachtheil erwachsen solle, sowie dem Rektorate auf immer zu entsagen; am 15. bezogen sie das akademische Kollegium und die ihnen ebenfalls übergebene landschaftliche Schule und am 22. begannen sie dort den Unterricht in der Theologie, Filosofie, griechischen und hebräischen Sprache. Gleichzeitig ward 28 Doktoren der Rechte oder der Arzneikunde, welche akademische Rechte genossen, ohne der katholischen Kirche anzugehören, die Wahl gestellt, entweder zu ihr überzutreten oder das

*) Hierunter begriff man sowohl den Fond, aus welchem arme Studenten erhalten, als auch die Häuser, welche zu ihrer Unterkunft angekauft wurden.

Land zu verlassen*); endlich wurden andere mit echtkatholischem Sinne unvereinbarlich gehaltene Zustände, die an der Hochschule eingerissen, unter Einwirkung des Nuntius Carafa ausgemerzt.

Unmittelbar nach solcher für die erste Lehranstalt des Landes getroffenen Fürsorge reiste der Kaiser nach Regensburg ab, wohin er einen Reichstag einberufen, und von da begab er sich nach Böhmen, wo bereits im Oktober die Rückkatholisirung einen weiteren Vorschritt gemacht, indem auch die lutherischen Prediger allenthalben fortgeschafft wurden zu großem Aerger des sächsischen Kurfürsten, dessen schriftlichen Ausbrüchen erst die Abtretung der Lausitz ein Ziel setzte. In der zweiten Maiwoche 1623 langte Allerhöchstselber in Prag an, in dem die Ruhe eines Friedhofs herrschte, wovon auch der lautlose Empfang derer, die hiezu befohlen worden, ihm ein vielsagendes Zeugniß ablegte; er mochte sich daselbst sehr unbehaglich fühlen, da er schon am 19. Mai wieder nach Wien abreiste, doch so kurz auch seine Anwesenheit war, zog sie dennoch gräßliche, unvertilgbare Folgen nach sich. Nun begann die Rückkatholisirung Böhmens und seiner Nebenländer mit fieberhaftem Haß, mit Schwert und Muskete, mit Galgen und Brand betrieben; Kommissionen, aus Beamten, Jesuiten, Mönchen und Soldaten bestehend, hatten sie durchzuführen. Lehre und Predigt waren zu langsam wirkende Mittel, es wurden daher Kroaten und andere Truppengattungen den Protestanten in die Häuser gelegt, „damit ihre Drangsale ihnen Einsicht verschaffen möchten," und sie, falls sie selbe dennoch nicht erlangten, in die katholischen Kirchen hineingesäbelt oder mit Hunden hineingehetzt. Bald kamen noch größere Scheußlichkeiten, an den Unbußfertigen verübt, zur Tagesordnung: Köpfen, Rädern, Henken und Vierttheilen, Abschneiden von Nasen, Ohren und Schamtheilen, Brandmarkungen auf der Stirne; Müttern wurden die Säuglinge von der Brust gerissen und vor ihren Augen zu Tode gemartert oder für immer geraubt, wenn jene nicht zur alleinseligmachenden Kirche zurückkehrten; an Gräueln thaten es Allen die sogenannten „Seligmacher" Lichtenstein's hervor, welche protestantische Gemeinden überfielen, die Männer niedermetzelten oder mißhandelten, die Weiber, Mädchen und Kinder nothzüchtigten. Solcherart machte die Bekehrung unglaubliche

*) Siebzehn verstanden sich zum Uebertritte, eilf wanderten aus.

oder vielmehr sehr glaubhafte Fortschritte; gleichwohl gab es Viele, die allen Schandthaten der entmenschten Pfaffheit und Soldateska Trotz boten, und diesen ward endlich die allerhöchste Erlaubniß zu Theil, mit Hinterlassung ihrer Habe vom heimatlichen Boden in die Fremde zu ziehen. Aus diesen streng wahrheitlichen Thatsachen dürfte sich die Rechtfertigung ergeben, daß wir Ferdinand II. unter die „mordkatholischen" Fürsten reihten, wogegen Hurter, der in dessen Lebensgeschichte ein reiches werthvolles Materiale aus — freilich nur ihm erschlossenen! — Archiven zu Tage gefördert, ihn zu einen Heiligen zu stempeln sucht, betreffs der Rückkatholisirung und der Art und Weise, wie sie geschah, damit zu entschuldigen wähnt, daß sie nicht Regierungs- sondern Herzenssache für „ihn" gewesen und daß „der Spruch: „„Der Himmel ist hoch und der Kaiser ist weit!"" nicht blos für Rußland Geltung habe."*) —

Aus Böhmen zurückgekehrt, schritt der Kaiser auch in Niederösterreich zur gewaltsamen Rückkatholisirung und zwar ließ er sie vorerst nur in den Städten verfügen. In Wien besaß er hiezu an dem Bürgermeister und Stadtrathe willfährigste Werkzeuge; weit weniger aus Eifer für ihren katholischen Glauben, als aus Vorsorge für die Mehrung ihres irdischen Gutes ihm auf halbem Wege entgegenkommend, erlaubten sie sich, darauf hinzuweisen, daß in der Stadt und in den Vorstädten ein großer Theil des Grundbesitzes, seit die Erwerbung des Bürgerrechtes von der Ablegung des katholischen Glaubensbekenntnisses abhängig, in die Hände von nichtbürgerlichen, meist protestantischen Familien gelangt sei, und demnach in Vorschlag zu bringen, daß der Grundbesitz im Burgfrieden nur Bürgern gestattet werden möge, wogegen sie bereit wären, keinen Bürger zu dulden, der nicht zum katholischen Glauben sich bekenne. Aus diesem Vorschlage, der zugleich ein Schlag gegen die verhaßten „Niederläger" war, ging am 18. Juli das „Einstandsprivilegium der Stadt Wien" hervor, kraft dessen dem Magistrate die Befugniß eingeräumt war, Häuser in der Stadt oder in den Vorstädten, welche im Besitze uneingebürgerter oder unkatholischer Personen sich befänden, zum Verkaufe zu bringen,

*) Zur Steuer der Wahrheit und zur Wahrung vor etwaigem Verdachte, ein „konfessioneller" Geschichtschreiber zu sein, bemerken wir, daß es auch „mordprotestantische" Fürsten, lutherische und kalvinistische Glaubenswüthriche gab!

und zehn Tage später erfolgte die weitere Verordnung, daß zu Wien Niemand, der nicht katholisch wäre, zum Bürger angenommen werden oder Stadtämter erhalten dürfe, womit eigentlich, wenngleich verschärft, nur wiederholt war, was bisher keinen oder nur sehr geringen Gehorsam gefunden. Ein Weiterschreiten auf solcher Bahn verwehrte dem Kaiser ein abermaliger Friedensbruch Bethlen Gabor's, der, mit türkischen Hilfstruppen verstärkt, in Ungarn einfiel und seine Martinsgänse in Prag zu verzehren hoffte. Schon am 18. August beauftragte Allerhöchstjener die niederösterreichischen Stände, das Land gegen den Einfall des Siebenbürgers zu verwahren, aber hiezu reichte weder ihre noch seine eigene Kriegsmacht aus. Am 26. Oktober streiften Reiterschwärme bis auf einige Meilen von Wien heran, auf dessen Wällen die Geschütze aufgepflanzt, in dessen Kirchen Gebete um göttliche Abhilfe veranstaltet wurden. Der Kaiser ging mit dem Gedanken um, mit Gemalin und Kindern sich nach Tirol in Sicherheit zu bringen; doch ein Erfolg, den der Befehlshaber von Neuhäusel über die türkischen Truppen davontrug und der 1400 gefangene Christen im Siegeszuge nach Wien brachte, bestimmte ihn, in der Hofburg zu verbleiben. Bald folgten noch bessere Nachrichten aus Mähren, wohin Bethlen Gabor mit seiner Hauptmacht vorgedrungen: Waldstein, der am 3. Juni zum Oberstfeldwachtmeister über alles Kriegsvolk zu Fuß ernannt und am 7. September mit dem Fürstendiplom beehrt worden, schlug ihn nach Ungarn zurück, und das Gerücht, daß 40,000 Mann unter Tilly im Anmarsche wären, schreckte ihn in Unterhandlungen behufs eines Waffenstillstandes hinein. Der Kaiser erwies sich hiefür sehr geneigt: der Stillstand ward bis zum 1. März 1624 vereinbart, sodann bis zum 1. Mai verlängert, und am 8. selbigen Monats ein neuer Friede auf Grundlage des Nikolsburger mit Bethlen Gabor's Bevollmächtigten in Wien geschlossen.

Mit Gaben an Kirchen und kirchliche Anstalten entrichtete der Kaiser seinen Dank, der großen Gefahr entronnen zu sein: er gewährte den Paulanern, die er in Oesterreich einführte, die Mittel, um auf der Wieden Kirche und Kloster zu bauen; er schenkte den barmherzigen Brüdern im unteren Werd ein Haus und verlieh ihnen das Recht, in allen seinen Gebieten Ordenshäuser zu gründen; er legte den Grundstein zur Universitätskirche, die, von den Jesuiten an der Stelle einer

Burse gebaut, die Verbindung mit dem alten Fleischmarkt bis auf ein kleines Gäßchen abschloß, und sagte ihnen, die durch Abbrechung mehrerer Häuser den Platz, an dessen Ostseite ihr Kollegium entstand, erweitert, ein Haus in der Bäckerstraße angekauft und den noch heute bestehenden Durchgang in die Wollzeile hergestellt, die jährliche Summe von 12,000 Gulden bis zur Vollendung ihrer beiden Bauten zu. *) Sodann bezeugte er der Bürgerschaft, deren reichste Mitglieder ihm aus Freude über das „Einstandsprivilegium" ein Geschenk von 50,000 Gulden zur Bestreitung der Kriegsauslagen verehrt, seine gnädige Gesinnung durch die Ausweisung der Juden aus der inneren Stadt, wo sie nur mehr zwei Verkaufsgewölbe halten durften, in den unteren Werd, wo ein eigener Ghetto entstand, der durch einen Schutzwall von den übrigen Ansiedelungen abgeschlossen wurde. Weit mehr Katholik als Christ, ließ Allerhöchstselber den Juden noch größere Milde und Rücksicht angedeihen, als den Protestanten, gegen welche von nun an mit immer schärferen Unterdrückungsmaßregeln verfahren wurde. Deren Beginn machte ein kaiserliches Dekret, welches in Folge der Beschwerde des bischöflichen Offizials, daß der Oberst Löbel bei Erkrankung eines Dieners heimlich den Prediger von Hernals in die Stadt gebracht, alle und jede protestantische Religionsübung als nicht länger geduldet erklärte und den Dawiderhandelnden strenge Strafe androhte. Dieses Dekret hatte zur Folge, daß der Stadtrath, der ohnehin alle möglichen Vorkehrungen gegen das Einschleichen von Predigern getroffen, den Wachen an den Thoren schärfste Achthabung anbefohlen, am 9. September eine Verordnung erließ, laut welcher er den Bürgern, Einwohnern, Handwerkgesellen und Dienstboten das Hinauslaufen zu den Predigten in Hernals oder anderen Orten, jegliche Zusammenkunft zur Abhaltung irgendeiner unkatholischen Religionsübung bei Vermeidung schwerster Strafe verbot. Ein solches Verbot des Wiener Stadtrathes der den politisch-religiösen Ideen des Kaisers um so eifrigere Knechtschaffenheit entgegenbrachte, als er befürchtete, daß Allerhöchstselber die

*) Die Jesuiten hatten bereits einen so überwiegenden Einfluß auf die Schuljugend, daß die lateinische Bürgerschule wegen Besuchmangels vollständig einging, auch nicht mehr erneuert, sondern bald darauf in eine deutsche Schule umgewandelt wurde, deren Rektor bis zur Einführung der Normalschulen die Oberaufsicht über die anderen in Wien entstandenen deutschen Schulen hatte.

Residenz nach Prag verlegen möchte, wovon damals vielfach das Gerede ging, versetzte die protestantischen Herren und Ritter in gewaltiges Erstaunen und veranlaßte sie, dem Kaiser eine Schrift zu überreichen, worin sie sich beschwerten, daß dasselbe, in welchem zudem sehr anzügliche Ausdrücke enthalten, sowohl den gegebenen Bescheiden des Kaisers Mathias, als auch seiner eigenen bei der Erbhuldigung ertheilten Zusicherung zuwiderlaufe, und zugleich baten, daß dasselbe ungiltig erklärt und die mittlerweile wegen Uebertretung desselben verhafteten Personen auf freien Fuß gesetzt würden. Gleichzeitig sandten sie dem Stadtrathe ein Schreiben zu, in welchem sie nebst Beschwerdeführung über das Verbot die darin miterhaltenen Beleidigungen redlich zurückgaben. Der Stadtrath, der an der Hochschule einen Bundesgenossen erhielt, indem der Rektor allen ihren Mitgliedern verbot, einem evangelischen Gottesdienste irgendwo beizuwohnen, kümmerte sich nicht im Geringsten um die ständische Zuschrift, der Kaiser aber fertigte sie dahin ab: „wie es ihn nicht wenig befremde, daß sie sich einer Sache, die sie im geringsten nichts anginge, anzunehmen unterstanden, daher sie ihn in Zukunft mit solchen Behelligungen verschonen sollten." Die beiden Stände erwiderten diese „Resolution" mit einer abermaligen sehr freimüthig lautenden Beschwerde- und Bittschrift. Sie sprachen darin ihre Betrübniß aus, daß Allerhöchstselber ihnen die Schuld gebe, ihn mit Dingen zu behelligen, die sie nichts angingen, drückten ihre zuversichtliche Hoffnung aus, daß er, wenn ihm die wahre Beschaffenheit der den vierten Stand*) betreffenden Handlungen genau berichtet worden wäre, sich gegen sie eines Anderen erklärt haben würde, und wiesen nach, daß Kaiser Mathias dem vierten Stande das Recht der freien Religionsübung nie verwehrt habe, und daß dessen Abgeordnete stets in Gemeinschaft mit dem evangelischen Herren- und Ritterstande gehandelt hätten, bis der Rath der Stadt Wien es dem vierten Stande zu verbieten sich unterstanden. Daraus könne der Kaiser ersehen, daß sie sich mit Recht des vierten Standes annehmen, keineswegs ihn mit Sachen, die sie nichts angingen, behelligten; zudem habe er selbst bei der Erbhuldigung nicht nur die ständischen Privilegien überhaupt bestätiget, sondern den der augsburgischen Konfession zugethanen drei

*) Die Städte und Märkte.

Ständen insbesondere „mit hohen heiligen Worten allergnädigst zugesagt und versprochen," sie bei der Religionsübung, wie dieselbe unter dem Kaiser Mathias gewesen, zu belassen. Schließlich stellten sie, ihn an die oft erbetene Abstellung der von ihnen eingereichten alten und neuen Beschwerden erinnernd, die Bitte, daß er dem Rathe der Stadt Wien anbefehlen möge, das erlassene Verbot zurückzunehmen, die verhafteten Uebertreter desselben freizulassen und sich jeder ferneren Verhaftung und Bestrafung aus solchem Grunde zu enthalten. Aus der Kabinetskanzlei des Kaisers ging diese Replik unverzüglich an die Absender zurück, blos mit der Randbemerkung versehen: „Se. Majestät lasse es allerdings bei voriger Resolution verbleiben, mit nochmaliger ernstlicher Erinnerung, mit dergleichen sie fernerhin zu verschonen." —

Kaum war sothaner Schriftwechsel hiermit zu Ende, erschienen im Januar 1625 kaiserliche Bevollmächtigte in Hernals, übergaben Schloß und Dorf, welche durch ein richterliches Urtheil dem Freiherrn Helmhard von Jörger abgesprochen worden, dem Domkapitel zu Wien, das daselbst ein heiliges Grab zu erbauen und dahin einen „Kreuzweg" anzulegen beschloß, wiesen die protestantischen Prediger aus und nahmen die Gutsunterthanen in landesherrliche Pflicht; am 20. März aber erfloß eine kaiserliche Verfügung für die Stadt Wien, kraft welcher allen unkatholischen Bürgern und Einwohnern geboten ward, sich im katholischen Glauben unterweisen zu lassen und zu selbem binnen vier Monaten sich öffentlich zu bekennen, widrigenfalls sie von dannen zu ziehen hätten. Darin bestand die thatsächliche Erledigung der Beschwerde- und Bittschriften der protestantischen Herren und Ritter Niederösterreichs; zudem bekamen sie allen Grund, um die eigene Seele und Haut zu bangen, wenn sie den Verlauf der Dinge jenseits der Enns, wo der Kaiser die Landeshoheit, sein bairischer Schwager den Besitz und die Nutznießung inne hatte, in Betracht zogen. Dort hatte Allerhöchstselber im vorjährigen Herbste mit der gewaltsamen Rückkatholisirung begonnen, indem er die protestantischen Prediger und Lehrer auswies und eine Strafkommission über die Stände verhing; stellte er auch auf deren Bitten diese wieder ab, so hatten sie, ohne dabei ihre Unterthanen in Mitleidenschaft ziehen zu dürfen, binnen drei Jahren eine Million Gulden als Strafe zu erlegen, bekamen blos die Bestätigung jener Privilegien verheißen, welche der landesfürstlichen Hoheit nicht wider-

sprächen, und mußten sich Allem fügen, was der Kaiser in Betreff der Religion anordnen werde, da Allerhöchstselber — wie er ihnen geradeheraus erklärt — „sich und seinen Nachkommen die Disposition über dieselbe gänzlich und allerdings vorbehalten habe." Endlich konnte auch die Wahrnehmung, daß sich der größte Theil der protestantischen Bewohnerschaft Wiens der am 20. März gezogenen Richtschnur anbequemte, ihre Niedergeschlagenheit nur vermehren. Wohl zogen Manche, Haus und Hof verkaufend, ihren Gütern und Schlössern zu, aber die wenigstens äußerliche Bekehrung zur katholischen Kirche machte stetige Fortschritte, insonderlich durch die Jesuiten, welche am 12. selbigen Monats ihr Kollegium am Hof, aus dem nun ein Profeßhaus ward, mit all ihrer Habe verlassen und das neue am Universitätsplatze bezogen hatten. Hiebei bekamen diese auch vielfältigen Anlaß, für das eigene Beste zu sorgen, wie daraus ersichtlich, daß der Vorsteher des von allen Einkünften entblößten Profeßhauses, der mit einem auf der Schulter hängenden Sacke herumging, um sich dafür Almosen zu erbitten, so viele Gutthäter, worunter auch der Wiener Stadtrath, der sich zu einer Beisteuer von jährlichen 600 Gulden erklärte, binnen Jahresfrist fand, daß 40 Patres darin erhalten werden konnten.*) Solchem Wohlthätigkeitssinne that auch die pestartige Seuche keinen Eintrag, die mit Beginn des Sommers ausbrach und den Kaiser veranlaßte, nach Wr.-Neustadt überzusiedeln, wohin ihm am 16. Juni der Wiener Magistrat die merkwürdige Klage, daß „die Stadtquardia Wein- und Bierschank, auch Tandlerei und Fratschlerei sich anmaße," Abhilfe erbittend übermittelte und wo er am 20. August durch einen Erlaß seinen Willen, in Oberösterreich die allgemeine Katholischmachung durchzuführen, verkündete und hiermit die wiedereingesetzte Strafkommission betraute.

Was der Kaiser für seine Machtstellung und seine Herzenssache: den Katholizismus bisher gewonnen, war in den Erblanden von kaum höherem Belange, als im deutschen Reiche. Die protestantische „Union" war auseinandergesprengt, die Parteigängerei für den „Winterkönig" auf drei tapfere, aber mittelarme Haudegen: den Mannsfeld, Georg von Baden-Durlach und Christian von Braunschweig zusammen-

*) Dieß ist den Original-Gedenkbüchern der Jesuiten entnommen.

geschrumpft, die obere Pfalz von den Baiern, die untere von den Spaniern eingenommen und in den Katholizismus zurückgestoßen, der Oberrhein vom Erzherzoge Leopold, der dem geistlichen Stande entsagte, in Schach gehalten, und durch Uebertragung der Kurwürde an den Baiernherzog im Kurfürstenkollegium das Uebergewicht dem Katholizismus gesichert — in Erfüllung zu gehen schien es, was der Kaiser in einem aufgefangenen Briefe sagte: „Man könne für immer sicher sein, daß das Reich in den Händen der Katholischen und allem Ansehen nach bei dem Hause Oesterreich bleiben werde!“ —

Wohl drohte eben dem Protestantismus ein neuer Verfechter in dem Dänenkönige Christian IV. zu erstehen, aber der Kaiser brauchte sich nicht mehr blos auf die Waffenmacht der „Liga“ zu stützen, sondern besaß ein eigenes ansehnliches Heer, das ihm Waldstein wie im Fluge zusammengebracht. Endlich feierte Allerhöchstselber auch in Ungarn einen Sieg auf dem Reichstage in Oedenburg, wohin er sich mit gesammter Familie und großem Gefolge am 17. Oktober von Neustadt begeben; erst wurde ein katholischer Palatin, sodann sein Sohn Ferdinand, dem seit 18. September auch die Hand der spanischen Infantin Maria zugesichert war, zum ungarischen Könige erwählt und am 8. September gekrönt. Dieser Sieg war aber nur dadurch erringbar, daß der Kaiser von der gewaltsamen Rückkatholisirung Abstand zu nehmen geruhte, weil die Umstände in Ungarn sie keineswegs gestatteten, doch nicht: „weil die Religionsfreiheit eine verbriefte landesherrliche Zusage war,“ wie Hurter glauben machen will von einem Fürsten, der in seinen anderen Ländern ungescheut, wenn nur halbwegs thunlich, Eide brach und Verbriefungen zerriß.

Von Oedenburg, wo der Reichstag ohne Reibung verlief, im Januar 1626 nach dem entseuchten Wien zurückgekehrt, übergab der Kaiser den aus Mailand hieher berufenen Barnabiten die Michaelerkirche und erließ den Befehl, daß alle Beamten bei jeder Wahl und Erneuerung der Bürger-, Richter- und Rathsämter, dann der Gerichtsbeisitzer den Eid, der katholischen Religion treu zu bleiben, abzulegen hätten. Wahre Seelenwonne bereitete ihm die Durchlesung der Berichte, wie wirksam sein allerhöchster Machtspruch: „Cedere aut catholice credere!“ „Auswandern oder katholisch werden!“ — sich in

den niederösterreichischen Städten und Märkten erwies, dagegen kam ihm im Wonnemond eine peinlich überraschende Kunde aus dem Lande ob der Enns zu. Dort war in Folge des vereinten Druckes der allgemeinen Katholischmachung und des bairischen Regimentes ein Bauernaufstand ausgebrochen, der unter der Oberhauptmannschaft Stefan Fadinger's, gewesenen Soldaten und Hutmachers, derzeitigen Besitzers eines ansehnlichen Bauernhofes im Hausruckviertel, rasch um sich griff; sogar Städte fielen in die Gewalt der bald 30,000 Mann zählenden Aufständischen, da sowohl des Kaisers als des bairischen Kurfürsten Heeresmacht auf fernem Kriegsschauplatze stand. Demnach zog man es in der Wiener Hofburg vor, vier Bevollmächtigte dahinzusenden, um mit dem Ausschusse der Bauern zu verhandeln; als jene aber am 15. Juni zu Ebelsberg bei Linz eintrafen, wurden sie von Fadinger gefangen genommen und nach dem Schlosse Steyr abgeführt, nur der eine: Dr. Hafner durfte zur Berichterstattung mit einer Abordnung der Bauern, der man sicheres Geleite zugesagt, nach Wien reisen. Diese Abordnung, welche daselbst am 22. Juni eintraf, um die feierliche Erklärung, daß die Niederlegung der Waffen nicht eher erfolgen werde, als bis die freie Religionsübung wie vor 10 Jahren bewilligt und das bairische Kriegsvolk bis auf den letzten Mann aus dem Lande gezogen sei, und die Drohung zu überbringen, daß man, wenn selbe Forderungen nicht eingeräumt würden, bereits einen „evangelischen" Herrn wüßte, der Schutz der Religion und bewaffneten Beistand verleihen werde, ward von dem Kaiser nicht vorgelassen, sondern an den Hofkanzler Freiherrn von Werdenberg gewiesen, der ihr bekanntgab, daß kein erwünschter Bescheid zu erwarten wäre, bevor nicht die drei kaiserlichen Bevollmächtigten freigelassen seien. Daraufhin berief Fadinger androhend, beide Forderungen mit Gewalt durchzusetzen, die Abordnung von Wien zurück. Was ihn zu solchem Auftreten bestimmte, war die Zusicherung des Dänenkönigs, daß er baldige Unterstützung durch Bethlen Gabor erhalten werde, doch die Tage des „Oberhauptmanns der christlich-evangelischen Armee oder der versammelten Bauernschaft von Oberösterreich" waren bereits gezählt. Am Abende des 28. Juni zur Ausspähung, wo die Stadt Linz am leichtesten anzugreifen sei, um die Ringmauern reitend, erhielt er einen Schuß in den Schenkel und am 5. Juli erlag er den Folgen der Verwundung. Dieser Verlust

machte die Bauernschaft zu Unterhandlungen geneigt, allein bald erstand ihr ein neuer Oberhauptmann in Achatz Wiellinger von der Au, einem Mitgliede des landständischen Adels, und hiermit nahmen die Feindseligkeiten abermaligen Aufschwung. Erst im September gelang es den neuen kaiserlichen Bevollmächtigten, die Ausschüsse der Bauern zu einem Waffenstillstande und zur Wiederaufnahme von Unterhandlungen zu bewegen; kaum hatten sie begonnen, so entzündete das eigenmächtige Einrücken eines baierischen Regimentes von Passau her und dessen schamloses Wüthen neuerdings den Aufstand, und von beiden Seiten ward nun der Kampf mit noch größerer Erbitterung als zuvor geführt. Im selben Monate brach auch Bethlen Gabor mit türkischen Hilfstruppen als Verbündeter des Dänenkönigs ohne Kriegserklärung in Ungarn ein, aber die Bevölkerung ward über seinen neuerlichen Angriff, zumal ihr derselbe den Einmarsch eines kaiserlichen Kriegsheeres unter dem zum Herzoge von Friedland erhobenen Waldstein zuzog, so schwierig, daß er schon Anfangs Oktober nach dem Frieden wieder lüstern wurde, und noch vor Ausgang des Jahres kam dessen Abschluß in Leutschau zu Stande, wodurch der „Friedländer" freie Hand bekam, um des Kaisers Sache im Reiche mit Tilly, der dem Dänenkönige am 27. August eine Niederlage beigebracht, nachdrücklich zu verfechten.

Bis zum Beginne des Jahres 1627 war der oberösterreichische Bauernaufstand soweit niedergeschlagen, daß der Kaiser zur Bestrafung der Rädelsführer schreiten konnte: am 26. März fand die erste Hinrichtung zu Linz statt, ward der „Oberhauptmann" Wiellinger enthauptet und 17 Köpfungen folgten im April daselbst nach. Die Minderschuldigen wurden zum Dienste in den ungarischen Grenzfestungen oder zu den Befestigungsarbeiten in Wien verurtheilt, wo am 21. April ein Brand, bei einem Seiler in der Römerstrasse*) aufgestiegen und durch einen heftigen Sturm weitergetragen, 147 Häuser in Schutt und Asche legte. Die ganze Römerstrasse, der hintere Theil des Bischofhofes und einige geistliche Häuser bei St. Stefan, die Schulstrasse, der grüne Anger und das daranstoßende Gäßlein, die Wollzeile bis hart an das Stubenthor, die vordere und hintere Bäckerstrasse, der

*) Späterhin: „Riemerstrasse" benamst.

Kölnerhof und der obere Theil des alten Fleischmarktes standen in Flammen; erst mit der Abnahme des Sturmes gelang es, dem verheerenden Elemente, das schon Schiffe auf der Donau und zehn Häuser im unteren Werd ergriffen hatte, Einhalt zu thun. Zu selber Zeit befand sich der Herzog von Friedland in Wien, einer Gesandtschaft der „Liga" vorangeeilt, welche eine von deren sämmtlichen Fürsten unterzeichnete und besiegelte Beschwerdeschrift über seine Werbungen und damit verbundenen Bedrängnisse in der Hofburg zu überreichen hatte. Gewaltiger denn je reiste er zum Heere wieder ab, nachdem er die Gesandten, die am 9. Mai eingetroffen und auch ihm mündliche Vorstellungen machten, angeherrscht: „ob sie meinten, daß der Kaiser eine bloße Bildsäule wäre!" Allerhöchstdieser beschied sie aber nach zwölf Tagen dahin, daß „er berathen lassen werde, wie dem Unheile zu steuern sei!" —

Außer einer allerhöchsten Verfügung, welche den „Niederlägern" in Wien den daselbstigen Aufenthalt auf sechs Wochen im Jahre einschränkte und ihn gänzlich verwehrte, wofern nicht sie nur katholische Faktoren und Handlungsdiener anstellten, geschah bis zum 14. September kein weiterer Vorschritt auf der Bahn der gewaltsamen Rückkatholisirung. An diesem Tage ging ein Generalmandat aus und ward auch am Landhause zu Wien angeschlagen, wornach allen evangelischen Predigern und Schullehrern in Niederösterreich, sie mochten sich auf den Schlössern der Herren und Ritter, in Städten, Märkten, Flecken, Höfen, Mühlen oder wo immer sonst aufhalten, anbefohlen, unfehlbar bis zum 28. selbigen Monats aus dem Lande zu weichen, und jedem der Herren und Ritter bei Vermeidung harter Strafe bedeutet ward, sie keine einzige Nacht über die angesetzte Frist zu bergen. Selbst im geheimen Rathe des Kaisers hatten etwelche besorgt, daß dies Mandat zu Aufständen führen möchte, doch erfolgte nichts Anderes, als daß die protestantischen Stände eine bewegliche Vorstellung in der Hofburg einreichten, ihre Prediger gegen alle Anschuldigungen in Schutz nahmen und um Beibehaltung ihrer bisherigen Religionsfreiheit baten. Die Eingabe blieb unerwidert, nur wurde am 28. September, bis zu welchem viele Prediger, mit einem Zehrpfennig versehen und von dem Spottrufe: „wo ist nun Euere feste Burg?" begleitet, schon über die Grenze gewandert waren, „wegen eingefallenen vielen Regens" die Aus-

wanderungsfrist bis zum 6. Oktober verlängert, und gleichzeitig erging an die protestantischen Stände der Befehl, innerhalb sechs Wochen die erledigten Stellen vermöge ihres Patronatsrechtes mit katholischen Geistlichen zu besetzen, widrigenfalls der Kaiser selbst als erster Patron hiefür Obsorge treffen werde. Am 7. Oktober, an welchem Allerhöchstdieser Bettage anordnete, um Gott für den guten Verlauf dieser Angelegenheit zu danken, befahl er auch an, daß die evangelischen Prediger, welche etwa noch im Lande angetroffen würden, gebunden nach Wien eingeliefert, an die Karren geschmiedet und zum Festungsbau verwendet werden sollten; ferners ward den protestantischen Ständen, wovon viele die katholische Besetzung der erledigten Stellen unterließen, das September-Mandat in neuerliche Erinnerung gebracht mit dem Beifügen, daß sie den neuen katholischen Priestern anständigen Unterhalt zu verschaffen, ihnen genau abgefaßte Verzeichnisse der Kircheneinkünfte vorzulegen hätten und die Ausübung des Gottesdienstes in keinerlei Weise beeinträchtigen sollten. Nächste Woche reiste der Kaiser mit seiner Gemalin, welche kurz vorher den Grundstein zur Loretto-Kapelle in der Augustinerkirche gelegt, und seinem schon zum ungarischen Könige gekrönten Sohne Ferdinand nach Prag ab, um ihm die böhmische Krone feierlich aufzusetzen. So weit war in Böhmen das von der Pfaffheit und Soldateska betriebene Bändigungswerk gediehen, daß Alles stummer Gehorsam blieb, als Allerhöchstselber den „Majestätsbrief" eigenhändig durchschnitt, hiermit nochmals erhärtend, keine anderen als katholische Unterthanen dulden zu wollen, das Königswahlrecht der Stände aufhob und das Land als ein Erbkönigreich erklärte, worauf am 25. November die Krönung seines Sohnes und Nachfolgers, sowie die Grundsteinlegung zu der Kirche: „Unserer lieben Frau vom Sieg" auf der Kampfesstätte des weißen Berges erfolgte. —

Des Kaisers namhafte Erfolge machten auf einen fernen Mann, der ehemals der „Vicekaiser" hieß, einen gewaltigen Eindruck, entrangen ihm die Worte: „Dieses hat gewiß ohne Wunderwerk nicht geschehen können; ich will hinziehen und persönlich sehen, was Gott durch Ferdinand für Mirakel thut!" — Nach zehnjähriger Verbannung, wovon die eine Hälfte Khlesl in der Haft des Klosters St. Georgenberg in Tirol zugebracht, die andere zu Rom, wohin er nur in Folge unablässigen Andringens des Papstes entlassen worden, hatte es endlich

der Kaiser in seine Wahl gestellt, ob er dort verbleiben oder, in alle Würden und Güter wiedereingesetzt, zu seinen Kirchen in Oesterreich sich zurückbegeben wolle, und er trat mit frohbewegtem Gemüthe die Heimreise an. Am 25. Januar 1628 hielt er zu Neustadt den feierlichen Einzug, am 5. Februar zu Wien, wo ihm auch die Hochschule am großen Thore des Stefansdomes einen beglückwünschenden Empfang bereitete. Dieselben Grundsätze, die ihn als „Generalreformator" geleitet, hegte er noch und unumwunden sprach er sie aus. Wunderhaft erschien ihm, was der Kaiser für den Katholizismus errungen, nicht aber billigte er, wie Allerhöchstselber zu Werke gegangen, und dessen letzther gegen den Protestantismus in Niederösterreich eingeschlagenes Verfahren erklärte er geradezu verwerflich. „Dadurch — sagte er — verliere der Oberherr die Liebe der Unterthanen, das Land viel Geld und Einwohner; daneben werde der Zweck doch nicht erreicht, der katholische Glaube bei den Unkatholischen niemals Eingang gewinnen; bei der Auswanderung verblieben Viele sammt ihren Nachkommen für alle Zeiten im Irrthum, würde zugleich das Geld aus dem Lande geführt, der Verkehr verkümmert, Haß gegen den Fürsten gepflanzt!" Uebrigens hegte er keine Lust mehr, eine politische Rolle zu spielen, lehnte er, wie er sich auch so viel als möglich vom Hofe fernhielt, jegliche Einmischung in die herrschende Rückkatholisirungsweise ab. Davon bekam der Wiener Magistrat am 28. Februar einen unverkennbaren Beweis, als er ihm ein Schreiben des Palatins, worin dieser bekanntgab, daß haufenweise Bürger Wiens, vorgebend, der Religion wegen ausgewiesen worden zu sein, nach Ungarn einwanderten, und um Bekanntgebung ersuchte, ob es sich wirklich so verhielte oder irgend ein politisches Vergehen zu Grunde liege, in welchem Falle er ihre Zurückweisung veranlassen könnte, zur Kenntniß brachte und hiefür seinen guten Rath erbat. Er gab gänzliche Unkenntniß der „neuen" Gegenreformation vor und wies sie an den Kardinal von Dietrichstein, der während der Abwesenheit des Kaisers in Böhmen mit der Leitung der niederösterreichischen Regierung betraut war.

Wanderten die protestantischen Bürger nach Ungarn aus, so ließen die Adeligen gleichen Glaubens dort ihre neugebornen Kinder taufen und ihre Trauungen vollziehen, während sie den sonntäglichen Gottesdienst durch Vorlesung von Predigten und anderen erbaulichen

Schriften auf ihren Schlössern inmitten ihrer geladenen Unterthanen besorgten. Auch diesen Nothbehelfen ward im April auf dem Verordnungswege der Garaus zu machen gesucht. Ein kaiserliches Mandat vom 10. befahl den protestantischen Ständen sammt ihren Unterthanen an, künftighin und allenthalben der Lesung lutherischer Bücher und Predigten sich zu enthalten, ihre Taufen, Trauungen u. s. w. von keinem evangelischen Prediger außerhalb Oesterreich verrichten zu lassen; ein zweites vom 16. verbot ihnen „dergleichen" Reisen nach Ungarn unter Androhung schwerster Strafen und fügte bei, daß ihnen von nun an auch keine evangelischen Pfleger und Amtleute geduldet werden würden; endlich ging ihnen noch die Kundmachung zu, daß die ihnen aufgedrungene katholische Geistlichkeit beauftraget worden, alle evangelischen Bücher einzusammeln und zu vernichten, womit die ihnen vorhin auferlegte Enthaltsamkeit von deren Lesung erleichtert (!) werden sollte. Alldies war von Prag aus erflossen, wo der Kaiser den Friedländer, der in kurzer Frist Mecklenburg, Holstein, Schleswig und Jütland erobert, am 21. April zum General-Oberst-Feldhauptmann „über die gesammten in kaiserlichen Diensten stehenden Völker mit Civil- und Criminal-Jurisdiction, so daß alle von ihm eigenhändig unterzeichneten Befehle ebenso zu vollziehen seien, als trügen sie die allerhöchste Unterzeichnung", ernannte und am 24. seinen Schwager: den baierischen Kurfürsten, der sich bereits sattsam überzeugt, daß seine Herrschaft in Oberösterreich niemals feste Wurzel fassen würde, mit der Abtretung des größten Theiles der Pfalz bestimmte, seiner Pfandschaft auf jenes Land zu entsagen, wornach am 1. Mai dessen Uebergabe an den Prälaten Anton von Kremsmünster erfolgte. Hiermit im Wiederbesitze Oberösterreichs, war er zugleich bedacht, Niederösterreich seinem Sohne zu sichern, indem er die Stände auf den 28. Mai nach Wien berief, um diesem als ihrem künftigen Landesherrn die Huldigung zu leisten. Mit der Besorgniß, auf Unwillfährigkeit zu stoßen, sah König Ferdinand von Ungarn und Böhmen diesem Tage entgegen, doch ohne alle Anstände verlief die feierliche Angelobung. Vier Wochen später traf auch der Kaiser mit Gemalin von Prag wieder in Wien ein: am 17. Juli erließ er an die noch im Landhause tagenden Stände die Aufforderung, alle ständischen Beamten, die sich nicht binnen drei Monaten zur katholischen Religion bekehren würden, zu entlassen und

ihre Stellen mit Katholiken zu besetzen, und fand ebenfalls keinen Widerstand; blos in der Bitte, die festgesetzte Frist um einen Monat zu verlängern, bestand ihre Entgegnung, der er am 5. August die Zustimmung nicht versagte.

Für alle Stände ohne Ausnahme war eigentlich schon durch die allerhöchsten Maßnahmen die Ausübung der evangelischen Religion untersagt; nur der Unterschied waltete ob, daß der Adel noch nicht zur Wahl zwischen Katholischwerdung oder Auswanderung gezwungen war. Diesen letzten Schritt für die Rückkatholisirung des Landes zu thun, lag nun im Plane des Kaisers und er forderte sowohl Gutachten von seinen geheimen Räthen hierüber, als er auch mit seinem Beichtvater: P. Wilhelm Lamormain und anderen Jesuiten die Frage verhandelte, ob sein Eid bei der Erbhuldigung ihn von dieser Gewissenspflicht zurückhalten könne. Die Gutachten fielen theils für rasches Vorgehen, theils für Abwartung eines noch günstigeren Zeitpunktes aus und selbst die Väter der Gesellschaft Jesu gingen, wenn sie auch vermöge ihrer Gewissensleitungs-Knifffertigkeit um guten Rath nicht verlegen waren, in der Ansicht über die Opportunität besagten Schrittes auseinander. Die von mehreren Seiten gleichlautende Mittheilung, daß Bethlen Gabor mit den Türken zu einem plötzlichen Ueberfalle sich verabrede, England und Frankreich wider ihn bearbeite, bewog den Kaiser zur Vertagung des Planes. Indessen waren jenem unverbesserlichen Störenfried nur wenige Lebenstage mehr beschieden: am 15. November starb er an der Wassersucht und hiermit fielen an Allerhöchstselben auch die sieben im Nikolsburger Frieden überlassenen Gespanschaften Ungarns zurück, traten aber auch in diesem Lande Verwicklungen ein, deren Lösung einige Monate in Anspruch nahm. Endlich — im April 1629 — zeigte der Kaiser seinen Geheimräthen an, daß „er sich mit Gott berathen und daraus die Ueberzeugung gewonnen habe, die Sache ohne Gefahr zu dem gewünschten Ende zu bringen", und am 13. selbigen Monates fiel der Hauptschlag gegen den evangelischen Adel Niederösterreichs in dem Mandate, laut dessen „jeder Geadelte, sowie jeder gemeine Mann bis zu Unserer lieben Frau Himmelfahrt — 15. August — unfehlbar zur Beichte und zum Empfange des Sakramentes nach katholischem Brauche sich in seiner Pfarre einzustellen habe und jeder ungehorsam oder wider-

ſetzlich ſich Erzeigende ſofort bei der Regierung zu weiterem ernſtlichen Einſchreiten namhaft gemacht werden ſolle." Wie tief der Kaiſer von der Gefahrloſigkeit dieſes Schrittes durchdrungen war, erhellt daraus, daß ſechs Tage darauf fröhliche Hochzeit im Hauſe Habsburg war: ſein Bruder Leopold, der Paſſauer Ex-Biſchof, dem er die Verwaltung Tirols und der Vorlande übergeben, hielt nach leichtlich erlangter päpſtlicher Einwilligung ſein Beilager mit Claudia von Medicis, der Tochter des Großherzogs Ferdinand von Toskana. Hierauf — am 23. — ließ der Kaiſer ein Edikt gleichſam zur Begründung obbeſagten Mandates folgen, worin er bekanntgab: „zu wiſſen, daß er des Glaubens wegen nicht allein für ſich, ſondern auch für die von Gott ihm anvertrauten Seelen dermalen einſt zur Rechenſchaft verpflichtet ſein werde," und mündlich erläuterte er „ſeine Lebensaufgabe" dahin: „Die Unkatholiſchen irren, wenn ſie meinen, indem ich den Irrthum verbiete, ſei ich ihnen Feind. Nicht nur haſſe ich ſie nicht, ſondern ich liebe ſie; wäre dieſes nicht der Fall, ſo würde ich ſie ihrem Irrthum überlaſſen. Selbſt auf Koſten meines Lebens möchte ich ihr Heil fördern; wüßte ich, daß ſie durch meinen Tod dem wahren Glauben wieder könnten gewonnen werden, willig würde ich dem Scharfrichter meinen Nacken darreichen!" — Für beſagte Wiedergewinnung reichten ſchon die verfügten Zwangsmaßregeln aus, auch bei den edlen Geſchlechtern, wovon jenen, welche dem Mandate nicht nachgekommen, ſowie der 15. Auguſt verſtrichen war, bedeutet wurde, entweder ſich zur katholiſchen Religion zu bequemen oder ſofort das Land zu räumen; die meiſten bequemten ſich, die aber die Auswanderung dem Religionszwange vorzogen, nahmen in die Fremde den wohlberechtigten Zweifel mit, ob wahre Frömmigkeit dort throne, wo Wort und Eid nicht binden! —

Es war einer der größten Fehler der Proteſtanten, daß ſie die Mutter Jeſu nicht „vergötterten", an die „Madonna von Loretto" nicht glaubten, der ſich Ferdinand, ehe er noch die glänzendſte Krone der Chriſtenheit trug, als Ritter vereidet; ſonſt würde er, der von der Stunde an ſolche, die ſich ungebührlich gegen dieſelbe verhielten, als Eidbrüchige behandelte, mildiglicher mit ihnen umgegangen ſein. Seiner „Generaliſſima", deren Bilder er in die Hauptfahnen ſeiner Heere aufnehmen ließ, ſtiftete er nun auch am 24. September

eine neue für seine sämmtlichen Länder giltige Feier: die der „unbefleckten Empfängniß", welche auf den 8. Dezember dieses und jedes künftigen Jahres ausgeschrieben wurde. Khlesl veröffentlichte für seine beiden Bisthümer ein langes hierauf bezügliches Mandat, worin er den Beweggrund des Kaisers zur Stiftung dieses neuen Feiertages: seinen Dank für den durch Fürbitte der allerheiligsten Himmelskönigin Jungfrau Maria von Gott empfangenen Beistand auseinandersetzte, jedoch nicht den von den Jesuiten beliebten Ausdruck der „unbefleckten", sondern nur den der „heiligen" Empfängniß annahm, und am bestimmten Tage hielt er Hochamt und Predigt im Stefansdome zu Wien, wohin sich der Kaiser mit Gemalin, Kindern und ganzem Hofstaate in feierlichem Aufzuge verfügte. Gerade einen Monat vorher — am 8. November — hatte die Kaiserin ein neues dem heiligen Josef geweihtes Kloster den aus Italien berufenen Karmeliterinnen in der inneren Stadt gegründet, welches nach den sieben kleinen, zum Behufe des Baues zusammengekauften und vordem „zu den sieben Büchern" genannten Häusern auch zu den „Siebenbüchnerinnen" bezeichnet wurde*). Bald erhielt es Novizinen aus adeligen Häusern, bei deren Einkleidung das Kaiserpaar und deren Hofstaat erschienen. So auch am 2. April 1630, an welchem Tage ein Schreiben des 1618 aus einem Burgfenster zu Prag hinausgeworfenen und seither gegrafen Martinitz an den Orden einlief, worin er um die Aufnahme seiner Tochter bat; sie ward am 25. Mai vom Kardinal Khlesl in Gegenwart vieler hoher Herrschaften eingekleidet und brachte dem Kloster, woselbst die Kaiserin sich halbe Tage lang, Gutthaten erweisend und ihre eigene Erholung findend, aufhielt, eine beträchtliche Mitgift zu.

Zwei Tage darauf reiste der Kaiser zu einem Kurfürstentage im Reiche ab, dem er kurz vor dem Friedensschlusse mit Dänemark — am 6. März v. J. — ohne eingeholte Genehmigung eines Reichstags das sogenannte „Restitutionsedikt" beschert, welches bei Strafe der Acht gebot, alle mittelbaren, seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Stifte, Klöster und andere Kirchengüter den Katholiken zurückzugeben, alle unmittelbaren, gegen den geistlichen Vorbehalt reformirten Stifte mit katholischen

*) Dieses Kloster wurde später zu einem Gefangenhause — dem sogenannten „Polizeihause" — umgestaltet.

Prälaten zu besetzen; allen katholischen Reichsständen das Recht zusprach, ihre Unterthanen zur katholischen Religion anzuhalten und die Widerspänstigen zur Auswanderung zu nöthigen; nur die katholischen und die der unveränderten augsburgischen Konfession anhangenden Reichsstände im Religionsfrieden begriffen, alle anderen Sekten aber davon ausgeschlossen und im Reiche nicht mehr geduldet erklärte. Ein Donnerschlag für die uneinigen Protestanten, ein Lustfeuerwerk für die kurzsichtigen Katholiken war dieses Edikt, wodurch der Religionskrieg noch heftiger als bisher entzündet, dem Schwedenkönige Gustav Adolf Anlaß geboten ward, mit bewaffneter Hand den Boden des Reiches zu betreten, und dem französischen Staatslenker: Kardinal Richelieu, sich in nachtheiligster Weise in die deutschen Angelegenheiten einzumengen. — Ein Hauptbeweggrund, weshalb der Kaiser den Kurfürstentag, der erst am 3. Juli eröffnet werden konnte, nach Regensburg berufen, war die Hoffnung, die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige zu erzielen, und zu Wien hielt man diesen Fall für so gesichert, daß schon Vorkehrungen zu einem festlichen Empfange besprochen wurden. Auch war die höchste Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, wenn der Kaiser das Anerbieten Waldstein's, Regensburg im weiten Umkreise mit dem größten Theile seiner Truppen zu umzingeln, den anderen gegen die ungefügigen Fürsten, namentlich den bairischen Kurfürsten, zu verwenden, annahm; allein er wähnte eines solchen zwingenden Einflusses keineswegs zu bedürfen und lehnte es ab. Es war ein allerhöchster Irrthum: nicht einmal dazu konnte er die katholischen Kurfürsten*) bewegen, daß sie die römische Königswahl in Berathung zogen; dagegen setzten sie alle Hebel in Bewegung, um dem „konvertirten Glückspilze": Waldstein, der auch noch mit der Verleihung des Herzogthums Mecklenburg zum Reichsfürsten erhoben worden, den Kommandostab zu entreißen. Selbst die Kunde, daß Gustav Adolf am 4. Juli zur Rettung des deutschen Protestantismus an der Spitze eines ansehnlichen Heeres auf der Insel Usedom gelandet sei, vermochte nicht, sie wankend zu machen, vielmehr benutzten sie diese neue Gefahr, um ihren Willen durchzusetzen. Im August drangen sie endlich auch dem Kaiser

*) Die protestantischen Kurfürsten waren nicht selbst erschienen, sondern hatten Bevollmächtigte gesandt.

die Entschließung ab, daß er in Waldstein's Abberufung vom obersten Kommando „ungern und ohne Gutheißen — so lauteten seine Worte — und mit Protestation, an allem hieraus entstehenden Unheil vor Gott und der Welt unschuldig zu sein", willigte und, nachdem dieser wider mannigfache Befürchtung gehorsam sich gefügt, dasselbe dem Heerführer der „Liga": Grafen Tilly übertrug. In den letzten Augusttagen verbreitete sich die Kunde von Waldstein's Entlassung in Wien, wo man sie im Hinblick auf den Schweden-Einfall geradezu unglaublich hielt; aber die tagtäglich von Regensburg her daselbst erwartete Meldung, an deren baldigstem Eintreffen man umsoweniger gezweifelt, als laut eines allerhöchsten Erlasses vom 14. selbigen Monats zur Verschönerung der Hofburg sofort das Niederreissen der angebauten Krämerhütten und Laden begann, blieb zu vielseitigem Bedauern aus; nichts gelangte mehr vom Hoflager in der Reichsstadt zur Kenntniß der Wiener, als eine kaiserliche Verfügung vom 4. September, wornach die Juden im unteren Werd zum Anhören einer katholischen Predigt in hebräischer Sprache verhalten, der Kardinal Khlesl als Bischof und der Rektor der Jesuiten beauftragt wurden, den hiezu geeigneten Ort und Priester zu bestimmen. Khlesl war nicht mehr im Stande, sich diesem Auftrage zu unterziehen: seit einigen Wochen von Siechthum befallen, starb er am 18. September zu Neustadt im 77. Jahre seines Alters. Vier Tage bevor hatte er seinen letzten Willen erklärt, das Wiener Bisthum zum Universalerben eingesetzt und außer Legaten an verschiedene Privatpersonen, worunter seine Muhme: Eva Rosina Khlesl, die Summe von 229,000 Gulden geistlichen Stiftungen vermacht. Wie groß sein Nachlaß gewesen, erhellt daraus, daß der Kaiser allein ihm die von der Hofkammer als richtig erkannte Summe von 404,365 Gulden 6 Kreuzern und 1 Pfennig schuldete; nicht gering war auch seine Besorgniß wegen Uneinbringlichkeit dieser Schuld, maßen er in seinem Testamente „um Gottes Willen" von Allerhöchstjenem ihre Zurückbezahlung erbat. Da er 190,000 Gulden für Seelenmessen, 20,000 Gulden für das Konvikt der Jesuiten in Wien, 10,000 Gulden für das ihm insonderlich werthe Nonnenkloster zur Himmelpforte allda und 9,000 Gulden für andere Klöster ausgesetzt, so kam der Kaiser gewissenhaft seiner Bitte nach und ließ die ganze Schuldsumme zu fünf von Hundert verzinslich auf die Einkünfte

des Salzes schlagen. Erst am 17. November wurde Khlesl's Leichnam nach Wien geführt und im Stefansdome bestattet; sein Herz war schon früher seinem Wunsche gemäß in der Domkirche zu Neustadt beigesetzt worden. Zu seinem Nachfolger im Wiener Bisthume ernannte der Kaiser, der auf der Rückreise von Regensburg am 25. November zu Linz die Huldigung der oberösterreichischen Stände empfangen, den Prälaten Anton Wolfrath von Kremsmünster, der bei ihm in hoher Gunst stand und dieser es zu verdanken hatte, daß er den Titel eines „Fürsten des heiligen römischen Reiches" erhielt — eine Auszeichnung, die auf alle weiteren Bischöfe Wiens überging.

Hatten die Wiener vergeblich den Kaisersohn als römischen König zu schauen und zu feiern gehofft, so stand ihnen nun das Vergnügen bevor, an all dem Glanz und Prunk sich zu weiden, der für seine Vermählung entfaltet wurde, und zudem fiel ihnen aus den namhaften Bestellungen des Hofes*) ein ganz artiges Sümmchen zu. An die niederösterreichischen Stände erging die Aufforderung, der Braut entgegenzuziehen und sie mit aller gebührlichen Feierlichkeit zu begleiten; die Prälaten erhielten die Einladung, zu dem Tedeum in der Augustinerkirche sich zu verfügen. Am 26. Februar 1631 fand der feierliche Einzug der Infantin Maria in Wien statt und Abends wurde sie durch den Kardinal von Dietrichstein dem Könige Ferdinand in besagter Kirche angetraut. Mehrere Tage hindurch gab es Festlichkeiten, welche die Summe von 365,280 Gulden — eine gewaltige bei der steten Ebbe der kaiserlichen Finanzen! — verschlangen. Noch waren die Flitterwochen nicht zu Ende, als Nachrichten sehr verstimmender Natur in der Hofburg einliefen. Schon im April sah sich der Kaiser genöthigt, den niederösterreichischen Ständen zu eröffnen, daß „der Feind in die Erbstaaten einzudringen trachte," zu dessen Abwehr eine außerordentliche Beisteuer zu verlangen, und am 5. Mai lud er Waldstein ein, nach Wien zu kommen, „um über erhebliche Vorfallenheiten, besonders über das Kriegswesen, sein räthliches Gutachten zu vernehmen"; denn, während dem Schwedenkönige von allen Seiten Kriegsschaaren zuströmten und seine Waffenerfolge sich mehrten, herrsch-

*) Es scheint, daß schon dazumal der „Dualismus" gewissermassen Geltung hatte, sintemalen der Hof 600 geselchte Ochsenzungen in — Ungarn bestellte.

ten bei dem kaiserlichen Heere — trotz Tilly — „kein Respekt und höchste Konfusion“. Waldstein folgte der Einladung nicht, ließ dagegen die Sage in Umlauf setzen, daß er nach Tirol sich zurückzuziehen gedenke. Mit der schwedischen Einnahme von Frankfurt an der Oder, wodurch Schlesien bloßgestellt war, verfiel der Kaiser sogar auf den Gedanken an Waldstein's Wiederanstellung, äußerte er, „mehr als einmal schon dessen Entlassung bereut zu haben“, und seine Geheimräthe theilten die Ueberzeugung, daß „außer Gott Niemand als der Friedländer helfen könne.“ Die folgenden Ereignisse waren ganz geeignet, um beide Theile darin zu festigen. Die protestantischen Reichsstände, anfänglich abgeneigt, sich dem Schwedenkönige anzuschließen, traten allmälig unter sein sieghaftes Banner. Einer der ersten war der Kurfürst von Sachsen: seit dem „Restitutionsedikte“ höchst gegenkaiserlich gestimmt, suchte er ein Schutz- und Trutzbündniß bei Gustav Adolf nach und nahm am 1. September die von diesem gestellten Bedingungen mit größter Bereitwilligkeit an. Siebzehn Tage darauf kam es auf der Ebene bei Breitenfeld, eine Meile von Leipzig entfernt, zur ersten Schlacht zwischen Gustav Adolf und Tilly, die von des letzteren Stirne den Lorbeer der Unbesiegbarkeit riß und dem sächsischen Kurfürsten den Zug nach Böhmen eröffnete. Nun ging ein neuerliches Schreiben des Kaisers an Waldstein ab mit der Bitte, „ihn doch nicht in steigender Gefahr und Noth zu verlassen“; weiters begaben sich der Wiener Bischof Anton und andere Personen des allerhöchsten Vertrauens nach Prag, um ihn zur Erfüllung der unbeantwortet gelassenen Bitte, zur Wiederübernahme des Oberbefehles zu bewegen. „Anfälle des Podagra's“ vorschützend, lehnte Waldstein den kaiserlichen Antrag ab; auch ging er, als das Herannahen der Sachsen ihn das Verweilen in Böhmens Hauptstadt unräthlich erscheinen ließ, nicht nach Wien, dahin blos seine Gemalin und die werthvollste Habe unter dem Geleite seines Vetters Max entsendend, sondern zog sich nach Znaim zurück. Erst als der sächsische Kurfürst, in dessen Gefolge sich auch Graf Mathias Thurn befand, am 11. November Prag ohne Schwertstreich eingenommen hatte, erklärte Waldstein, dem Wunsche des Kaisers für die Dauer von drei Monaten und unter ausdrücklicher Verwahrung gegen die Heerführung entsprechen zu wollen, worauf am 15. Dezember Allerhöchstjener den Erlaß ausfertigte, der ihn zum „General-Capo über seine

Armada" ernannte. Es war von höchster Dringlichkeit, daß ein großes Heer aufgestellt wurde: die Lage des Kaisers war mit Jahresschluß 1631 mehr als je bedroht. Fast ganz Böhmen stand in der Gewalt des sächsischen Kurfürsten, und Gustav Adolf, der wie auf Sturmesflügeln Thüringen und Franken durcheilt, die „Pfaffengasse" entlang gegen den Rhein vorgerückt, war Herr und Gebietiger des ganzen nördlichen und des größten Theiles des westlichen Deutschlands. Auf Tilly konnte der Kaiser umsoweniger rechnen, als Kurfürst Max aller seiner Truppen zum Schutze Baierns bedurfte, denn er mußte gewärtigen, daß der Schwedenkönig, nachdem er am Rheine festen Fuß gefaßt, sich gegen ihn wenden werde; eine zweite Niederlage Tilly's aber, gleich der bei Breitenfeld erlittenen, zog nicht nur den Verlust Baierns nach sich, sondern auch den Einfall Gustav Adolf's in Oesterreich, den Losmarsch auf Wien!

Des Friedländers Glanz war selbst vor des Schwedenkönigs Siegeslauf nicht erblichen: sein Name besaß dämonische Anziehungskraft und binnen drei Monaten erstand ihm ein ansehnliches und trefflich gerüstetes Heer, zu welchem 29,000 Mann kraft eines zwischen dem Kaiser und dem Könige Spaniens am 14. Februar 1632 zu Wien geschlossenen Vertrages im Anzuge waren. War aber auch nun eine Kampfmacht vorhanden, so harrte die Frage, wessen Führung sie übergeben werden solle, noch immer der Lösung, da alle Unterhandlungen und Bemühungen, Waldstein hiefür zu gewinnen, erfolglos geblieben; nur so viel erreichte der Wiener Bischof, daß dieser für die ersten Tage des Aprils noch beim Heere zu bleiben versprach. Die Absicht, die solchem Sträuben zu Grunde lag, war, die wachsende Verlegenheit, worin sich der Kaiser durch die Annäherung des Feindes befand, kräftiglichst auszubeuten, Allerhöchstselbem die Zustimmung zu den Bedingnissen abzuringen, die er ihm nicht selbst vorlegte, aber durch Mittelspersonen zur Kenntniß brachte, und am 13. April hatte er endlich auch das kaiserliche Handbillet, dessen Inhalt mit: „Alles bewilligt!" am kürzesten gegeben, in der Tasche. Das Erste, was er unternahm, war die Säuberung Böhmens von den Sachsen und innerhalb Monatsfrist war sie gelungen, worauf er an der westlichen Grenze des Landes sein Heer zusammenzog und es von den Strapatzen ausruhen ließ, solcherart gegen den baierischen Kurfürsten, der vornehm-

lich seine Absetzung in Regensburg betrieben und sein steter Widersacher war, die langersehnte Rache übend; denn dieser war mittlerweile ein landloser Fürst geworden. Der Schwedenkönig, der am 15. April den ihm den Lechübergang verwehrenden Tilly in die Flucht und in den Tod gejagt, hatte am 17. Mai, den „Winterkönig" an seiner Seite, in München seinen Einzug gehalten, binnen wenigen Wochen sich ganz Baiern unterworfen. Waldstein rührte sich nicht vom Flecke trotz aller Hilferufe des Kurfürsten Max, der sich sogar herabließ, ihm durch den bei ihm in hoher Gunst stehenden und zu wichtigen Unterhandlungen verwandten Kapuzinerpater Valerian in Wien Aussöhnung anzubieten; trotz dringlicher Ansuchen des Kaisers, dem ein durch die Nähe der Schweden im August hervorgerufener, den Wiedererhalt freier protestantischer Religionsübung bezweckender oberösterreichischer Bauernaufstand derartige Furcht einjagte, daß er sein Hoflager von Wien nach Graz zu verlegen plante. Nicht eher, bis der baierische Kurfürst sich entschlossen, ihm entgegenzuziehen, sich mit ihm zu vereinigen, und ihm den unbeschränkten Oberbefehl auch über seine Truppen eingeräumt, brach Waldstein von Eger, wo die Zusammenkunft, bei welcher beide Fürsten, in der Kunst der Verstellung wetteifernd, sich umarmten und die Vereinigung ihrer Streitkräfte stattfand, nach Baiern auf und zog gegen Nürnberg, den strategischen Mittelpunkt der Unternehmungen des Schwedenkönigs. In festverschanzter Stellung traf er ihn und eine solche bezog er selbst, statt zu unverweiltem Angriffe, den der baierische Kurfürst wünschte, zu schreiten. So standen acht Wochen lang die beiden Heere in verschanzten Lagern gegenüber, sich beobachtend und bedrohend: endlich — am 4. September — griff Gustav Adolf den Kernpunkt der gegnerischen Stellung an. Das Stürmen, mit frühem Morgen begonnen, endete mit Einbruch der Nacht erfolglos und nach schweren Verlusten; noch schwerere aber erlitt das Schwedenheer durch das Ausgehen der Lebensmittel und das Einreißen einer Seuche, so daß der König am 18. September sich bewogen fühlte, sein Lager zu verlassen. Mit klingendem Spiele zog er vor dem feindlichen Heere vorüber, hoffend, daß sich Waldstein durch eine solche Herausforderung zum Angriffe verleiten lassen würde, doch dieser verbot seinen Truppen die mindeste Bewegung; zufrieden, sich ob der Behauptung der Wahlstatt den Sieger nennen zu können,

hob er vier Tage darauf gleichfalls wegen Proviantmangels sein Lager auf und wandte sich, dem baierischen Kurfürsten die Vertheidigung seines Landes anheimstellend, rasch nach Sachsen. Gustav Adolf hatte den Plan, in Oesterreich einzudringen und Wien einzunehmen: die Erwägung, daß der sächsische Kurfürst, wenn er ihm nicht Hilfe brächte, von Waldstein geschlagen, zur Vereinigung seines Heeres mit dem kaiserlichen gezwungen werden könnte, bestimmte ihn, zumal er sich mit seinem berühmten Gegner in offener Feldschlacht zu messen dürstete, diesem mit Hinterlassung starker Besatzungen in Baiern zu folgen. Dadurch war dem Brande des oberösterreichischen Bauernaufstandes das auffachende Element entrückt, seine Unterdrückung erleichtert: schon am 23. Oktober, an welchem Tage die Kommissarien ihre Thätigkeit begannen, konnte er als erloschen gelten. Neun Hauptschuldige wurden gehenkt; einige theils zu immerwährender, theils zu längerer oder kürzerer Landesverweisung, über 300 nach Wien abgeführte Gefangene zum Festungsbaue verurtheilt.

Hatte sich hiermit die vom Westen her die Hauptstadt bedrohende Gefahr verringert, so tauchten im Osten sie beunruhigende Anzeichen auf, indem türkische Streifschaaren in Ungarn eindrangen und Bethlen Gabor's Nachfolger in Siebenbürgen: Georg Rakoczy laut eines aufgefangenen Briefes dem Schwedenkönige den Einbruch in Oesterreich bis zum Eintreten des Frühlings zusicherte. Da trat ein Ereigniß ein, welches sothanes Versprechen hinfällig machte. In der Ebene von Lützen, einem anderthalb Meilen westlich von Leipzig gelegenen Städtchen, war es am 16. November zur Schlacht zwischen Gustav Adolf und Waldstein, einer der blutigsten des dreißigjährigen Krieges, gekommen, worin die Schweden den Sieg gewannen, aber ihren König verloren. Wie ein glänzendes Meteor war er an Deutschlands Himmel erschienen und verschwunden! Am 22. November traf Oberst Diodati, zur Berichterstattung über die Schlacht von Waldstein an den Kaiser entsendet, in Wien ein; doch erst sieben Tage später erhielt man daselbst sicheren Bericht über den Tod des Königs, dessen goldene Kette und blutbefleckter Lederkoller nachträglich eingeschickt und im kaiserlichen Zeughause aufbewahrt wurden. Dreizehn Tage nach Gustav Adolf's Tode war auch der „Winterkönig" eine Leiche.

„Obwohl man — besagt Graf Khevenhiller in seinen Annalen

— in Hoffnung gestanden, daß durch den Todesfall des Königs aus Schweden man desto eher zu einem Frieden gelangen würde, so hat sich doch das Wiederspiel gefunden, und sind seine hinterlassenen hohen und niederen Häupter und Offiziere, auch die gemeinen Soldaten nur verbitterter geworden und in ihren Progressen dermaßen fortgefahren, daß sich der Herzog von Friedland hat gar in das Königreich Böhmen retiriren müssen." — Die Schlacht bei Lützen, Mangel und Krankheiten hatten das kaiserliche Heer, welches in Böhmen die Winterquartiere bezog, furchtbar gelichtet. Noch am 7. März 1633 schrieb Waldstein dem Kaiser: „es sei so herabgekommen, daß es gleichsam neu hergestellt werden müsse", und gleichzeitig liefen bedenkliche Nachrichten von allen Seiten in Wien ein, insbesondere von Baiern, wohin die Schweden, über welche Herzog Bernhard von Weimar und Graf Gustav Horn, der Schwiegersohn der Reichskanzlers Oxenstierna, den Oberbefehl führten, wieder ihre Hauptmacht geworfen. Vergeblich waren alle Mahnungen des Kaisers an Waldstein, daß er unverzüglich dem baierischen Kurfürsten Hilfe zusende. Erst am 15. Mai brach er von Prag auf und wandte sich gegen die Sachsen in Schlesien; statt sie hinauszuschlagen, schloß er aber einen bis zum 2. Juli giltigen Waffenstillstand und trat in Unterhandlungen mit dem Kurfürsten. Ueber diesen auffälligen Schritt steigerte sich der Argwohn wider ihn in der Hofburg derart, daß der Kaiser den Hofkriegsrathpräsidenten: Grafen Heinrich Schlick in sein Lager nach Schlesien sandte, um sein Thun und Lassen genau zu erforschen und die höheren Befehlshaber insgeheim so zu stimmen, daß „Allerhöchstselber, falls mit dem Herzoge von Friedland seiner Krankheit halber *oder sonst* eine Veränderung erfolgen sollte, ihrer standhaften Treue versichert sein dürfte." Graf Schlick traf im Lager ein, als eben — am 22. August — Waldstein, der nach Scheitern der Unterhandlungen gegen Kursachsen blos mit dem Schwerte gerasselt, nicht losgeschlagen, einen abermaligen vierwöchentlichen Waffenstillstand geschlossen hatte, und dieser Umstand trug sicherlich nicht bei, ihm all das, was er dort erschaut und gehört, in besserem Lichte erscheinen zu lassen, färbte noch ungünstiger seine Berichterstattung zu Wien. Wie selbe ausgefallen, ist daraus entnehmbar, daß Bischof Anton dem Gesandten des bairischen Kurfürsten versicherte: „sollte Waldstein nicht zur Zufriedenheit des Kaisers sich er-

klären, so sei dieser zu anderen Mitteln entschlossen!" Gleichwohl trat gerade das Gegentheil des in den höfischen Kreisen Erwarteten ein: mit der Vorstellung, daß er neuerliche Unterhandlungen mit dem sächsischen Kurfürsten nur angeknüpft, um ihn für das Haus Oesterreich zurückzugewinnen und sodann mit seiner Beihilfe die Schweden aus dem Reiche zu jagen, stimmte Waldstein den Kaiser zu seinen Gunsten um, und zwar in erstaunlichem Grade, nach der Auszeichnung gefolgert, die er ihm kurz darauf ertheilte. Am 8. September, fünf Tage nach dem Tode des Erzherzogs Leopold in Tirol, wodurch den Wienern das von dem Kaiser allsonntäglich veranstaltete Konzert der Trompeter, Posaunen- und Zinkenbläser auf dem Burgplatze für einige Monate entzogen war, genas die Gemalin des Königs Ferdinand des ersten Knaben, und Allerhöchstselber zeigte nicht nur noch am selben Tage die Niederkunft seiner Schwiegertochter dem Friedländer eigenhändig an, sondern gewährte ihm auch die Ehre, unter die Pathen des neugebornen Erzherzogs, der in der Taufe ebenfalls den Namen: Ferdinand erhielt, aufgenommen zu werden. Uebrigens hatte die allerhöchste Umstimmung keinen langen Halt: sie verlor ihn schon am 25. September durch den böhmischen Oberstlandjägermeister Grafen Wolf von Wrzesowicz, der nach Wien gereist war, um dem Kaiser die geheime Mittheilung zu machen, daß Graf Anton Trzka, des Friedländers Schwager, bei einem Zechgelage die Gesundheit des „Königs Albrecht von Böhmen" ausgebracht und über dessen Einverständniß mit dem Feinde geschwazt habe.

Am 29. September nahm Waldstein die Feindseligkeiten gegen den sächsischen Kurfürsten wieder auf, die Erklärung nach Wien abgebend, daß „des Schwertes Schärfe ihn Vernunft lehren müsse", und ließ einige Regimenter in die Lausitz vorrücken, während er sich selbst rasch gegen die Oder wandte, wo 5000 Schweden bei Steinau standen, sie einschloß und zur Waffenstreckung zwang. In Folge dieses Handstreiches fiel Frankfurt an der Oder und Landsberg an der Warthe in seinen Besitz und Abtheilungen seines Heeres breiteten sich über die Mark Brandenburg und Pommern aus. Diese Erfolge reichten umsoweniger aus, des Kaisers Mißtrauen wider ihn abzuschwächen, als er dessen Befehle, den bei Steinau gefangenen Grafen Mathias Thurn nach Wien abzuliefern, nicht entsprach, ihn vielmehr frei ließ und,

nachdem er endlich den fast tagtäglich wiederkehrenden allerhöchsten Aufforderungen: dem barischen Kurfüesten Hilfe zu bringen, Gehör gebend, am 11. November die Lausitz verlassen hatte, nicht nur mit auffallender Langsamkeit und mit kaum 8000 Mann zuzog, sondern auch drei Tage nach seiner Ankunft in dem bairischen Grenzstädtchen Furth — am 3. Dezember — gar die plötzliche Umkehr nach Böhmen nahm, hiefür die Erklärung abgebend, daß „der Feind im Winter ohnedem nichts wagen werde und das kaiserliche Heer nicht getheilt werden dürfe." Nun ließ der Kaiser ihm erklären: „es sei sein bestimmter Wille, daß er selbst oder ein von ihm ernannter Stellvertreter gegen Bernhard von Weimar, der Regensburg erobert, in den Kampf ziehe, mithin ein Winterfeldzug stattfinde; er lehnte dies mit der Einwendung ab, daß „in drei Tagen ein Heer dergestalt zu Grunde gerichtet werden könne, um es in drei Jahren nicht wiederherzustellen; übrigens er sich erbiete, Alles zu thun, was nothwendig und möglich sei, sollte er auch darüber crepiren!" — Hierauf wünschte der Kaiser, daß das Heer im Winter nicht die Erblande belaste, sondern in Feindesland Quartiere beziehe; er theilte dagegen die Winterquartiere in Böhmen, Mähren und Oesterreich aus, Allerhöchstselben ersuchend, die nöthigen Befehle zur Aufnahme und Verpflegung der Truppen zu geben, und drang ihm durch das am 17. Dezember übersandte Gutachten eines einberufenen Kriegsrathes, welches die Verlegung der Winterquartiere außerhalb der Erblande für unausführbar erklärte, die Einwilligung ab. Alldies bestärkte den Wiener Hof in der Furcht, daß Waldstein geheime hochverrätherische Unterhandlungen mit Frankreich und Schweden pflege, welche Furcht auch insoweit nicht grundlos war, als er mit selbigen Mächten unterhandelte, um die Königskrone Böhmens, auf welches Reich er, nachdem der Kaiser ihm ein österreichisches Erbland als Belohnung für seine Dienste zuerkannt, Ansprüche zu haben glaubte, für sich zu erlangen und um einen Frieden zu schließen, durch welchen er der Unentbehrliche für das Haus Habsburg blieb. Immerhin war sein Benehmen so zweideutig, daß die Jesuiten, die Partei des bairischen Kurfürsten und des spanischen Hofes ein sehr leichtes Spiel hatten, den Kaiser, der es tief empfand, daß er „einen Mitkönig habe und nicht mehr frei über seine Länder verfügen könne", zudem gar nicht die Absicht hatte, noch haben konnte,

den Vertrag, wodurch er sich einen solchen gesetzt, länger zu halten, als er hiezu durch die äußerste Noth gezwungen war, zur Absetzung des allerhöchst unbequemen Dieners zu bestimmen, und ehe noch das Jahr zu Ende gegangen, sandte Allerhöchstselber Unterhändler an die vornehmsten Generale ab, um ihnen seinen Vorsatz vertraulich mitzutheilen und sich ihrer Treue zu versichern, ließ er die böhmische Königskrone verstohlener Weise nach Wien einbringen.

Waldstein, der durch seine Anhänger am kaiserlichen Hofe über alle daselbstigen Vorgänge und Anschläge treuliche Kunde erhalten, war nicht gewillt, die Absetzung diesmal wie zu Regensburg gefügig hinzunehmen, und berief die Generale und Obersten der in Böhmen liegenden Regimenter für den 11. Januar 1634 nach Pilsen, um sie an seine Person zu ketten; die meisten kamen, nur nicht Graf Mathias Gallas und sein Schwager: Freiherr von Aldringer, welche Graf Ottavio Piccolomini, gleich ihnen dem Kaiser unbedingt ergeben, gewarnt hatte. Den Versammelten ließ Waldstein zuerst mancherlei Klagen gegen den Kaiser, wovon einige in Anbetracht des Handbillets vom 13. April 1632 wohlberechtigt waren, und sodann den Entschluß: den Oberbefehl niederlegen zu wollen, zur Kenntniß bringen, womit er das, was er beabsichtigt, erreichte: eine von ihnen unterzeichnete Schrift, in welcher sie ihn flehentlich baten, „ohne ihr Vorwissen und Willen vom Heere nicht abzugehen, wogegen sie an Eidesstatt gelobten, treu zu ihm zu halten, Jeden, der dawiderhandeln wollte, für einen Ehrvergessenen zu erklären, und sich schuldig erachteten, an dessen Hab und Gut, Leib und Leben Rache zu nehmen." Die erste genaue Kunde von diesem „Pilsener Verbündniß" kam dem Kaiser durch seine Neffen: die Prinzen Franz und Mathias von Toskana zu, und die unmittelbare Folge war die Ausfertigung eines allerhöchsten Patentes, welches Befehlshaber, Offiziere und Soldaten des Gehorsams gegen Waldstein als Oberbefehlshaber entband und sie an den Generallieutenant Grafen Gallas wies. Dieses Patent ward am 24. Jannar erlassen, doch nicht bekanntgegeben, da es zu gefährlich däuchte, offen gegen den mächtigen Kriegsfürsten zu verfahren, sondern Gallas nur damit betraut, dessen Stellung heimlich zu untergraben, die einflußreichsten Generale von ihm abzuziehen, wie denn auch der Kaiser selbst gemäß seiner

jesuitischen Moral noch 20 Tage lang im Briefwechsel mit dem Manne blieb, den er als einen Verbrecher beargwöhnte. —

An alle Klöster in Wien war am 25. Januar der allerhöchste Auftrag ergangen, tagtäglich Gebete und Andachtsübungen zu verrichten, damit dem Grafen Gallas des Himmels Schutz nicht fehle: innerhalb zwei Wochen war seine Unterwühlung des Heeres so weit gediehen, daß man die Minen springen lassen konnte. Am 14. Februar erging gleichzeitig mit des Kaisers Ansuchen an den Bischof von Wien, im Stefansdome das allerheiligste Sakrament auszustellen, an Gallas der Befehl, die Absetzung Waldstein's zu veröffentlichen, sich seiner und seiner vornehmsten Anhänger lebendig oder todt zu bemächtigen und alle ihre Güter einzuziehen. Zwei Tage vorher hatte der Kaiser den zu Wien tagenden Ständen sein Vorhaben angezeigt, auf kurze Zeit noch sechs Regimenter zu Fuß nach Niederösterreich zu verlegen, da „solche böse Vorhaben an den Tag kommen, daß das Kriegsvolk nicht weit auseinander liegen dürfe", und ihrer unwillfährigen Erwiderung entgegengestellt, daß „die Ursachen sich nicht eröffnen lassen, aber mit ehestem kundbar werden könnten"; nun ward diese Verlegung der Regimenter dahin gedeutet, daß sie zur Abwehr eines von Waldstein beabsichtigten Ueberfalles der Hauptstadt Niederösterreichs herbeibefohlen seien, und keine geringe Aufregung bemächtigte sich ihrer Bewohnerschaft. Wenige Tage später traf daselbst der Feldmarschall Ernst von Scherfenberg ein, der von Waldstein abgesandt worden, um die in Niederösterreich gelegenen Truppen unter seinen Befehl zu bringen und von ihren Obersten ebenfalls die Unterschriften für das Pilsener „Verbündniß" zu erzielen, und an sein Erscheinen knüpfte sich sogleich das Gerücht, daß er den Auftrag habe, Wien zu überfallen, zu plündern, in Brand zu stecken, den Kaiser und seine Familie zu ermorden. So widersinnig es unter den gegebenen Umständen war, rief es dennoch allgemeinen Schrecken hervor, insbesondere in den Vorstädten, von denen alle werthvolle Habe in die innere Stadt geflüchtet wurde, und selbst die Verhaftung Scherfenberg's, dessen Reiterei auch des Gehorsams gegen ihn entbunden wurde, trug zur Beruhigung der Gemüther nicht bei, da in den drei folgenden Nächten an verschiedenen Stellen Feuer ausbrach und daraus der Glaube an Brandstiftung scheinbare Bestätigung erhielt.

Während diese Angstraserei zu Wien im Schwange war und

mancher „gutgesinnter" Bürger das Gutachten stammelte, daß sich Alles am leichtesten durch das „Niedermachen des Friedländers" lösen möchte, war dieser auf Sicherung seiner Person bedacht, die einzig und allein der Uebertritt zu den Feinden des Kaisers gewährte. Er schickte Eilboten an Bernhard von Weimar um Hilfe und begab sich, um ihr näher zu sein, mit geringer Truppenzahl nach Eger; ehe sie jedoch eintreffen konnte, ward er — in der Nacht vom 24. auf den 25. Februar — nebst seinen Schwägern: den Grafen Kinsky und Trzka, dem General von Illow und dem Rittmeister Neumann, von irländischen und schottischen Offizieren und Soldaten seines Gefolges unter Anleitung des Obersten Buttlar — kein einziger Deutscher ist hierunter gewesen! — ermordet. Auf halbem Wege zwischen Verrath und Treue traf ihn die „rasche" Exekution, welche der Kaiser über ihn verhängen zu müssen und zu dürfen glaubte. „Der Skorpion war auf der Wunde, die er gemacht, erdrückt!" — wie eine welsche Natter in der Hofburg gezischelt. „Ach, mein Waldstein!" — soll der Kaiser bei Erhalt der Mordkunde bewegt ausgerufen und den Zweifel geäußert haben, ob selber nicht von seinen Feinden schwärzer gemacht worden sei, als er in Wahrheit gewesen; gewisser ist, daß er ihm und den anderen „Niedergemachten" über das Leben hinaus keinen Groll nachtrug, sintemalen er 3000 Messen für ihre Seelenruhe lesen ließ, und ganz unbestreitbar, daß er den Hauptmann Deveroux, der dem Friedländer den Todesstoß versetzt, sogleich zum Oberstlieutnant beförderte und dem Obersten Buttlar am 23. März durch den Bischof von Wien eine kostbare Kette mit seinem Bildniß und den Kammerherrnschlüssel überreichen ließ. —

Die mißlichen Verhältnisse, in welche der Kaiser mit Gustav Adolf's sieghaftem Einschreiten gerathen und bis zu Waldstein's Ermordung fast ununterbrochen verstrickt blieb, hatten ihm nicht gestattet, das Werk der Rückkatholisirung in Oesterreich mit rücksichtloser Strenge fortzuführen. Innerhalb dieses fünfjährigen Zeitraumes waren blos zwei diesbezügliche Edikte erflossen, wovon das eine über die Erziehung evangelischer Unmündiger und die Verwaltung ihrer Güter Vorschriften ertheilte, das andere den Adeligen, die ihres Glaubens wegen entlassene Beamte oder Bediente als Hausmeister in ihren Freihäusern zu Wien angestellt, solchen Unfug verbot und den Landmarschall Sig-

mund Adam von Traun beauftragte, hierüber nähere Erkundigungen einzuziehen und die Namen dieser „sogenannten" Hausmeister zur weiteren Maßregelung nach Hof zu berichten. Das Versäumte nachzuholen, lag dem Kaiser um so dringlicher am Herzen, als sogar Prediger unter allerlei Verkappungen wieder in das Land hereingeschmuggelt worden, und demnach erließ er, sowie er von Gallas beruhigende Meldungen über die Stimmung des Heeres empfangen, am 7. April ein General-Mandat an alle Stände und Unterthanen in Städten, Märkten und Dörfern Niederösterreichs, worin er sich beklagte, daß sie seinen früheren Verordnungen nicht gehorsamlich nachgekommen, sondern selbe vielfältig übertreten, bekanntgab, daß er entschlossen sei, selbe steif und fest handzuhaben, ihrem Ungehorsam nicht länger zuzusehen, und allen Ernstes anbefahl, von nun an sich gänzlich und auf immerdar jeder nichtkatholischen Religionsübung, der Einführung von Predigern, der Lesung evangelischer Bücher und Schriften, des Fleischessens an den vorgeschriebenen Fasttagen, jeglicher Haus- und Feldarbeit an den kirchlichen Feiertagen zu enthalten, widrigenfalls sie unnachsichtlich aus dem Lande verwiesen und ihre Besitzthümer jederlei Art zu der landesfürstlichen Kammer gezogen werden würden.

Am 27. April zeigte der Kaiser dem gesammten Heere die Ernennung seines Sohnes: des Königs Ferdinand mit dem Bedeuten: „ihm gleichen Gehorsam zu leisten, als wäre er selbst bei der Armee", zum obersten Befehlshaber mit Gallas ihm zur Seite an, und unmittelbar vor seiner Abreise — am 2. Mai — verfügte sich der Ernannte mit großem Geleite in die Kirche der unbeschuhten Karmeliter im unteren Werd, um von Gott einen gesegneten Erfolg seines ersten Waffenganges zu erflehen. Durch die eben vollständig angelangten Hilfsvölker aus Italien und Spanien verstärkt, schritt er zur Ausführung des entworfenen Planes, die Donau vom Feinde zu befreien und hiedurch ihm den Weg nach Oesterreich zu versperren; nach Baiern eingerückt, zwang er am 28. Juli das wichtige Regensburg zur Uebergabe, welches Bernhard von Weimar und Horn vergeblich zu entsetzen versucht, und brachte deren vereinigter Kampfmacht am 6. September bei Nördlingen eine vollständige Niederlage bei, wodurch Baiern, Schwaben und Franken rasch von den Schweden gesäubert wurden und die katholische Partei im Reiche wieder das Uebergewicht erlangte.

Fürst Hannibal Gonzaga überbrachte die Freudenkunde dieses Sieges dem Kaiser nach Wien, der, die kurze Zuschrift seines Sohnes unter Thränen lesend, sofort Dankgebete in allen Kirchen veranstalten ließ, wozu die Bürger auf der Predigerbastei die Geschützsalven gaben, und wenige Tage darauf zum fortdauernden Gedächtnisse an den glänzenden Sieg für die spanischen Benediktiner von Montserrat*) ein Kloster und eine der heiligen Jungfrau geweihte Kirche stiftete, für deren Bau er einen großen Flächenraum links am Eingange der Alserstraße bestimmte. Als der Stadtoberst gegen diesen Bau Bedenken erhob, da er den Bastionen zu nahe komme und ein Feind sich desselben zu seinem Vortheile bedienen könnte, entgegnete der Kaiser: „Zum Schutze einer Stadt gibt es keine bessere Bastion, als eine Kirche Unserer lieben Frau. Die Kirche wird an dieser Stelle erbaut werden, nichts ist sich von ihr zu befahren, viel dagegen zu getrösten!" — Viele bei Nördlingen gefangene Offiziere, worunter auch der aus kaiserlichem und baierischem Dienste in schwedischen und zum Protestantismus übergetretene Johann Philipp Cratz von Scherfenstein, ein bewährter Kriegsmann, sandte König Ferdinand nach Wien, damit sie wohl verwahret würden, und am 24. November brach er selbst dahin auf. Er fuhr auf der Donau bis Tulln und ritt von da nach Neustadt, wohin sich der Hof wegen der mittlerweile zu Wien ausgebrochenen Pest begeben hatte. Ein Kammerdiener eilte in das Gemach des Kaisers, ihm die Ankunft seines Sohnes, der erst erkannt wurde, als er vom Pferde stieg, vermeldend, und Allerhöchstselber lief ohne Hut und Mantel „zu großer Verwunderung der im Vorzimmer und in der Ritterstube stehenden Personen" an die Treppe, wo er den sieghaften Oberfeldherrn in die Arme schloß. In Wonneseligkeit schwamm der ganze Hof, der erst nach Neujahr in die Wiener Hofburg zurückkehrte, wohin ihm bald die Kunde nachfolgte, daß kraft des Sieges bei Nördlingen der Kurfürst von Sachsen sich bewogen fühle, seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen.

Am 23. Mai 1635 brach König Ferdinand, dem seine Gemalin eine glänzende Festlichkeit veranstaltet, wobei von Hofdamen ein „Schauspiel mit angebrachter Maschinerie" aufgeführt wurde, nach

*) Von dem Volke „Schwarzspanier" genannt.

Anhörung einer feierlichen Messe bei den Karmelitern, wie im Vorjahre, von Wien zu dem Heere wieder auf, doch begab er sich vorerst nach Prag, wo er am 30. Mai als Bevollmächtigter des Kaisers einen Frieden mit dem sächsischen Kurfürsten schloß, wornach dieser gegen Zugeständnisse, die eine stillschweigende Zurücknahme des „Restitutionsediktes" enthielten, sich verpflichtete, sein Heer mit dem kaiserlichen zur Bekämpfung der Schweden zu vereinen. Am 12. Juli forderte der Kaiser alle Stände des Reiches auf, sich diesem Prager Frieden anzuschließen, um mit geeinter Macht die Schweden vom deutschen Boden zu vertreiben, und sechs Tage später löste König Ferdinand das Kriegsgericht auf, welches zur Vernehmung und Aburtheilung der hochverrätherischen Einverständnisses mit dem Friedländer angeklagten und verhafteten Personen hohen und niederen Ranges eingesetzt worden. Gegen fünf hatte es das Todesurtheil ausgesprochen, doch schenkte der Kaiser vieren das Leben, worunter dem Feldmarschall Scherfenberg, der die Wiener im Vorjahre in so unsinnigen Schrecken versetzt und nun zur lebenslänglichen Gefangenschaft auf dem Spielberg bei Brünn abgeführt wurde; drei Wochen vorher — am 26. Juni — war der bei Nördlingen gefangene, seiner Haft entschlüpfte, in Schlesien aber wiederaufgegriffene Cratz von Scherfenstein auf dem Rathhause zu Wien enthauptet worden.

Fast allgemein überraschte es, daß der Kaiser die kriegsgerichtlich gefällten Urtheile in so geringfügiger Weise herabmilderte, da ein freudiges Familienereigniß: die Vermählung seiner Tochter, der Erzherzogin Maria Anna, mit seinem Busenfreunde und Schwager, dem bereits sechzigjährigen Kurfürsten Max von Baiern, altem höfischem Brauche gemäß erhoffen ließ, daß der allerhöchste Gnadenborn reichlich sich entleeren werde; dagegen gab selbes nur Anlaß zu großer Prachtentfaltung und bunter Reihenfolge von Lustbarkeiten. Der Kaiser fuhr dem Bräutigam mit 125 sechsspännigen Wagen nach Nußdorf entgegen und die Bürgerschaft Wiens, mit ihrem am 20. März 1632 in den Ritterstand erhobenen Bürgermeister Daniel Moser an der Spitze, bereitete ihm innerhalb der Stadtmauern einen festlichen Empfang*); Ringelrennen und andere ritterliche Spiele, Jag-

*) Bei der Ankunft ward von dem Kirchenbaumeister Humpeller auf dem

den, auch eine Wasserjagd auf einer Donauau, und ein glänzender Ritterschlag zum goldenen Vließ verherrlichten den mehrtägigen Aufenthalt des am 15. Juli getrauten Paares in Wien. Der baierische Kurfürst feierte das Beilager in einem Zeitpunkte, wo es den Anschein hatte, daß der schon fast 20-jährige Kampf im Reiche seinem Ende nahe sei, denn die meisten protestantischen Stände traten, der Kriegesdrangsale satt und nach Wiederkehr der Ruhe sehnsüchtig, dem Prager Frieden bei. Nun aber griff Richelieu zum dauernden Verderben des deutschen Reiches ein, erst die Friedensgeneigtheit des schwedischen Reichskanzlers durch allerlei Künste vernichtend, sondann Bernhard von Weimar berückend, daß er seine Feldherrngabe gegen Sold und gleißnerische Versprechungen zur Verfügung des französischen Königs stellte, endlich durch dessen eigene Kriegserklärung an den Kaiser und an den König von Spanien. Diese Betheiligung einer katholischen Macht, welche bloß selbstische Zwecke verfolgte, schuf den Krieg im Reiche, der schon seit dem Tode des Schwedenkönigs an religiösem Charakter eingebüßt, zu einem überwiegend politischen um. —

Bis zum Frühjahre 1636 setzten Frankreich und Schweden eine ansehnliche Waffenmacht in Bewegung. Am 14. Mai verließ König Ferdinand Wien, um sich zum Heere zu begeben, und am selben Tage reiste auch der Kaiser sammt Gemalin und zahlreichem Hofstaate ab, den Weg nach Regensburg einschlagend, wohin der Reichserzkanzler die Kurfürsten auf den 7. Juni zu einer Berathung über die römische Königswahl geladen. Verschiedene Hindernisse, wovon kein unwesentliches die von dem spanischen Oberbefehlshaber verfügte Gefangennehmung und Abführung des mit den Franzosen verbündeten Kurfürsten Philipp Christof von Trier nach den Niederlanden war, stellten sich jedoch der ausgeschriebenen Zusammenkunft entgegen und nöthigten den Reichserzkanzler, eine neuerliche Ladung auf den 8. September ergehen zu lassen. Der Kaiser, den die Hinausschiebung höchst unangenehm berührte, da ebendamals ihm nicht zweifelhaft erschien, seinem Erstgebornen die Nachfolge in der Kaiserwürde zu erwirken, beschloß, bis zum September den Aufenthalt in Oberösterreich zu nehmen, und

---

Knopfe des Stefansthurmes zuerst ein Fahnenpaar geschwungen, sodann ein Feuerwerk abgebrannt.

nützte ihn recht weidlich zur Befriedigung seiner Jagdlust aus, maßen er binnen 14 Tagen bei Linz nicht weniger als 427 Hirsche erlegte. Die Nachrichten, daß ein französisches Heer, welches sich mit den Schweden in Verbindung zu setzen suchte, aus Lothringen und vom Rheine vertrieben, der Reitergeneral Johann von Werth sogar in Frankreich eingedrungen und von einer Unternehmung auf Paris nur durch die Waffenerfolge der Schweden, die unter dem Oberbefehle Johann Baner's die Sachsen in zwei Schlachten schlugen, abzustehen genöthigt worden, waren nicht der Art, um seinem Vergnügen Eintrag thun zu können. Auch in Wien, wo der jüngere Sohn des Kaisers: Erzherzog Leopold Wilhelm für die Dauer der allerhöchsten Abwesenheit an das Regierungsruder gestellt war, fanden in diesem Sommer, von den zurückgebliebenen Mitgliedern des Kaiserhauses veranstaltet, mehrere heitere Festlichkeiten statt; so wurde auf Anregung der Königin Maria und mit Unterstützung des Kardinals von Dietrichstein der Geburtstag ihres Gemals am 18. August als ein Hof- und Volksfest gefeiert. „Nach dem durch den Kardinal gesungenen Pontifikalamt und der Hoftafel — berichtet Graf Khevenhiller — erschienen die Fleischhauer der Stadt Wien in stattlichem Aufzuge zu Roß mit Pauken und Trompeten. Knechte derselben führten eine Ochsenhaut mit sich, von welcher die Leute, die ihnen begegneten, in die Höhe geschnellt wurden. Hierauf kam ein Wagen mit einer schwäbischen Bauernhochzeit, deren Mitglieder heimatliche Tänze ausführten. Unterdessen vereinigten sich 37 Damen mit einigen der vornehmsten Herren zu einem reichen Gastmahle, welches der Kardinal besorgt hatte. Der erste Gang bestand aus lauter Schaueſſen, in deren Innerem lebendige Thiere sich befanden. Bei Abhebung der Deckel flogen unter schallendem Gelächter der Gäste allerlei Vögel heraus, sprangen Lämmchen, Kaninchen und Hasen auf dem Tische herum, den Damen sogar auf die Köpfe. Dem Gastmahle folgte ein Aufzug, bei welchem 21 wallachische Bauern-Paare in neuen Kleidungen nach nationaler Weise tanzten. Zur Belustigung des Volkes warf der Kardinal kleine Silbermünzen unter dasselbe aus. Noch waren Kletterbäume mit angehängtem Geflügel, nebst Hüten und Bändern aufgerichtet; auch ein Faß Wein wurde ausgeschenkt. Nachdem sie diesen Belustigungen zugesehen, zogen die hohen Herrschaften nach dem großen Saale in der Burg, wo auf

einer Bühne eine mythologische Scene in italienischer Sprache, sodann ein Tanz dreier Hirtenpaare aufgeführt wurde, und in Fröhlichkeit nahm dieser Tag ein Ende."

Noch im Augustmond trat der Kaiser von Wels die Reise nach Regensburg an und am 7. September hielt er daselbst mit Gemalin und Gefolge seinen feierlichen Einzug. Am 15. fand die erste Sitzung der Kurfürsten statt, mit Ausschluß des Trierers, den der Kaiser als aus aufgefangenen Briefen überwiesenen Reichsverräther nach Linz in Gewahrsam einliefern lassen, und sofort ließ ihnen Allerhöchstselber seine „Proposition" übergeben, welche den zerrütteten Zustand des Reiches schilderte, Vorschläge zu dessen Hebung heischte und als Dringlichstes erklärte, noch bei seinen Lebzeiten einen Nachfolger zu ernennen, wofür er seinen Sohn Ferdinand vorschlug, versichernd, daß er dies trotz aller Liebe zu ihm nicht thun würde, wüßte er nicht, daß derselbe alle Eigenschaften besitze, die ihn der Wahl würdig machten. Mehrere Tage verstrichen, bis die Kurfürsten schlüssig wurden, über die Beruhigung des Reiches und eine Amnestie vor der Wahl eines römischen Königs zu berathschlagen, und noch hatten sie damit nicht begonnen, als am 4. Oktober Baner bei Wittstock einen gewichtigen Sieg über die kaiserlichen und sächsischen Truppen errang, wodurch beinahe ganz Brandenburg, Sachsen und Thüringen in seine Botmäßigkeit fielen und der schwedische Waffenruhm, der seit Nördlingen seinen Zauber verloren, ihn vollkommen wieder erlangte. Solches Sinken der Wage des Kriegsglückes drückte auch die Stimmung für die Sache des Kaisers im Kurfürstenkollegium herab und deshalb erachteten die kaiserlichen Räthe die Anherberufung des Königs Ferdinand für geboten, weil überzeugt, daß selber durch seine Gegenwart und „herrlichen Qualitäten" den günstigsten Einfluß ausüben würde. Der Kaiser, ihrer Ansicht beipflichtend, berief gleichzeitig seinen Sohn und dessen Gemalin: am 15. Oktober traf jener, am 18. diese zu Regensburg ein. Es scheint die Anwesenheit des Königs Ferdinand in der That den gewünschten Einfluß gehabt zu haben, da am 27. die Kurfürsten sich einigten, die obigerwähnte Berathschlagung der Wahlvornahme nachzusetzen, unzweifelhaft aber trug ein Krankheitsanfall, der den Kaiser am 8. November des Bewußtseins zwei Stunden lang beraubte und die Besorgniß wachrief, daß er die Nacht nicht überleben dürfte, zur

schleunigen Abwickelung der Angelegenheit bei, und nachdem alle Förmlichkeiten durchgemacht waren, wurde der Wahltag auf den 22. Dezember festgesetzt. Der Kaiser hatte sich mittlerweile so weit erholt, daß er sammt Gemalin das Gelübde ablegte, zu „Unserer lieben Frau", auf deren Beistand für seinen Sohn er zuversichtlich baute, nach Mariazell zu wallfahren, und erlebte auch die Freude, daß dieser zum römischen Könige, zu seinem Nachfolger auf dem Kaiserthrone gewählt wurde. Die Kunde hievon langte am 4. Januar 1637 zu Wien an und hatte eine allgemeine Stadtbeleuchtung zur Folge, wie selbe noch nicht stattgehabt, nämlich mittelst Kerzen- und Lampenlichter in den Fenstern, anstatt der Feuerpfannen in den Straßen.

Noch wohnte der Kaiser der Krönung seines Sohnes am 30. Dezember 1636 und jener seiner Schwiegertochter am 21. Januar 1637 bei; zwei Tage darauf verließ er, nicht geradezu krank, aber äußerst schwach und matt, die Reichsstadt. In Oberösterreich angekommen, weilte er einige Tage zu Wels, des Willens, mit dem römischen Könige, der, mit den Schlußgeschäften am Kurfürstentage betraut, ihm dahin nachfolgen sollte, seinen Einzug in Wien zugleich zu halten, weshalb er am 5. Februar den Bürgermeister, den Landmarschall, die geheimen Räthe und die Hochschule aufforderte, sich hiefür zu rüsten; zunehmendes Uebelbefinden und Anschwellen der Schenkel ließen es ihn jedoch nicht räthlich erscheinen, die Rückkehr nach Wien zu vertagen. Am Abende des 8. Februar langte er daselbst an, wohin er einen Eilboten vorausgeschickt, daß alle Empfangsfeierlichkeiten unterbleiben, für den römischen König, der bald eintreffen werde, verspart bleiben sollten, und hielt seine Einfahrt in die Stadt durch das Kärntnerthor, nicht durch das nähere Burgthor, um im Vorüberfahren die Kapelle „Unserer lieben Frau von Loretto" in der Augustinerkirche zu besuchen. Nach einem Tage der Rast unterzog er sich ärztlicher Behandlung. Die fünf Leibärzte erkannten einhellig die Nothwendigkeit, eine „Spezialkur" mit ihm vorzunehmen, und verordneten täglich „Purgirtränke." Am 14. Abends verschlimmerte sich sein Zustand: Athembeklemmung, Erhitzung des Körpers und anhaltende Schlaflosigkeit traten ein und gegen Morgenanbruch „sank — wie die Aerzte sagten — ein Katarrh auf die Luftröhre und Lunge allmälig herab." Seine bevorstehende Auflösung ahnend, nahm der Kaiser Abschied von seiner Gemalin, hiebei äußernd,

daß er diesen Tag nicht überleben werde, und mahnend, daß sie ja die angelobte Wallfahrt nach Mariazell nicht verabsäumen möge; sodann ließ er seinen Beichtvater Lamormain rufen. Mit den Worten: „Ewiger Gott, erbarme dich meiner; heiligste Jungfrau Maria, bitte für jetzt und in der Stunde meines Absterbens; heiliger Schutzengel stehe mir bei und verlaß mich nicht in meinen letzten Zügen; heiligster Patriarch Ignatius bitte für mich!" hub er die Beichte an und, nachdem er sie abgelegt, begehrte er unverzüglich, daß Lamormain die Messe*) lese und ihm den Leib des Herrn reiche. Indem hiezu die Vorkehrungen getroffen wurden, drückte einer der Leibärzte die Befürchtung aus, daß der Stickfluß noch vor Beendigung der Messe überhandnehmen und die Kommunion hindern könnte; sofort wurde aus der Burgkapelle eine geweihte Hostie gebracht und dem Kaiser gereicht, worauf er auch die letzte Oelung empfing. Hierunter nahmen seine Kräfte sichtlich ab, so daß der Beichtvater das Sterbegebet sprach: die Aerzte sagten, daß der in den letzten Zügen Liegende, obschon er nach der Kommunion die Sprache verloren, doch noch Alles verstanden habe. Eine geweihte Wachskerze in der Hand haltend, entschlief Kaiser Ferdinand II. um 9 Uhr Vormittags des 15. Februar, eines Sonntags, im 59. Jahre seines Alters, während in allen Kirchen Wien's Bittandachten für seine Genesung abgehalten wurden. Seinem Verscheiden wohnten bei außer den fünf Leibärzten: die Kaiserin, seine Kinder: Leopold Wilhelm und Cäcilie Renata, sein Oberjägermeister Graf Bruno Mannsfeld und an Geistlichen: sein Beichtvater Lamormain, der Kaiserin Beichtvater Lukas Fanini, der Hofprediger Weingartner, der Pater Wolfgang Hagenmüller und noch vier andere Patres, sämmtliche dem Jesuitenorden angehörig. —

Am 22. Februar landete der erwählte römische König und nunmehrige Kaiser Ferdinand III. mit seiner Gemalin in aller Stille zu Nußdorf und fuhr nach der Hofburg, allwo er an der Leiche des Vaters im Gebete niedersank. Erst am 17. März fand in der Augustinerkirche der große Trauergottesdienst statt, welchen der apostolische Nuntius, von zehn infulirten Prälaten umgeben, hielt, und am 21. um 5 Uhr Früh ward der Leichnam des Kaisers unter dem Geläute aller Glocken

*) Im Schlafgemache des Kaisers befand sich ein Altar.

nach Graz abgeführt, um — wie er in seinem Testamente verordnet — in der von ihm bei der Domkirche erbauten Kapelle an der Seite seiner 1616 verstorbenen ersten Gemalin: Maria von Baiern, der Mutter aller seiner ihn überlebenden Kinder, bestattet zu werden. Der Trauerkatafalk, welchen ihm die Jesuiten in der Universitätskirche zu Wien errichteten, zeichnete sich durch seine Pracht aus und gab ihren Schmerz um den Verstorbenen nicht weniger zu erkennen, als den Wohlstand, den sie ihm verdankten. „Nehmt nur! — pflog der Dahingeschiedene zu ihnen zu sagen, wenn er ihnen etwas spendete — Ihr werdet nicht immer einen Ferdinand den Zweiten haben!“ Gleichwohl hatten sie keinen Grund, den Regierungsantritt seines Nachfolgers nicht freudig zu begrüßen, denn Ferdinand III. erbte nicht blos die Throne und den Krieg, auch die Grundsätze des Vaters — nur an geistiger Begabung hatte er den Kürzeren bei der Hinterlassenschaft gezogen!

8.

In Gehorsam niedergezwängt waren die habsburgischen Erblande, dagegen war die katholische Geistlichkeit hierin zu weit größerer Macht wie vor der Reformation erhoben, als Kaiser Ferdinand III. die Regierung antrat. Mit dem Feldherrnlorbeer, den er bei Nördlingen errafft, sich begnügend, wahrscheinlich auch mit der Würde der Majestät die oberste Heerführung unverträglich erachtend, übergab er selbe dem Grafen Gallas und verblieb in der Residenzstadt Wien, deren Rechte, insbesondere das „Einstandsprivilegium" er sogleich zu bestätigen, weiters dem Bürgermeister Ritter von Moser väterliche Sorgfalt für die Hebung ihres Wohlstandes zu verheißen geruhte. Allerhöchstselber bewährte auch ein reges Streben für die Einkehr einer besseren Verwaltung in seinen Landen, allein der fortwüthende Krieg mit seinen Drangsalen stellte sich ihm unüberwindlich entgegen; zudem erfochten die kaiserlichen Waffen, schlecht geführt, nirgends einen nennenswerthen Vortheil; im Südwesten des Reiches wurden sie in den Jahren 1637—38 gar in acht Schlachten, die ihnen Bernhard von Weimar lieferte, in rascher Folge geschlagen. Trotz aller Niederlagen blieb der Kaiser jedoch dem Sisteme seines Vaters in religiöser Beziehung unerschütterlich getreu und erließ am 3. September 1638, ein früheres Gesetz desselben erneuernd, ein Edikt für das Erzherzogthum Oesterreich, laut dessen das Verbot heimlicher Zusammenkünfte, des Predigtlesens, des Beherbergens unkatholischer Geistlicher, des Fleischessens an Fasttagen und des Verbreitens evangelischer Bücher bei Strafe der Landesverweisung und Gütereinziehung den annoch vorhandenen Anhängern der neuen Lehre mit dem Beifügen, daß Niemand ohne besondere Ermächtigung an unkatholische Orte reisen dürfe, eingeschärft wurde. Außerdem bekam der Stadtrath zu Wien in wieder-

holte Erinnerung gebracht, daß das Bürgerrecht blos auf Katholiken beschränkt sei und bleibe, wogegen dieser, mit dem Bürgermeister an der Spitze, die vergeblich geschriebene Bitte dem Kaiser überreichte, die Juden „sammt und sonders aus dem ganzen Lande oder wenigstens aus der Stadt auf drei Wegmeilen in der Runde hinauszuschaffen." —

Mit Ende April 1639 zog das Kriegsgewitter auch wieder gegen die Erblande herauf: die schwedische Hauptmacht drang unter Baner in Böhmen ein und breitete sich bald über die meisten Kreise dieses Landes aus, während der ganze Elsaß und die wichtige Festung Breisach der Herrschaft Bernhard's von Weimar zufielen; wohl starb dieser geniale Feldherr schon am 19. Juli eines plötzlichen Todes, doch sein Heer und seine Eroberungen gingen an Frankreich über, das nun zu noch nachdrücklicherer Kriegführung am Rhein und im deutschen Süden sich anschickte. Die Hauptschuld an den vielen Mißerfolgen, welche das kaiserliche Heer in den letzten Jahren erlitten, maß die öffentliche Meinung in Wien der feldherrlichen Unfähigkeit des Grafen Gallas bei und was die Volksstimme laut aussprach, das erlaubten sich auch die Höflinge mindestens zu flüstern; dennoch beließ ihm der Kaiser den Kommandostab, weil von dem Wahne besessen, daß der Himmel seinen steten in privaten und öffentlichen Andachten inbrünstiglich verrichteten Gebeten die Erhörung nicht versagen könne, seinen für die Sache der alleinseligmachenden Kirche wehenden Fahnen und streitenden Schaaren den Sieg und vollständigen Triumf bescheeren müsse. Kaum jemals waren die Strassen Wien's von katholischen Bittgehern so häufig abgeschritten worden, als in den ersten Regierungsjahren des Kaisers Ferdinand III.; als die feierlichste und großartigste wird aber jene Prozession genannt, welche am 23. August 1639 zu den eben vollendeten Stationen des Leidens Christi, von denen die erste zunächst dem Schottenthore aus dem Gemeindesäckel, die anderen aus dem vornehmlich von Jesuiten eingesammelten Gelde frommer Wohlthäter erbauet worden, sowie zu dem vom Domkapitel zu St. Stefan auf eigene Kosten und genau nach dem in Jerusalem befindlichen Originale aufgeführten „heiligen Grabe" in Hernals stattgefunden. Selbige Prozession, welche von dem Altare der Christi-Leichnams-Bruderschaft im Stefansdome ihren Ausgang nahm, ward von dem Jesuitenpater Karl Musart in einem 1642 zu Wien bei Matthäus Cosmerov erschienenen Büchlein

umständlichst beschrieben, wovon J. E. Schlager in seinen „Wiener Skizzen des Mittelalters“ nachstehenden Auszug brachte:

„Schon mit Tagesanbruch versammelten sich schaarenweise die frommen Waller, und um 7 Uhr traf auch der Kaiser Ferdinand III. mit seinem Bruder und dem ganzen Hof ein, und nun begann der Zug. Ihn eröffneten die Ordensgeistlichen mit einer weißen Fahne, auf welcher die coena domini, hierauf die Kleriker des Pazman'schen*) Konviktes und Kollegiums, dann einige fünfzig weiß Gekleidete, deren je zwei schön geschmückte Bilder trugen, um sich bei den einzelnen Stationen in einer gewissen Ordnung aufzustellen. Unter diese vertheilt waren die ausgezeichnetsten adeligen Schüler der Jesuiten, welche in gewissen Zwischenräumen theils eigens für diese Festlichkeit angefertigte Fahnen von rothen Damask, theils brennende Wachskerzen trugen. Ihnen folgte einiges Volk und Hofleute, hierauf der Klerus von St. Stefan und die Kanoniker mit dem Suffragan-Bischof. Nun erschien der Kaiser und sein Bruder: Leopold Wilhelm, gefolgt von einer unabsehbaren Menge Bürger und Akademiker. So bewegte sich dann der Zug in strenger Ordnung und schweigend fort. Alle, selbst der Kaiser waren zu Fuß, und beteten aus einem zu dieser Feier eigens in Druck gelegten Gebetbuche, welches später latein, italienisch und deutsch aufgelegt wurde.“

„Bei jeder einzelnen Stationskapelle außerhalb der Stadt hielt der Zug stille; die meisten, selbst das kaiserliche Bruderpaar auf untergebreitetem Teppiche, knieten nieder, während der Wiener Suffragan und Abt von den Schotten die Stationsbilder einweihte, welche zwei Jesuiten aufstellten. So traf die Prozession endlich bei dem Kalvarienberg nächst der Bartholomäuskirche in Hernals und dem heiligen Grabe ein. Hier weihte nun der Bischof mittelst eines päpstlichen Rituals den Grundstein ein, und der Dekan des Kapitels überreichte dem Kaiser eine mit dem Grundstein einzugrabende Münze mit einer Inschrift auf der einen, mit dem zierlichen Abdrucke des heiligen Grabes auf der anderen Seite. Nachdem der Kaiser die Münze in den Grundstein gelegt hatte, begab er sich mit seinem Bruder in die Hei-

*) Errichtet zu Wien im Jahre 1623 für Kleriker aus allen Diözesen Ungarns von Peter Pazman, Erzbischof von Gran.

ligengrab-Kapelle, um der geistlichen Funkzion beizuwohnen. Und sieh! schon bei der Rückkehr der Prozession ereignete sich ein fast wunderbarer Fall. Während eben ein Sechsgespann vorüberrollte, wurde der Diener eines angesehenen Herrn gewaltsam in die Straßenfährte gestoßen und ein anderer Jüngling so gefährlich zu Boden geworfen, daß er schon unter den dahineilenden Rädern lag, gleichwohl aber durch eine wunderbar glückliche Wendung der Pferde und des Wagens ganz verschont blieb, zum größten Erstaunen Aller, die es sahen und den Jüngling schon rettungslos zerschmettert hielten." —

Alles Beten in Wien verhalf den kaiserlichen Waffen zu keiner Erringung irgendeines Erfolges, wehrte sogar von selben neuerliche und wuchtige Schläge nicht ab, und sonach konnte der Kaiser doch nicht umhin, im Januar 1640 den Grafen Gallas, der insoferne einer Trommel glich, als man von ihm nur hörte, wenn er geschlagen wurde, und der bereits allgemein der „Heerverderber" benamst wurde, vom Oberbefehle abzuberufen und selben seinem Bruder, dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, zu übertragen, welchem Fürst Ottavio Piccolomini, Graf Melchior Hatzfeld und andere erfahrene Generale beigegeben wurden. Dem neuen Oberbefehlshaber gelang es zwar, Böhmen vom Feinde zu befreien, dafür hausten um so fürchterlicher die beiden Fremdmächte im Reiche, wo der Krieg in blos zum Vortheile eigensüchtiger Plane der leitenden Persönlichkeiten in den verschiedenen Lagern geführte Verwüstungs- und Zerstörungskämpfe ausartete. Litt hiedurch die dortige Bevölkerung auf unsägliche Weise, und schrie immer lauter nach Frieden, so seufzte die erbländische unter der Last der zu Kriegszwecken eingeforderten Auflagen, bezüglich welcher anzuführen genügen dürfte, daß in Wien nicht nur alle Gegenstände des Luxus, sondern auch des Bedürfnisses, Stiefel wie Seidenwaaren, Besoldungen wie Kleinodien, Lehenpferde und Lohnkutschen besteuert waren, von jedem Schornstein ein Gulden, von jedem Eimer Wein ein Groschen bezahlt werden mußte und hievon Niemand, selbst der Hofstaat nicht, eine Ausnahme genoß. Die Erschöpfung der Finanzen, die anschwellende Uebermacht der Fremden im Reiche, der Mangel eines tüchtigen Heerführers und die Zustände in den Erblanden bewogen endlich auch den Kaiser, mit Beiseitesetzung seiner Gewissensbedenken dem allgemeinen Verlangen nach Frieden geneigtes Gehör insoweit zu

schenken, daß er zu dessen Herstellung oder, falls sich diese nicht erlangen ließe, zur Aufbringung der Mittel, um ihn durch die kräftigste Fortführung des Krieges zu erzwingen, einen Reichstag — 27 Jahre lang waren die Reichsstände nicht mehr zusammengekommen! — nach Regensburg ausschrieb. Im September reiste Allerhöchstselber, dem seine Gemalin am 9. Juni einen Sohn, Leopold Ignaz*), zu Wien geboren, dahin ab und eröffnete den Reichstag, der in nicht geringen Schrecken versetzt wurde, als plötzlich am 27. Januar 1641 Baner in Verbindung mit den Franzosen der Stadt gegenüber erschien und sie beschoß; ihn mit gewaffneter Hand zu sprengen, vielleicht gar den Kaiser gefangen zu nehmen, verhütete nur das Eintreten von Thauwetter und Treibeis auf der Donau, wodurch der Feind an einen Uebergang nicht denken konnte und seinen raschen Abzug nahm. Erst am 10. Oktober fand der Schluß des Reichstages statt, der das Verlangen des Kaisers, die 60,000 Mann, welche das Reich auf den Beinen hatte, auf 80,000 zu vermehren, ablehnte, ihm für das Jahr 120 Römermonate**), wovon jedoch nur sehr wenige eingingen, bewilligte, und die Städte Münster und Osnabrück zu Kongreßsitzen für aufzunehmende Friedensunterhandlungen bestimmte.

Da die beiden Fremdmächte im Reiche das große Wort zu führen vermochten und durchaus nicht friedenslüstern waren, so kam es nicht einmal zu einem Waffenstillstande und unaufgehalten nahm der Krieg seinen Fortgang, der noch größere Ausdehnung gewann, als zufolge des am 9. Mai eingetretenen Ablebens Baner's der Oberbefehl des Schwedenheeres im Spätherbste an Leonhard Torstensson überging. Damit war beschlossene Sache, den Kriegsschauplatz an die Donau zu verlegen, durch Böhmen und Mähren nach Oesterreich vorzudringen, wo man übrigens mit keiner großen Angst der schwedischen Kampfmacht entgegensah, denn Flugblätter, meist von klerikalen Federn geschrieben, hatten über sie ein sehr abschätziges Urtheil im Volke verbreitet. So hieß es in

*) Derselbe wurde der Nachfolger seines Vaters in den Erblanden und im Reiche, nachdem dessen Erstgeborner: Ferdinand am 9. Juli 1654 an den Blattern gestorben.

**) So hießen die zur Kriegführung bewilligten Gelder; für jeden Reiter, den ein Reichsstand zu stellen hatte, waren 12, für jeden Fußgeher 4 Gulden monatlich festgesetzt.

einer 1642 erschienenen Flugschrift des Jesuitenpaters Anton Zeyler zu Wr.-Neustadt, daß im Vertrauen auf die Gerechtigkeit des Krieges, auf die Einigkeit (!) des heiligen römisch-deutschen Reiches und auf die „unverstopften spanischen Gold- und Silberbrunnen" von den „zerrissenen und nackenden" Schweden, die jährlich höchstens 2—3000 Mann „mit Marter und Zwang" als Zuwachs erhielten, — „eine Hilfe, die einem geharnischten Manne gleiche, der auf einem Krebs reitet, nichts, nichts und aber nichts zu fürchten sei!"

Noch in diesem Jahre hatte es den Anschein, daß die österreichische Bevölkerung Gelegenheit bekommen würde, die Schweden näher kennen zu lernen und sohin ihre irrige Anschauung zu berichtigen, indem Torstensson im raschen Siegeslaufe über die Elbe in die Lausitz, nach Schlesien und Mähren vorgedrungen war und am 5. Juli Olmütz erobert hatte. Ein kaiserliches Heer von 20,000 Mann war um Brünn und Znaim zusammengezogen und in Niederösterreich selbst ein Aufgebot erlassen, um die drohende Gefahr zu bannen, doch änderte Torstensson plötzlich seinen Einbruchsplan, vermuthlich deshalb, weil der Siebenbürgerfürst Rakoczy seiner Aufforderung, vor Wien zu rücken, nicht entsprochen, und ging nach Schlesien, weiters nach Sachsen zurück, wo er am 2. November den Erzherzog Leopold Wilhelm bei Leipzig auf das Haupt schlug und mit der Einnahme dieser Stadt den siegreichen Feldzug dieses Jahres beschloß. Der Kaiser, der in Wien geblieben und allda auf der Landstrasse den Grundstein zu einem Augustinerkloster und zu einer den Heiligen: Rochus und Sebastian geweihten Kirche gelegt, erhielt hiedurch die erwünschte Muße, um den Streit, der damals zwischen den Jesuiten und den Dominikanern über die Frage der unbefleckten Empfängniß der heiligen Jungfrau entbrannt war und ob der Heftigkeit und Grobheit, mit welcher er von beiden Seiten geführt wurde, kein geringes Aufsehen erregte, mit aller Hingebung zu verfolgen, und ein übereifriger Pfleger des Madonnenkultus wie er war, säumte er auch nicht, seiner Parteinahme für erstere, die Verfechter der Unbefleckheit, unverhohlenen Ausdruck zu geben. Einen ferneren Beweis, daß allerhöchstseine Wachsamkeit in Religionssachen mit Abrücken des Feindes erhöhten Aufschwung genommen, legte er in dem Edikte dar, welches den geheimen Unkatholischen anbefahl, daß sie von nun an bei gerichtlichen Angelegenheiten den Eid

nicht mehr durch einen Advokaten, wie sie bisher gepflogen, sondern in selbsteigener Person abzulegen hätten, und für alle Eidleistungen die katholische Formel: „Bei allen Heiligen“ ausdrücklich verlangte. Es war dies ein den evangelisch Gesinnten um so empfindlicherer Schlag, weil den Juden in Oesterreich, wenn sie vor Gericht schwören mußten, eine ihrem Glauben angemessene Eidesformel vorgeschrieben war.

Mit dem Jahre 1643, in welchem der Papst die von den Jesuiten in Wien nach dem Muster der bereits in Rom bestandenen eingeführte Todtenbruderschaft bestätigte und der Kaiser sodann ihren Mitgliedern die Georgskapelle in der Augustinerkirche einräumte*), legte der Erzherzog Leopold Wilhelm den Oberbefehl nieder und ward damit neuerdings Graf Gallas betraut, worauf Fürst Ottavio Piccolomini, ein ebenso frommer Herr als tapferer Haudegen, mit der Erklärung, weder unter noch neben diesem „Heerverderber“ dienen zu wollen, dem Generalate in der kaiserlichen Armada und dem Hofdienste zu Wien, wo er Kirche und Kloster den Serviten in der Roßau erbaut, entsagte und seinen Degen dem spanischen Könige weihte. Den Schweden galt es schon als halber Sieg, maßen Gallas wieder ihnen gegenüberstand, und Torstensson fand auch kein Hemmniß, um durch Böhmen und Mähren auf Oesterreich loszurücken. Schon streifte der schwedische General Wittenberg mit seinen Reitern bis gegen Wien und überrumpelte 800 Mann neugeworbener kaiserlicher Truppen und Anfangs Juli stand sogar längere Zeit General Wrangel mit 3,000 Reitern als Vorhut der feindlichen Hauptmacht an den Brücken der kaiserlichen Residenzstadt, da mußte Torstensson abermals von seinem Plane, den Kaiser im Herzen seiner Lande anzugreifen, Abstand nehmen, gegen Ende September den Zug nach Dänemark antreten, um den König Christian IV. zu bekriegen. Kaum minder angenehm als diese veränderte Marschrichtung, berührte den Kaiser der am 24. November bei Tuttlingen in Schwaben mit baierischen Hilfstruppen über die Franzosen erfochtene Sieg, der allerdings nur ein kurzer Sonnen-

*) Die Kaiserin Eleonore verschaffte ihr späterhin den Titel der „kaiserlichen“ Todtenbruderschaft mit dem Rechte, den kaiserlichen Adler auf dem Bruderschafts-Patente und auf der Kleidung zu tragen.

blick war, denn Kardinal Mazarin, der Nachfolger des im Vorjahre verstorbenen Richelieu, bestellte in dem neuen Oberbefehlshaber: Vicomte von Turenne einen raschen Rächer des den Waffen von Frankreich angethanen Schimpfes. Auch gegen Osten trübte sich der Horizont, da Rakoczy, obzwar er nun keine Hoffnung hatte, mit den Schweden sich zu vereinen, am 17. Februar 1644 ein Manifest an die Ungarn erließ, worin er sie aufforderte, für ihre Rechte und die Freiheit der protestantischen Religion die Waffen wider den Kaiser zu ergreifen und mit ihm, der dies bereits gethan, in den Kampf zu ziehen. Ein kaiserliches Gegenmanifest aus Wien offenbarte den Ungarn, daß Rakoczy mit Frankreich und Schweden in Bund getreten, von den Türken die Erlaubniß zum Kriege erkauft, seine eigentliche Absicht auf die Zerstückelung des Stefansreiches gehe, und ermahnte sie zur Treue; dennoch fand der Siebenbürgerfürst zahlreichen Anhang und brachte sieben Komitate in seine Gewalt. Sonach fühlte der Kaiser, der zu Wien im Mai das Asylrecht*) der Kirchen und Klöster abgeschafft und am 4. Juni sammt Allem, was andächtig war oder sein mußte, die vom Papste dem neuen Bischofe: Grafen Friedrich Philipp Breuner für den Stefansdom gespendeten Gebeine dreier Märtyrer im feierlichen Zuge dahin geleitet, die widrige Nothwendigkeit, mit Rakoczy in Unterhandlungen zu treten. Sie begannen im September zu Tyrnau, nahmen aber höchst langsamen Fortgang und die Kunde, daß Torstensson das von Gallas befehligte Heer, welches der Kaiser, mit dem Dänenkönig verbündet, gegen Holstein entsandt, im November bis auf 2,000 Mann vernichtet habe, schwoll neuerdings die Kriegslust Rakoczy's, trieb ihn zu noch größeren Rüstungen an. Die Gefahr, welche Wien und Oesterreich schon zweimal bedroht und unvermuthet gewichen, stand für das Jahr 1645 in kaum zu bewältigender Weise bevor, wenn Rakoczy sich mit dem aus dem Norden siegreich zurückkehrenden Torstensson vereinte, und im sorgenschweren Hinblick dessen ordnete der Kaiser eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken nach Konstantinopel ab, um den

*) In diesem Jahre hatte die innere Stadt 1225 Häuser, von denen 582 Häuser in die Reihe der adeligen und geistlichen Freihäuser gehörten, d. i. solcher Gebäude, welche die Befreiung von jeder Einquartirung und jedem Beitrage zu den städtischen Lasten genoßen.

Sultan zu bewegen, daß er an den Siebenbürgerfürsten einen gemessenen Befehl, sich aller Feindseligkeiten zu enthalten, ergehen zu lassen geruhe.

Torstensson hatte seine Winterquartiere in Sachsen und Thüringen genommen, entschlossen, mit Beginn des Frühjahres den Kriegsschauplatz wieder nach dem Erzherzogthum Oesterreich zu verlegen. Voraussichtlich war es, daß er durch Böhmen einbrechen werde, und dahin trat der Kaiser, nachdem er zu Wien am 14. Januar 1645 ein neuerliches Edikt gegen die Ausübung jedes nichtkatholischen Gottesdienstes erlassen, insbesondere einschärfend, daß die Herren und Ritter keine Prediger heimlich einführen oder beherbergen sollten bei Strafe ewiger Verbannung und Einziehung ihrer Güter, von denen dem Angeber nach Gestalt der Umstände der dritte oder vierte Theil verheißen ward, Tags darauf die Reise an, um ein neues Heer auf die Beine zu bringen und die Stimmung des Landes sich geneigter zu machen, wofür er, kaum zu Prag angekommen, das Allerunerläßlichste that, indem er Gallas des Oberbefehles verlustig erklärte und ihn dem Grafen Hatzfeld übertrug. Die Kaiserin hatte ihn bis Linz begleitet und dort einstweiligen Aufenthalt genommen, um mit den Ständen Oberösterreichs alles Erforderliche zur Sicherung der Grenzen, zur Anlegung von Befestigungen und zum Aufgebote des zwanzigsten Mannes vorzukehren, während die niederösterreichischen Stände auf dem nach Neujahr zu Wien eröffneten Landtage über die Verpflegung von 7 Regimentern berathschlagten, aber auch die Regierung um Abhilfe gegen die zahlreichen Ausreißer vom Heere und gegen die Freibeuter angingen. Nichtsdestoweniger erfuhr die Unsicherheit im Lande keine Abnahme, selbst die Posten, welche doch bewaffnetes Geleite hatten, wurden von den Raubbanden angegriffen, in deren Hände auch eine Sendung von zwei goldenen Ketten fiel, die am 1. März von Wien an den Kaiser nach Prag abgegangen. Ueberdies war die Verbindung zwischen den beiden Städten nicht vor dem Feinde gesichert, der seit Ende Januars in Böhmen eingedrungen und von dem kaiserlichen Heere, welches wieder auf 16,000 Mann gebracht worden, keinen Rückschlag erlitten; vielmehr wich Hatzfeld jedem Zusammenstoße aus, bis er ihn nicht mehr vermeiden durfte. Am 6. März kam es bei Jankau, in der Nähe von Tabor, zur Schlacht, in welcher die Schweden neuerdings

einen vollständigen Sieg errangen, die Kaiserlichen 4,000 Todte und Verwundete, ebenso viele Gefangene, worunter der Oberbefehlshaber selbst, verloren.

Flüchtlinge brachten die Kunde von dieser Niederlage nach Prag, welches der Kaiser ungesäumt verließ, um über Pilsen, Regensburg und Linz nach dem gefährdeten Wien zu eilen. Am 19. März traf er — fünf Tage später als seine Gemalin — daselbst ein, wo die größte Aufregung herrschte, denn hatte man gleich die Möglichkeit einer Schwedenbelagerung in das Auge gefaßt und daher die Lücken in der Befestigung auszufüllen sich bemüht, so war man doch auf ein so schnelles Herannahen des Feindes nicht vorbereitet. Torstensson war nämlich, nachdem er seinem Heere bei Jankau nur kurze Rast gegönnt, nicht vor Prag gerückt, das er ohne sonderliche Anstrengung bezwungen haben würde, sondern in der Hoffnung, mit Rakoczy's Beistand Wien einnehmen zu können und hiedurch auf die zu Münster und Osnabrück gepflogenen Friedensunterhandlungen einen für Schweden äußerst günstigen Einfluß auszuüben, nach Mähren aufgebrochen, hatte schon am 11. sein Hauptquartier in Iglau und in der Nacht des 15. streiften die ersten Schweden über die Grenze Oesterreichs in der Nähe von Retz. Mit Ausnahme Brünn's, das er berennen ließ, war Mähren ihm unterworfen, als Torstensson am 20. von Iglau den Zug nach der Donau antrat, nicht unmittelbar auf Wien losrückend, sondern vorläufig darnach trachtend, die am linken Stromufer gelegenen Städte in seine Gewalt zu bekommen. Damit gewann der Kaiser die nöthige Frist, um die Hauptstadt des Landes, die er um jeden Preis zu halten entschlossen war, sowie das Gebiet am rechten Donauufer in besseren Vertheidigungszustand zu setzen. Noch am 20. erging an den Landmarschall der kaiserliche Befehl, daß von jedem Hause der Stadt ohne alle Ausnahme längstens binnen 14 Tagen, bei Einziehung des Hauses im Weigerungsfalle, ein mit seiner ganzen Wehre: mit Muskete und Picke ausgerüsteter Mann gestellt werde; am 27. ward für ganz Oesterreich ein ähnliches Aufgebot kundgemacht, wornach jedes 18. Haus innerhalb selbigen Zeitraums zur Landesvertheidigung und namentlich zur Stromhut die gleiche Stellung zu leisten hatte; auf allen Punkten, wo ein feindlicher Ueberfall zu besorgen, wurden Geschütze aufgefahren und Truppen angesammelt; in die

Praterauen zur Anlegung starker Verhaue die kaiserlichen Forstmeister mit ihren Jägern und Jungen vertheilt. Gallas bekam Weisung, die in Böhmen zerstreuten Truppen zu sammeln und heranzuziehen, Graf Hans Christof von Puchheim wurde beauftragt, mit einigen Regimentern aus Ungarn Verstärkung zu bringen, während der Landstand und kaiserliche Rath: Cornelius Strauch, Abt von Lilienfeld, die aufopferungsvolle Mühewaltung übernahm, in Niederösterreich die muth- und zügellosen Ausreißer von Böhmen unter die Fahne zu schaaren. Durch solche Zusammenziehungen und Werbungen, sowie durch italienische Hilfstruppen, denen das Tullnerfeld zum Sammelplatze gesteckt war, hoffte der Kaiser eine Kampfmacht zu erlangen, die den Schweden die Spitze zu bieten vermöge. Betreffs der Beschaffung der Geldmittel forderte er die Stände zu außerordentlichen, auf was immer für Wegen erzielbaren Leistungen auf; auch ging er fremde Mächte um Unterstützung an und fand er sich veranlaßt, unterschiedliche kostbare Statuen, Gold- und Silbergeschirr alter österreichischer Raritäten verschmelzen zu lassen; für Wien selbst wurde nebst der im Wege einer Kopf- oder Leibsteuer einzubringenden, allgemeinen Hauptanlage von 500,000 fl. auch ein außerordentlicher Aufschlag unter dem Titel einer „Fortifikationssteuer" eingeführt*).

Obgleich der Kaiser und die Kaiserin ihren Entschluß: die Gefahr Wiens zu theilen, bekanntgegeben, suchte doch Alles, was wohlhabend war, und vor Allem, was Behörde hieß, sich durch schimpfliche Flucht zu retten, weshalb das Gebot erging, daß keine waffenfähige Mannsperson vom 16. bis zum 60. Lebensjahre die Stadt verlasse, wogegen jene, welche nicht die Waffen brauchen konnten, aus ihr hinausgeschafft wurden, und hiebei ging der Hof selbst beispielsweise voran, indem am 28. März, als Torstenssson eben Krems belagerte, die Kaiserin-Witwe Eleonore mit den kaiserlichen Kindern nach Graz abfuhr. An Nachahmung gebrach es nicht, da mehr als tausend Wagen mit Flüchtigen sammt ihrer besten Habe sich den hohen Reisenden anschlossen, welche auf einen meuternden Soldatentrupp stießen und von dessen Aufdringlichkeit erst nach Plünderung einiger Hofwagen sich

*) Josef Feil: „Die Schweden in Oesterreich 1645—46."

lösen konnten. Wie stark die Fluchtseuche wüthete, ist daraus entnehmbar, daß einzelnen Städten, wie Neustadt und Graz, die angeschwemmte Uebervölkerung und deren Folge: die außerordentliche Vertheuerung der Lebensmittel die Nöthigung auferlegte, allen ferneren Einlaßbedürftigen die Thore zu verschließen. Nicht mehr als 5,000 Mann, aus der Bürgerschaft, den Studenten und den Handwerksgesellen bestehend, zählte die gesammte Wehrmannschaft Wiens, dessen Rettung der Kaiser durch eine inbrünstige Anflehung der heiligsten unbefleckten Jungfrau zuversichtlich erhoffte. Schon bei dem Andringen der Schweden hatte er das Gelübde gethan, ihr zu Ehren auf einem Platze in Wien eine Bildsäule zu errichten; nun eröffnete er dem Bischofe, daß er am 29. März zu dem „uralten und wunderthätigen Gnadenbilde bei den Schotten" seine Zuflucht nehmen wolle, und ordnete an, daß dies ohne Verzug der gesammten Geistlichkeit, von allen Kanzeln der Bevölkerung verkündet und somit ein allgemeiner feierlicher Bittgang veranstaltet werde. Um die siebente Morgenstunde des bestimmten Tages, an welchem Torstensson Krems zur Uebergabe zwang, läuteten alle Glocken Wiens die frommen Waller zusammen, für deren Menge die Schottenkirche nicht genügenden Raum hatte. Nach verrichtetem Gebete ward das Marienbild von Mönchen dieses Klosters aus der Kapelle gehoben und der Bittgang setzte sich in Bewegung. Den Zug eröffneten die Spitalpfründner, hieran schlossen sich die Serviten, Paulaner, barmherzigen Brüder, Kapuziner, Augustiner, Minoriten, Franziskaner, Dominikaner, die regulirten Chorherren, die Schwarzspanier, die Pfarrgeistlichkeit von St. Michael. Nun folgten die Musiker und Sänger der Hofkapelle; an diese reihten sich die Kuraten von St. Stefan, die Domherren und der Bischof, nächst welchem der eben vom Konclave zur Wahl des Papstes Innocenz X. aus Rom zurückgekehrte Kardinal Graf Ernst Harrach und der päpstliche Nuntius unmittelbar vor dem Gnadenbilde einherschritten. Hinter diesem folgten der Kaiser und die Kaiserin mit ihrem Hofstaate, sodann die Geistlichkeit des Schottenstiftes, an die eine unabsehbare Menschenmenge sich schloß. In solcher Ordnung, unter Musik, Gesang und lautem Gebete, bewegte sich der Zug nach dem Stefansdome, allwo das „Gnadenbild" zur öffentlichen achttägigen Verehrung ausgestellt und von dem Bischofe ein feierliches Hochamt abgehalten wurde, nach dessen Beendigung die

allerhöchsten Herrschaften in die Burg zurückfuhren und die fromme Masse sich allmälig zerstreute.

Mit Ende März waren die Schweden im Besitze des linken Donauufers von Krems bis Persenbeug, in den ersten Tagen Aprils rückte Torstensson, nachdem der an mehreren Punkten versuchte Stromübergang gescheitert, mit der Hauptmacht im Viertel ob dem Manhartsberg vor. Am 6. April schlug er sein Hauptquartier in Stockerau auf, am 8. bekam er das Schloß Kreutzenstein und Korneuburg in seine Gewalt, und nun ging er geraden Weges auf Wien los, welches mit dem linken Donauufer über mehrere Inseln in anderer Richtung als heutzutage verbunden war. Die Hauptstraße von Wien nach Mähren und Böhmen führte nämlich damals durch die heutige Augartenstraße in die Schottenau (jetzt Brigittenau) und an der Stelle der später erbauten Brigittenkapelle und dem damaligen Mauthhause vorüber zu einer Brücke, an deren jenseitigem Ende die Taborau lag; von dieser leitete die sogenannte „lange Brücke" in die Wolfsau, die wieder ein kleiner Donauarm durchschnitt, über welchen eine kürzere Brücke geschlagen war, und jenseits der Wolfsau, über der vierten Brücke bildete eine Sternschanze: die sogenannte „Wolfsschanze" einen festen Brückenkopf, von dessen Behauptung es wesentlich abhing, ob die Residenzstadt einer Belagerung anheimfiel. Am 9. April stand die schwedische Hauptmacht vor dieser Schanze, die eine starke Besatzung des kaiserlichen Regimentes Fehrenberg hatte, und legte unter heftiger Beschießung Laufgräben an; schon mit Einbruch der Nacht waren die Kaiserlichen gezwungen, die Schanze zu räumen und den Rückzug, wobei sie die Brücke hinter sich abbrannten, zu nehmen. Der rasche Verlust dieses wichtigen Punktes versetzte die Wiener in große Bestürzung, noch größer aber war ihr Erstaunen, als am 14. April vom Stefansthurme die Meldung herabkam, daß die Hauptmacht des Feindes, der vier Tage hindurch in den Auen der Donauinseln gescharmützelt und ein starkes Feuer gegen die Stadt unterhalten, nordwärts ihren Abzug antrete; nur Wenige gab es, die darin nicht ein Zeichen der Wunderthätigkeit des Gnadenbildes erblickten, welches am Morgen des 7. mit gleicher Feierlichkeit wieder in das Schottenkloster zurückgetragen worden. Eigentlich war es der Sultan, der dieses „Wunder" bewirkt, indem er Rakoczy, der bereits einen Reiterschwarm den Schwe-

den zugeschickt, durch ein Schreiben, worin er ihn ermahnte, den Kaiser nicht zu bekriegen, sondern sich mit der Abtretung von 7 ungarischen Komitaten zu begnügen, unschlüssig machte, den vertragsmäßig zugesicherten Heerzug nach Wien auszuführen; denn Torstensson erachtete seine eigene Kampfmacht allein nicht hinreichend zur Einnahme der Stadt und beschloß demnach, sich durch Bezwingung mehrerer fester Schlösser an der österreichisch-mährischen Grenze den Rücken zu sichern, die Ankunft des unerklärlich lange zögernden Siebenbürgerfürsten sammt seinen Streitkräften zur Führung des geplanten Hauptschlages abzuwarten. Eine Besatzung von 300 Mann unter Oberstlieutenant Sebastian Kallow in der stärker befestigten Wolfsschanze zurücklassend, verlegte der schwedische Oberfeldherr sein Hauptquartier nach Mistelbach, von wo aus er den Palatin von Ungarn zu eigenmächtiger Parteilosigkeit zu bewegen suchte, und brach, nachdem mit Monatsende das ganze linke Donauufer Niederösterreichs seiner Herrschaft unterworfen war, am 2. Mai nach Mähren auf, um die Stadt Brünn mit dem Schlosse am Spielberg, die bisher unbezwingbar geblieben, zum Falle zu bringen.

War auch noch die Wolfsschanze von einer feindlichen Abtheilung besetzt, so hielt man zu Wien mit dem Abzuge Torstensson's die Gefahr auf Nimmerwiederkehr oder mindestens auf Monate hinaus beseitigt. Schon am 25. April gab es in der Hofburg eine Festfeier, indem der Kaiser auf Verwendung des neuen Papstes den 1635 von den Spaniern gefangen genommenen und im August 1637 von Linz nach Wien gebrachten Kurfürsten von Trier der Haft entließ und unter Entfaltung alles hiebei üblichen Gepränges in Amt und Würde wiedereinsetzte; nächsten Tages verkündete der Bevölkerung ein allerhöchster Erlaß die „nunmehr eingetretene Aenderung des Kriegsverlaufes in solcher Art, daß die Feindesgefahr für die Stadt nicht mehr so groß und jede Nothwendigkeit entfallen sei, den Sitz der Regierungskanzleien außerhalb ihrer Mauern zu verlegen." Auch trug zur Beruhigung der Gemüther bei, daß der Erzherzog Leopold Wilhelm, welcher einzig und allein unter allen kaiserlichen Heerführern sich rühmen konnte, blos Ein Mal auf das Haupt geschlagen worden zu sein, und deshalb noch das meiste Vertrauen im Volke genoß, zum Generalissimus für Nieder- und Oberösterreich ernannt, am Vorabende obiger Festfeier

in Wien eingetroffen war. Wie im März die Kaiserin-Witwe, so ward auch er und zwar in der Nähe von St. Pölten von einem zügellosen Soldatenhaufen angefallen und genöthigt, sich den Durchlaß mit Geld und einigen Geschmeiden zu erkaufen, doch kamen diesmal die Attentäter nicht mit heiler Haut davon: von den nach Wien Eingebrachten wurde am 29. April ein Lieutenant enthauptet, ein Rottenmeister aufgeknüpft und zwei Mann erschossen. Am selben Tage unternahm der neue Generalissimus eine Wallfahrt nach Mariazell, um sich und sein ganzes Kriegsheer dem Schirme der heiligsten Jungfrau zu empfehlen; ob desselben das letztere würdig gewesen, dürfte kaum zu bejahen sein im Hinblicke auf die eindringliche im Beginn des Wonnemondes am allerhöchsten Orte überreichte Beschwerdeschrift der niederösterreichischen Stände, worin angeführt wurde, daß die kaiserlichen Kriegsvölker ärger hausten als der Feind, ganze Dörfer und Märkte ausgeplündert, in Schlösser eingebrochen, Kirchen beraubt, in den Quartieren, wiewohl ihnen die Lebensmittel im Ueberflusse gereicht wurden, schweres Geld erpreßt und bei Weigerungen mit Brand gedroht, so daß in einer Strecke von 12 Meilen, längs der Donau von Tulbing bis Amstetten, alle Landbewohner von Haus und Feld davongeflohen, in den Wäldern sich versteckt hielten.

Von Mariazell zurückgekehrt, machte Erzherzog Leopold Wilhelm von dem ihm als Generalissimus eingeräumten Rechte, alle zur Deckung des Kriegsaufwandes zweckdienlichen Mittel zu ergreifen, auch insoferne Gebrauch, als er am 8. Mai die Vorsteher aller geistlichen Körperschaften und Kirchen in den Erblanden bei ihrer Verpflichtung, Alles aufzubieten, was die gefährdete katholische Religion zu retten vermöge, dringend aufforderte, alles zum Gottesdienste nicht unumgänglich nöthige Gold, Silber und Edelgestein sofort Darlehensweise und gegen dem abgeschätzten Werthe entsprechende Obligationen der Regierung einzuliefern. Ein großer Theil der Geistlichkeit suchte sich dieser Aufforderung unter allerlei Einwendungen zu entziehen oder kam ihr nur sehr mürrisch und laut murrend nach; die Jesuiten zu Wien stellten ihr gar ein heuchlerisches Vorschützen von Armuth entgegen, wähnend, daß der Erzherzog, der ihnen stets sich höchst gewogener wiesen, hiefür auch nicht der Gläubigkeit ermangeln werde; allein er wies diese überaus starke Zumuthung mit dem Bescheide zurück, daß sie ohne

Verzug die Summe von 20,000 Gulden als Kriegsbeitrag zu leisten hätten. Auch vom Landesadel wurden namhafte Beiträge zu den Kriegskosten beansprucht: der katholische ließ sich sehr bereitwillig finden, der evangelisch gesinnte entzog sich dagegen solchem freiwilligen Zwangsanlehen, soviel er nur konnte, griff lieber für die Schweden, „seine guten Freunde," in den Säckel; zur Rettung seines Glaubens scheute er selbst vor Landesverrath nicht zurück. So war schon am 19. April von der kaiserlichen Besatzung zu Weitenegg ein Mann aufgegriffen worden, der in seinem Rocke einen Brief verborgen hatte, worin den Schweden umständlich kundgegeben, wann, wo und wie sie die Stadt Wien am leichtesten in die Hände bekommen könnten, und der im Verhöre eingestand, daß er selben von „lutherischen Ständen" erhalten habe.

Mitte Mai traf zu Wien die Nachricht ein, daß Rakoczy trotz neuerlicher von Konstantinopel ihm zugegangener Abmahnung eine Verstärkung von beiläufig 6000 Mann den Schweden zusende, und daraufhin eilte am 18. Erzherzog Leopold Wilhelm nach Preßburg, um mit dem Palatin die Anordnungen zu ihrer Abwehr zu vereinbaren und sich der Treue des Rathes und der Bürgerschaft dieser Stadt zu versichern. Am 24. kam er wieder nach Wien zurück, und nun wurden sofort, dem vom Obersten Karl Friedrich Reich dargelegten Plane gemäß, alle Vorkehrungen zur Wiedereroberung der Wolfsschanze getroffen. Am Abende des 27. waren die Geschütze auf der Insel aufgepflanzt und Tags darauf wurde die Beschießung der Schanze eröffnet, deren Befehliger, sowie er die feindliche Lunte roch, einen Eilboten an das Hauptquartier um schleunigen Zuzug entsandte. Zwei Tage hindurch ward die Schanze ohne erheblichen Erfolg beschossen; der Umstand, daß am 29. ein schwedischer Rittmeister aufgefangen wurde, bei welchem sich ein Brief vorfand mit der Zusicherung, daß längstens am 31. General Wittenberg mit 4,000 Reitern zum Entsatze eintreffen werde, bestimmte den Erzherzog-Generalissimus, die äußersten Anstrengungen zu machen, um sie vorher zum Falle zu bringen. Selbst auf der Insel übernachtend*), ließ er am 30. schon

*) In älteren wie auch in neueren Geschichtswerken heißt es, daß der Erzherzog Leopold Wilhelm am Morgen des Tages, an welchem die Wolfsschanze

um 4 Uhr Früh lebhaftes Feuer eröffnen und fünf Stunden lang unausgesetzt unterhalten, während von Nußdorf aus übersetztes Fußvolk auch vom linken Ufer zum Angriffe schritt; um 4 Uhr Nachmittags ward endlich die Schanze mit Sturm erobert und ihre Besatzung zu Gefangenen gemacht. General Wittenberg, der um 8 Uhr Früh des nächsten Tages bis auf eine Meile gegen die Schanze herangerückt, machte sogleich Kehrt, nachdem er die Kunde von ihrer Einnahme erhalten.

Die Wiederherstellung ungehemmten Verkehres auf der Donau und der Aufbruch der in Böhmen gesammelten Truppen nach Mähren, um den Feind von der Belagerung des tapfer vertheidigten Brünn zu vertreiben, waren die nächsten Aufgaben, welche der Erzherzog-Generalissimus den Unterbefehlshabern zuwies; er selbst aber begab Anfangs Juni sich abermals auf die Wallfahrt nach Mariazell, um in dem Glauben, daß eine Entscheidungsschlacht in Bälde geschlagen werden müsse, für seine Waffen den Sieg zu erbitten. Der Kaiser hegte hierüber nicht den leisesten Zweifel und war demnach überzeugt, daß Wien ungefährdet bleibe, daher er schon am 17. Juni seine Stiefmutter und seine Kinder von Graz anher abholen ließ; am 26. reiste er

---

zurückerobert wurde — am Brigittentage! — in seinem Zelte eben im Gebete begriffen gewesen, als eine feindliche Kugel vor seinen Füßen einschlug, ohne ihn zu verletzen, und er zum dankbaren Angedenken an dieses „Wunder" an der Stelle, wo es sich ereignet, eine der heiligen Brigitta geweihte Kapelle bauen lassen habe. Diese Erzählung, welche aus keiner gleichzeitigen Quelle erflossen, sondern späteren und zwar geistlichen Ursprungs, ist weiter nichts als eine Tendenzsage. Erwiesen ist, daß die Wiedereroberung der Wolfsschanze am 30. Mai stattgefunden, daher nicht am Brigittentage, welcher der 8. Oktober ist, und aus dem Stiftbriefe der Kapelle erhellt, daß sie vom Kaiser Ferdinand III. zu „eigenem Heil und Erquickung aller abgeleibten des Erzhauses Oesterreich Vorfahren und der heiligen Brigitta geweiht" erst vom 1. Juni 1651 an errichtet worden sein kann. Zur Aufklärung, wie die „fromme" Sage entstanden, sei angeführt, daß diese Kapelle, nach welcher die „Schottenau" in „Brigittenau" umgetauft wurde, mit der zu Ende des 17. Jahrhunderts erfolgten Verlegung der Hauptstraße und großen Brücke in die heutige Taborau in Vereinsamung und Abgeschiedenheit kam, die früheren zahlreichen Besuche und — Opfergaben einbüßte. Die Erfindung der „Wunderkugel" bezweckte diesen dem Opferstocke so abträglichen Umstand wieder unschädlich zu machen und mag wohl auch selbigen Zweck erreicht haben!

ihnen nach Neustadt entgegen und am 3. Juli traf er mit ihnen wohlbehalten in Wien ein, wo er bald darauf zwei Standarten empfing, die den bis in die hauptstädtische Umgebung streifenden Reiterschaaren Rakoczy's im Gefechte abgenommen worden. Mit den Truppen des Siebenbürgerfürsten kam die Pest nach Oesterreich, sowie in das Schwedenlager vor Brünn; noch im Juli brach sie in Wien aus, wo ihr täglich 30—40 Menschen als Opfer fielen, weshalb die Hochschule gesperrt und für dieses Jahr auch nicht mehr eröffnet wurde. Die reißenden Fortschritte, die sie machte, bewogen endlich ebensowohl den Kaiser, am 19. August mit Gattin, Familie und Hofstaat von der Hauptstadt nach Linz abzureisen, als Torstensson, dessen Heer derart angesteckt war, daß schon zwei Regimenter fast gänzlich ausgestorben waren, am 23. August die Belagerung Brünn's aufzuheben. Tags zuvor hatte auch Rakoczy in Folge der Drohung des Sultans, ein Heer in Siebenbürgen einrücken zu lassen, dem Bunde mit Schweden und Frankreich entsagt und mit dem Kaiser seinen Frieden gemacht, der am 24. im Lager des Erzherzogs-Generalissimus unter tausendstimmigem Hurrah ausgeblasen und im Stefansdome zu Wien mit dem Ambrosischen Lobgesange gefeiert wurde. Wie nöthig dem Kaiser das Zustandekommen dieses Friedens geschienen, geht aus dem Preise hervor, zu welchem er sich herbeigelassen: er bestand, außer der Abtretung von sieben ungarischen Komitaten, in dem am 16. September zu Linz ausgefertigten Diplome, welches den Protestanten in Ungarn uneingeschränkte Religionsübung, Zurückgabe der ihnen entzogenen Kirchen, Pfarrhäuser und Güter, Wiedereinsetzung der vertriebenen Prediger und zugleich eine allgemeine Amnestie jenen zusicherte, welche gegen Allerhöchstselben die Waffen getragen.

Am 30. August hatte Torstensson sein Hauptquartier wieder in Mistelbach, wo er seinen Truppen einige Rast gönnte und ein ausführliches Schreiben abfaßte, in welchem er die Gründe seines Abzuges von Brünn und des Abfalles Rakoczy's von der schwedischen Sache entwickelte. Der Kriegsrath, den er betreffs der weiteren Unternehmungen abhielt, sprach sich dahin aus, dem Erzherzoge Leopold Wilhelm eine Schlacht zu liefern, jedenfalls aber einen Donauübergang zu erzwingen und so auch das rechte Stromufer in den Kampfschauplatz einzubeziehen; allein Streifungen, die er durch den General Wit-

tenberg bis über die Wienerbrücken hinaus machen ließ, brachten ihm die Ueberzeugung bei, daß die Donau allzuwohl verwahrt und zudem die Verbindung mit den anderen Abtheilungen seines Heeres durch das Anrücken der seit dem Friedensabschlusse mit Rakoczy verfügbaren, von dem Grafen Puchheim befehligten Truppen in Ungarn bedrohet sei. Ueberdies konnte er die Wahrnehmung nicht abwehren, daß die Pest tagtäglich sein Heer in stetig höherem Grade lichtete, und sohin stand er von jeder größeren Waffenthat für den diesjährigen Feldzug ab. Mitte Septembers steckte er sein Lager zu Mistelbach in Brand, zog nach Stockerau; gegen Oktober trat er, nachdem er mehrere der eroberten festen Plätze schleifen lassen, andere mit hinreichenden Besatzungen versehen, und insbesondere Korneuburg, dessen Bürgern er den Eid der Treue abverlangte, daß sie künftig nur der Krone Schwedens dienstbar und gehorsam sein und nichts zu deren Nachtheile unternehmen sollten, ungemein stark befestigt hatte, den Rückzug nach Mähren und Böhmen an, wohin ihm der Erzherzog-Generalissimus vorausgeeilt war. Weder zur Zeit des feindlichen Abzuges aus dem Lande, noch in den nächsten zwei Monaten kehrte Zucht und Ordnung unter den kaiserlichen Truppen ein: am 29. November erließen die niederösterreichischen Stände an die Donaufahrer eine Warnung vor den Strombesatzungen, da diese häufig die Vorbeischiffenden zur Landung nöthigten und sodann an Waaren und Geld erleichterten, und der Kaiser, der am 20. selbigen Monats die genaue Beobachtung sämmtlicher Religionsverordnungen mit gesteigerter Schärfe anbefohlen, verbot mittelst Patentes vom 15. Dezember, von seinen Kriegsvölkern irgendetwas zu kaufen, weil sie das auf der Straße und anderweitig Weggenommene ungescheut verhandelten. Erst mit der am 27. Dezember verfügten Uebertragung des Kriegsbefehls im Erzherzogthume Oesterreich an den Grafen Puchheim trat eine diesbezügliche Wendung zum Besseren ein; überhaupt war dies eine glückliche Wahl, vornehmlich gerechtfertigt durch die im nächstjährigen Feldzuge vollführten erfolgreichen Waffenthaten der Kaiserlichen in Niederösterreich, wobei freilich in Anschlag gebracht werden muß, daß Torstensson nicht mehr den feindlichen Oberbefehl führte. Nach der Einnahme von Leitmeritz hatte er am 14. Dezember wegen zunehmenden Gichtleidens den Feldherrnstab niedergelegt und den Feldzeugmeister Gustav Wrangel zum

Nachfolger erhalten. Die Gegner der Schweden jubelten über den Abgang des so gefürchteten Torstenssson und schätzten selben dem Verluste von 10,000 feindlichen Kriegern gleich. —

Zu Weihnachten erlosch die Pest und mehrte sich die Besorgniß vor der Kriegsgefahr unter der Bevölkerung des Viertels unter dem Wiener Walde, da die Donau, festgefroren, ein Herüberdringen des Feindes erleichterte; doch waren dessen zurückgelassene Besatzungen nicht von solcher Stärke, um zu derartiger Unternehmung schreiten zu können. Dagegen ward schon zu Beginn des Jahres 1646 vom Grafen Puchheim alles Nöthige zur baldigen Wiederaufnahme des Kampfes vorbereitet: Truppen-Versetzungen und Zusammenziehungen erfolgten, wofür auch die Bürgerschaft Wiens, weil weithin tiefer Schnee lag, mehrere hundert Wagen und Pferde beistellen mußte; auch mit der Befestigung der Hauptstadt wurde eifrigst fortgefahren. Der Januar und Februar verstrichen, ohne daß von Böhmen und Mähren her eine Annäherung der schwedischen Hauptmacht drohte, denn Wrangel, diese allein einer erfolgreichen Kampfführung in Niederösterreich nicht gewachsen erachtend, hatte beschlossen, die Vereinigung mit den Franzosen zu Stande zu bringen, und deshalb den Zug nach Baiern angetreten. Im Märzmonat ging Puchheim, nachdem die Donau, welche, durch den auf den Bergen plötzlich geschmolzenen Schnee zu ungewöhnlicher Höhe angeschwollen, mehrere Joche der langen Brücke und der Schlagbrücke zu Wien hinweggerissen hatte, wieder gesunken und die Verbindung der beiden Ufer hergestellt war, auf Befehl des Erzherzogs-Generalissimus, der sich zu den Truppen nach Böhmen begeben, mit ihnen die Vereinigung der Franzosen und der Schweden hintanzuhalten suchte, zum Angriffe der von den Feinden besetzten Plätze über. Krems und Stein waren die ersten, gegen die er sich wandte: Mitte April war ihre Einschließung vollendet, begann von drei Seiten ihre Beschießung. Die Besatzung des Schlosses von Stein war bald gezwungen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, jene von Krems aber, die nach heldenmüthiger Vertheidigung und jeder Hoffnung auf Entsatz beraubt, dennoch erklärt, lieber sterben als unbedingt sich ergeben zu wollen, übergab am 5. Mai die Stadt, nachdem ihr ein ehrenvoller Abzug zugestanden worden.

Die Wiedereroberung von Krems war ein Ereigniß, welches

eine bedeutende moralische Wirkung auf die kaiserlichen Truppen, wie auf die Landesbevölkerung ausübte, beide mit frischen Hoffnungen beseelte, zu erhöhterer Rüstigkeit anspornte. Mit großer Freude wurde sie am Hoflager zu Linz begrüßt, wo man noch einem anderen beglückenden Ereignisse: der Entbindung der Kaiserin allstündlich entgegensah. In der Nacht des 12. Mai trat der ersehnte Augenblick ein, doch der Kaiserin kostete er das Leben und auch das Kind, das sie unter dem Herzen getragen, wenn auch lebend an das Tageslicht gebracht und Maria getauft, wurde schon nach wenigen Stunden mit ihr eingesargt. Die beiden Leichen langten in Begleitung von 28 schwarzbehangenen Schiffen zu Nußdorf an, um mit allem üblichen Gepränge in der Gruft bei den Kapuzinern zu Wien bestattet zu werden, als Graf Puchheim nach Korneuburg aufbrach, um diese stark befestigte Stadt dem Feinde zu entringen. Nach neunwöchentlicher Belagerung, während welcher — am 10. Juli — das irrthümlich ausgesprengte Gerücht, daß General Wittenberg aus Schlesien zum Entsatze im Anzuge sei, weithin panischen Schrecken verbreitet hatte, bot der schwedische Befehlshaber die Uebergabe gegen ehrenhafte Bedingungen an und mit deren Annahme rückte am 5. August um 9 Uhr Morgens die feindliche Besatzung ab und die kaiserliche ein. Die Gunst des Augenblicks benützend, schritt Puchheim ohne Säumniß zur Vertreibung des Feindes auch aus den letzten von ihm noch besetzten festen Schlössern im Lande und mit Ende Oktober war er bis auf herumstreifende Nachzügler hinausgedrängt. Im Reiche erwiesen sich hingegen alle kriegführenden Mächte im gleichen Grade von den langjährigen Anstrengungen erschöpft, ohne daß die Friedensunterhändler zu Münster und Osnabrück darin Anlaß gefunden hätten, ihre Aufgabe zur endlichen Lösung zu bringen. Die Schweden bezogen die Winterquartiere am Bodensee, die Franzosen in Würtemberg und Baden, die Kaiserlichen in der Oberpfalz und in Böhmen, und der Erzherzog Leopold Wilhelm legte den Oberbefehl nieder, nach Brüssel abreisend, um die ihm von dem Könige von Spanien übertragene Statthalterschaft der Niederlande zu führen.

Der Kaiser, der den Eintritt des Jahres 1647 in der Hofburg zu Wien feierte, konnte lange nicht schlüssig werden, wen er mit der obersten Führung seines Heeres betrauen sollte. Von Allen, die selbe

beſeſſen, war nur mehr Gallas am Leben, der, wie er früher das Heer verdorben, ſeither ſein eigenes Ich durch unmäßigen Genuß von geiſtigen Flüſſigkeiten in's Verderben ſtürzte, und in dem Troß der Generale war kein Kopf von einiger Vertrauen einflößender Befähigung erſpähbar mit Ausnahme des Grafen Puchheim, dieſer aber war um ſo weniger im Erzherzogthume Oeſterreich entbehrlich, als die Schweden und Franzoſen vereint in Baiern eingedrungen waren und den Kurfürſten Max im März zu einem Waffenſtillſtande gezwungen hatten. Endlich fiel des Kaiſers Wahl auf Peter Melander, Grafen von Holzapfel, einen heſſiſchen — Proteſtanten; gewiß eine ſeltſame und nur durch die allerhöchſte Verlegenheit erklärliche Verfügung, daß in einem für die Religion begonnenen und fortgeführten Kriege die katholiſche Hauptkriegsmacht dem Oberbefehle eines Kalviniſten anheimfiel! Uebrigens hatte der Kaiſer beſchloſſen, ſich ſelbſt zu dem Heere zu begeben, welches ſich um Budweis in Böhmen ſammelte; nur wollte er vorerſt ſein der heiligen Gottesmutter beim Andringen der Schweden gethanes Gelübde erfüllen. Ihrer Vollendung nahe war die marmorne Bildſäule, die er vor der Jeſuitenkirche „am Hof" aufrichten ließ *), und am 18. Mai konnte er ſie feierlich enthüllen und einweihen laſſen: er ſelbſt mit ſeinen Kindern und dem ganzen Hofſtaate, den Geſandten aller katholiſchen Staaten, ſowie eine reichliche Vertretung der Kleriſei und eine große Menge Volkes wohnten der Feierlichkeit bei. Das abgelegte Gelübde wurde in das Fußgeſtell der Säule zum ewigen Angedenken eingegraben; zugleich legte der Kaiſer ein weiteres Zeugniß für ſeine Verehrung der heiligſten und unbefleckten Jungfrau ab, indem er verordnete, daß jährlich an dieſem Tage von ſeinen Nachfolgern im Dome zu St. Stefan die Vertheidigung der heiligſten unbefleckten Empfängniß eidlich angelobet werden ſolle, ſowie daß Niemand an der Hochſchule zur Doktorswürde befördert werden dürfe, der nicht zuvor dieſen ſelbigen Eid geleiſtet habe.

Wenige Tage darauf reiſte der Kaiſer zum Heere nach Böhmen ab,

*) Dieſe Säule war den Jeſuiten nicht ſchön genug, und ſie bewogen den nachfolgenden Kaiſer Leopold I., daß er ſie abtragen und eine zierlichere von Erz errichten ließ, welche 1667 eingeweiht wurde und bis zum heutigen Tage den Platz „am Hof" — verſchönert.

wohin Anfangs Juni auch Wrangel aufbrach, die Stadt und Festung Eger zum ersten Angriffspunkte nehmend. Am 17. Juli mußte sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben, weil das kaiserliche Heer allzu langsam zum Entsatze heranrückte. Die erste Frucht der Oberbefehlshaberschaft eines Holzapfel war sonach keine dem allerhöchsten Gaumen mundende gewesen; hingegen gereichte es zur wahrhaften Herzstärkung des Wiener Hofes, daß der baierische Kurfürst Max am 14. September den Waffenstillstand an Wrangel aufkündete und seine Fahnen den kaiserlichen wieder anschloß. Gleichwohl ward außer der Befreiung Böhmens von der schwedischen Hauptmacht nirgends mehr im diesjährigen Feldzuge ein entscheidender Erfolg durch die kaiserlichen Waffen erzielt und noch schlimmer ließ sich für sie das Jahr 1648 an. Mit eintretendem Frühjahre vereinte sich Wrangel mit Turenne zu einem Einfalle in Baiern, um an dem Kurfürsten für seinen Waffenstillstandsbruch Rache zu nehmen. Am 7. Mai kam es bei Zusmarshausen zur Schlacht, worin die baierisch-kaiserlichen Truppen eine sehr blutige Niederlage erlitten und Holzapfel auf den Tod verwundet wurde. Baiern ward neuerdings der Schauplatz der entsetzlichsten Verheerungen des verbündeten Feindes, der hierauf nach der Oberpfalz zog, während Graf Königsmark, von Wrangel nach Böhmen gesendet, siegreich darin vordrang und durch jähen Ueberfall am 2. November die Kleinseite Prags einnahm. Das dreißigjährige Waffengetöse war zu derselben Stadt, von welcher es ausgegangen, zurückgekehrt — da machte ihm die offizielle am 3. November dort einlangende Nachricht von dem am 24. Oktober zu Münster in Westfalen abgeschlossenen Frieden ein Ende, das überall auf deutschem Boden, wohin selbe kam, in Städten und Dörfern, mit Glockenklang begrüßt wurde, wo nämlich noch ein Thurm vorhanden war, aus dem nicht die Schweden und Franzosen oder die Kaiserlichen die Glocken zum Kanonenguße genommen hatten!

Als Ueberbringer der Friedensurkunde traf ganz unerwartet am 5. November der Oberst Hans Christof Rauffft, derselbe, der Krems gegen Torstenssson tapfer, aber erfolglos vertheidigt hatte, zu Wien ein, die ganze innere Stadt vom Rothenthurmthor bis nach der Hofburg im vollen Galoppe durchsprengend und drei Trompeter vor sich her aus allen Kräften blasen lassend zu Jedermann's höchlicher Verwunderung, da Solches strengstens verboten war. Höchst angenehme Ueber-

raschung bereitete der Oberst, allsogleich vorgelassen, dem Kaiser, welcher die in blauen Sammt gebundene, auf dem Schnitt vergoldete und mit zwei goldenen, einen Oelzweig, einen Lorbeerkranz und eine Taube in Diamanten blitzenden Bullen behangene Friedensurkunde huldvollst entgegennahm und ihrem Ueberbringer einen kostbaren Ring, den er eben am Finger trug, nebst einer goldenen auf 2,000 Dukaten geschätzten Gnadenkette mit seinem Bildnisse zum Geschenke machte. Das Geläute aller Glocken und der Donner der Geschütze auf den Wällen verkündeten den Wienern den Inhalt der eingelangten Botschaft, die sie in freudigste Stimmung versetzte. Ein kirchliches Dankfest und die Freilassung aller Gefangenen, die geringerer Vergehungen wegen in Haft saßen, waren die nächsten Verfügungen, welche der Kaiser für seine gesammten Erblande traf, und am 7. November erließ er an alle Stände und Unterthanen des heiligen römisch-deutschen Reiches den gemessenen und unwiderruflichen Befehl zur ungesäumten Vollziehung des „westfälischen" Friedens, gegen welchen Niemand, ausgenommen der heilige Vater zu Rom, protestirte. —

Das Zeitalter der Reformation, in welchem das deutsche Volk so großartige Anläufe zu seiner Erneuerung genommen, endlich nichts Anderes einheimste, als die protestantische Theologie, wahrlich keine ausreichende Vergütung all' der Kämpfe und Leiden, die es von 16 Millionen auf das Viertheil zusammengeschmolzen, schließt mit dem westfälischen Frieden, der Katholiken, Lutheraner und Reformirte in Bezug auf Religionsfreiheit und politische Rechte gleichstellte, dafür aber das Reich in politische Absonderheiten auflöste und die Einmischung der Fremdmächte in die inneren nationalen Angelegenheiten förmlich anerkannte. Zudem hatte der Kaiser die religiösen Friedensartikel, wornach die drei Glaubensströme ungehemmt in dem Bette, welches ihnen das Schwert des Krieges gegraben, dahinfließen konnten, nur für das Reich, nicht auch für seine Erblande zugestanden, wie verschiedentlich auch versucht worden, für deren unkatholische Einwohnerschaft ein wenn auch nur geringes Ausmaß der Religionsfreiheit zu erwirken. Preisgegeben blieben sie — mit Ausnahme Ungarns! — der glaubenseinigen Willkür Habsburgs und Roms: das einzige Zugeständniß, welches dem Kaiser für Niederösterreich abgerungen wurde, bestand darin, daß den Ständen der Herren und Ritter für ihre Personen

allein unverwehret blieb, das evangelische Glaubensbekenntniß beizubehalten, womit dieses ja doch in den Aussterbezustand versetzt war, und daß ihnen die seit dem Jahre 1630 eingezogenen Güter, aber ohne Rückerstattung der bisher genossenen Einkünfte oder des ihnen zugefügten Schadens ausgeantwortet werden sollten. Wohl besagte der 13. Artikel der Friedensurkunde, daß die protestantischen Reichsstände und die Königin von Schweden jene das Vermögen, diese das Recht, sich vorbehalten, wegen größerer Religionsfreiheit für die Protestanten der kaiserlichen Erblande auf dem nächsten Reichstage oder sonst bei dem Kaiser unterthänig fürzubitten und freundschaftlich sich in das Mittel zu legen; doch die Folge lehrte, daß Allerhöchstselber das von seinem Vater rücksichtlos begonnene Werk: die katholische Religion in den Erblanden zur herrschenden zu machen, keine andere neben ihr zu dulden, mit eiserner Beharrlichkeit fortsetzte und sie auch auf seinen Sohn und Nachfolger vererbte. —

Am 3. April 1651 wurde ein kaiserliches Patent von allen Kanzeln in Wien abgelesen, kraft dessen sämmtlichen Unterthanen im Lande ob und unter der Enns mit Ausnahme der Herren und Ritter, welche durch den westfälischen Frieden besonders berechtigt wären, das Auslaufen nach evangelischer Religionsübung gänzlich und bei schwerer Strafe verboten und im Uebrigen das diesbezügliche Edikt von 1645 erneuert ward. Trotz dieses Verbotes reisten jedoch mehrere Wiener in den Osterfeiertagen nach Ungarn, um dort dem evangelischen Gottesdienste beizuwohnen; sie wurden auf der Rückreise von katholischen Bauern, die sich auf Anstiften ihrer Geistlichen zusammengerottet, ausgeplündert und mißhandelt. Da die unkatholischen Stände sich weiters herausnahmen, Prediger in Eigenschaft und Tracht von Dienern auf ihren Schlössern zu halten, erließ der Kaiser am 4. Januar 1652 zu Wien den Befehl, daß jeder selbiger Herren drei Diener seiner Religion, jeder selbiger Ritter aber nur einen haben dürfe, und zugleich erneuerte er alle früheren Verordnungen gegen jedwede Art der Ausübung der evangelischen Religion selbst durch Lesen ihrer Bücher und Schriften im eigenen Haus und Hof. Jenen, welche außer Landes gehen würden, um dem evangelischen Gottesdienste beizuwohnen, ward erst Geldstrafe, sodann Gefängniß, endlich Landesverweisung und Einziehung ihrer Habe angedroht; bei Bauern aber schon die erste Uebertretung mit Kerker-

haft und Stadtgrabenarbeit in Band und Eisen auf eine gewisse Zeit zu strafen verordnet; reiste ein Katholik in Geschäften an einen Ort, wo evangelischer Gottesdienst üblich, so mußte er sich mit einem Erlaubnißschein versehen, auf welchem der Zweck seiner Reise und die Zeit seines Ausbleibens bemerkt war. An demselben 4. Januar erschien noch ein zweites Patent, laut dessen alle Obrigkeiten aufgefordert wurden, strenge darüber zu wachen, daß alle von der katholischen Kirche verbotenen Bücher hinweggenommen würden, zu welchem Ende sie hin und wieder visitiren lassen, und die „Pfarrer auf dem Land, desgleichen die Schulmeister ihren emsigen Fleiß zur Ausforschung der Deliquenten brauchen und selbige alsdann gehöriger Orten zu gebührender Bestrafung namhaft machen sollten." — Am 7. März erfloß der allerhöchste Befehl, daß bei Strafe Leibes und Gutes, wenn das Hochwürdigste über die Straße getragen wird, Jedermann, ob er gehe, reite oder fahre, stille halte, das Haupt entblöße und „gebührende Reverenz auf den Knieen bezeige."

Mittlerweile war der niederösterreichische Landtag zusammengetreten, und am 26. März verfügten sich Abgeordnete der evangelischen Stände zu dem Kaiser, um ihm eine Bitt- und Beschwerdeschrift zu überreichen. Vornehmlich beklagten sie sich, daß man die ihnen durch den westfälischen Frieden zugesicherte beschränkte Religionsfreiheit nicht auf ihre leiblichen Kinder ausdehne, diesen keine Lehrer des Glaubens ihrer Eltern gestatte; daß man den Witwen die Kinder entreiße und sie fremden Leuten anvertraue, auch die in auswärtige Länder zur Erziehung geschickten von dort abfordere; daß man den evangelischen Ständen verbiete, mit ihren Kindern, Dienern und Gesinde die Hausandacht durch Lesen, Beten und Singen zu halten; daß man sie bei Strafe Leibes und Gutes nöthige, das Venerabile auf den Knieen anzubeten; daß man sie zwinge, bei gerichtlichen Eiden nicht nur Gott, sondern auch alle Heiligen anzurufen; daß man sie weder zu Landesämtern, noch zu Hof- und Regierungsämtern nehme; daß man sie auf Angebereien hin mit Uebergehung ihrer ersten Instanz und der sonst üblichen Formen sofort persönlich vor die Regierung lade und zu Strafen verurtheile; daß man ihnen den Gebrauch der von ihren Vorfahren gestifteten Erbbegräbnisse nicht gestatte; daß man auf dem Lande ihren Unterthanen, bis sie sich zur katholischen Religion bekennen,

die Trauung, deren neugebornen Kindern, die Eltern und Pathen ſich „accomodiren", das heilige Sakrament der Taufe, ja ſogar deren Leichen chriſtliches Begräbniß auf den allgemeinen Gottesäckern verweigere; daß man ſie nöthige, ihre als treu und tüchtig bewährten Pfleger fortzuſchaffen, wodurch die Bewirthſchaftung ihrer Güter verkomme. Schließlich baten ſie den Kaiſer, allen dieſen Religionsbeſchwerden abzuhelfen, bis zum nächſten Reichstage nicht ferner in ihr Gewiſſen zu dringen, wie ſie denn auch erhofften, daß er lieber aus eigener Bewegung mehr Zugeſtändniſſe in Betreff der Religion in ſeinen Erblanden machen, als durch die Reichsſtände und die auswärtigen Mächte ſich dazu bewegen laſſen werde. Dieſer Eingabe wurde gar keine Erwiderung zu theil, weshalb die evangeliſchen Stände im März 1653 ihren Sekertär Rinckhammer nach Regensburg, allwo der Kaiſer dem Reichstage vorſaß, entſandten, um Allerhöchſtſelbem neuerliche Vorſtellungen zu machen, zugleich aber auch die proteſtantiſchen Reichsfürſten und den ſchwediſchen Geſandten für nachdrückliche Unterſtützung zu gewinnen. Rinckhammer erhielt Audienz bei dem Kaiſer und durfte ihm vortragen, was ihm anbefohlen worden; doch am nächſten Tage wurde er verhaftet, auf einem Schiffe nach Wien gebracht und allda dem Gerichte überliefert.

Unnachſichtlich fuhr man fort, gegen alle leiſen Zuckungen des Proteſtantismus einzuſchreiten; nur den „Niederlägern" zu Wien gegenüber ſah ſich der Kaiſer genöthigt, eine Ausnahme zu machen: am 10. November ſelbigen Jahres verlieh er ihnen ihre alten Freiheiten wieder und erklärte ausdrücklich, daß weder ſie ſelbſt, noch ihre Witwen und Geſchäftsführer am evangeliſchen Glauben Abbruch erleiden ſollten. Hingegen kam am 18. September 1655 ein Generalmandat zum Vorſchein, kraft deſſen jedes frühere und inſonderlich das am 4. Januar 1652 erfloſſene Patent erneuert und ſämmtlichen katholiſchen Chriſten Niederöſterreichs anbefohlen ward, viermal des Jahres die Beichte und Kommunion zu verrichten, alle verbotenen Bücher — bei Strafe eines Dukaten für jedes zurückbehaltene — ihrem Pfarrer, der ſie ſofort verbrennen ſollte, abzuliefern; an Sonn- und Feiertagen der Auslegung des Katechismus fleißig beizuwohnen und jeder Arbeit, jedes Kaufes oder Verkaufes ſich zu enthalten. Dieſem Generalmandate folgte am 8. März 1657 ein für die Haupt- und Reſidenz-

stadt Wien erlassenes Edikt, welches unter Voranschickung, daß die in selber und um selbe sich aufhaltenden Unkatholischen ungeachtet aller ergangenen Verordnungen zur Unterweisung in dem wahren Glauben sich nicht einstellten, eine genaue Beschreibung sämmtlicher Bewohner der Stadt und Vorstädte anbefahl, damit durch die geistliche Behörde jene Katholiken, die sich über die österliche Beichte und Kommunion nicht ausweisen könnten, der Regierung angezeigt, und jene Protestanten, die ohne deren besondere Erlaubniß daselbst verweilten, ausgeforscht und „ernstlicher, wohlempfindlicher Strafe" zugeführt würden. Dies war die letzte für die Rückkatholisirung getroffene Verfügung des Kaisers Ferdinand III., der am 2. April selbigen Jahres seine Seele aushauchte und drei Tage darauf in der Gruft*) bei den Kapuzinern zu Wien seine letzte Ruhestätte fand. Nicht eingesargt ward mit ihm das herrschende Sistem, welches nicht allein die Ausrottung des Protestantismus bezweckte, sondern auch die Macht der Stände brach, in das Fahrwasser der unumschränkten einförmigen Monarchie steuernd, dem Lande Oesterreich jenes Selbstgesetzgebungsrecht, dessen es sich in nicht unbedeutendem Maße erfreut hatte, entriß, das Volk seiner edelsten Güter: der freien Entwicklung des Geistes und des nationalen Lebens beraubte, ihm nur die Sorge um das materielle Wohl, die Behaglichkeit des äußeren Seins beließ.

Das evangelische Glaubensfeuer glomm, wenngleich dawider über ein Jahrhundert lang alle möglichen Löschmittel angewendet wurden, unter der Asche fort bis zum Erscheinen des von Kaiser Josef II., dem „Schätzer der Menschheit", gegebenen „Toleranzediktes", welches allen Religionszwang aufhob, die freie Ausübung protestantischen Gottesdienstes nicht blos auf Herren und Ritter in ihren Schlössern und Häusern beschränkte, sie auch Bürgern und Bauern in Städten, Märkten und Dörfern gewährte. Der Flügelschlag einer neueren Zeit ließ auch die Landtage Oesterreichs zu einiger Bedeutung wiedererstehen; nur der geistige Entwicklungsgang im Volke schleppt sich bis zum heutigen Tage noch an der Kette fort, die ihm im Zeitalter der

*) Diese Gruft war damals sehr klein und bereits so angefüllt, daß der Sarg des Kaisers Ferdinand III. auf die Särge seiner ersten Gemalin Maria und des Kaisers Mathias gesetzt werden mußte.

Reformation angeſchmiedet worden — einer Kette, für deren Druck das damalige Wien eine ſehr unrühmliche Empfindungsloſigkeit beſaß: willig verzichtete es darauf, eine ſelbſtſtändige Rolle zu ſpielen, brachte es jegliches, wenn nur nicht dem Magenbereiche abträgliches Opfer, um hiedurch den nicht unfraglichen Gewinn zu ziehen, daß es die Reſidenz des Kaiſers und Hofes blieb und der Sitz der Centralſtellen wurde.

Ende.

85
S5

Bei **Gustav Heckenast** sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Inton, Alois. Das gefälschte Christenthum und die Welt. 1871.
(183 S. gr. 8.) Geh. 24 Sgr. — 1 fl. 20 kr.

Duller, Eduard. Erzherzog Carl von Oesterreich. Mit 160
Illustrationen von M. v. Schwind, Rieder, P. J. N. Geiger, l'Allemand, Hasselwander, Pettenkofer ꝛc. Zweite Ausg. (743 S. Imp.-Oct.) Cart.
3 Thlr. 10 Sgr — 5 fl.

Die Gottesmörder. Von einem Gläubigen. (536 S. 8.) 1871.
Geheftet. 2 Thlr. — 3 fl. 20 kr.

Inhalt: Erstes Buch: Die Erschaffung des Himmels. — Die Sünden der Menschheit. — Gott auf Erden. — Caritas. — Die Liebeszeit des Christenthums. — Rückblicke und Uebergang: Die Horizonte der Menschheit. — Der Tod.

Zweites Buch. Die Apokalypse. — Die Anfänge der Mystik. — Julian der Abtrünnige. — Attila. — Die Kirchenväter. — Vae ridentis.

Drittes Buch. Das Mittelalter. — Die Höhen. — Die Hexerei. (Die Templer). — Die Pest. — Der Tod. — Der Krieg. — Das Geld. — Daute. — Die Bettelei. — Die Heiligen. — Das Lutherthum. — Rückblicke: Gott als Reliquie.

Viertes Buch. Die Blasphemie.

Fünftes Buch. „Ich will Euch nicht Waisen lassen!" — Die Menschheit von Heute. — Die Macht. — Die Prediger. — Der Glaube. — Der Genuß. — Der Priester. — Das jü[illegible]

Die Heiligen. Vom Ve[illegible]
416 S. 8.) Geh.

Inhalt: Sanctus. —

Die Klosterheiliger
S. Augustinus, Kirchen
stifterin. Sanctus Fran
Sanctus Julius Imbery.

Heilige, die nie g[illegible]
Sanctus Gabriel. San
Michael archangelus.

Die heiligen Jesu
Sanctus Inigo de Loy

Die heiligen Schriftste
er und die Heiligkeit. — De

Dornyánßky, Victor.
Dritte Auflage in
Stammtafeln in Fol. (2

Kolbenheyer, Moriz. U
Gottlob Leberecht Großm

Spaun, A. Ritter v.
des 12. Jahrhunderts. (1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

SEP 5 '88

Bei **Gustav Heckenast** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Adalbert Stifters Werke.

(Gesammt-Ausgabe in kl. 8. in 17 Bänden.)

Stifter, Adalbert. Studien. Stereotyp-Ausgabe in drei Bänden. Mit dem Bildnisse des Verfassers und zwei Stahlstichen. (360, 380, 350 S. 8.) Geh. 3 Thlr. — 5 fl.

Inhalt:

I. Der Kondor. — Feldblumen. — Das Haidedorf. — Der Hochwald. — Die Narrenburg.
II. Die Mappe meines Urgroßvaters. — Abdias. — Das alte Siegel. — Brigitta.
III. Der Hagestolz — Der Waldsteig. — Zwei Schwestern. — Der beschriebene Tännling.

Stifter, Adalbert. Bunte Steine. Vierte Auflage. Mit 1 Stahlstich. (344 S. 8.) Geh. 1 Thlr. — 1 fl. 50 kr.

Stifter, Adalbert. Der Nachsommer. Eine Erzählung. Mit 3 Titel-Vignetten. Drei Bände. Zweite Auflage. (484, 420, 444 S. 8.) Geh. 3 Thlr. 24 Sgr. — 6 fl.

Stifter, Adalbert. Witiko. Eine Erzählung. Drei Bände mit 3 Titel-Stahlstichen. (378, 396, 408 S. 8.) Geh. 4 Thlr. 24 Sgr. — 7 fl. 50 kr.

Stifter, Adalbert. Briefe. Herausgegeben von Johannes Aprent. Drei Bände. Mit dem Bildniß des Verfassers nach Székely's Oelbild. 1869. (LXXII, 244, 372, 348 S. 8.) Geh. 3 Thlr. — 5 fl.

Stifter, Adalbert. Erzählungen. Gesammelt und dem Nachlasse entnommen. Herausgegeben von J. Aprent. Zwei Bände. Mit Stahlstichen. (VIII, 314, 320 S. 8.) Geh. 2 Thlr. — 3 fl.

Inhalt:

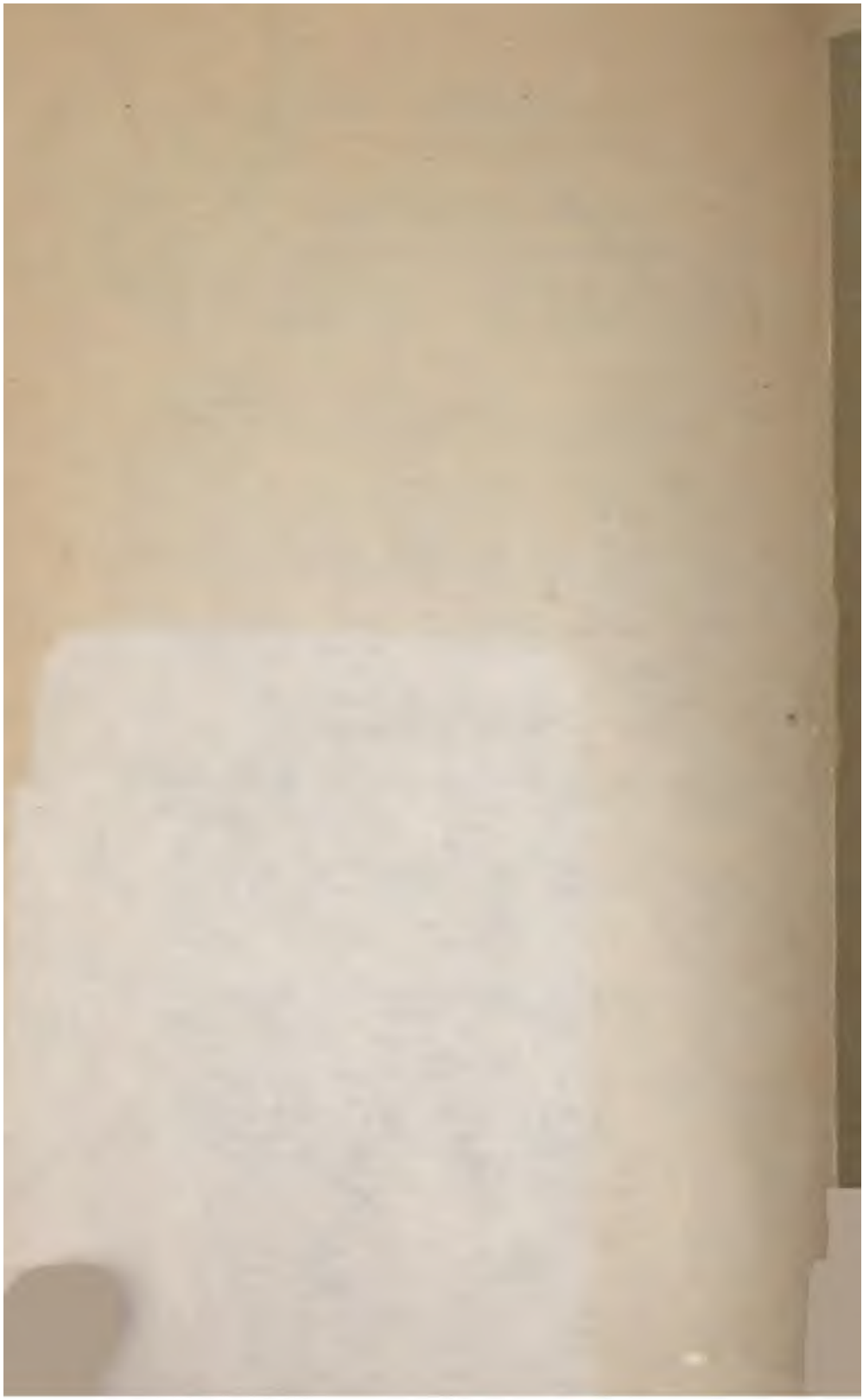
I. Prokopus. — Die drei Schmiede ihres Schicksals. — Der Waldbrunnen. — Nachkommenschaften. — Ein Gang durch die Katakomben. — Aus dem bairischen Walde.
II. Der Waldgänger. — Der fromme Spruch. — Der Kuß von Seuze. — Zuversicht. — Zwei Witwen. — Die Barmherzigkeit. — Zwei Parallelen. — Gedichte.

Stifter, Adalbert. Vermischte Schriften. Herausgegeben von Joh. Aprent. Zwei Bände. (VIII, 327; VIII, 328 S. 8.) Geheftet. 2 Thlr. — 3 fl.

Inhalt:

I. Die Mappe meines Urgroßvaters. (Bruchstücke aus dem unvollendet gebliebenen Werke.) Ueber Kunst im Allgemeinen. Dramatische Dichtung und Darstellung. Kirchliche Bauwerke. Gemälde. Die Poesie und ihre Wirkungen.
II. Aus dem alten Wien. — Winterbriefe aus Kirchschlag. — Die Schule und die Schulbildung. — Kleine Aufsätze verschiedenen Inhalts.

Druck von C. F. Wigand in Preßburg.



DB 852 .S5 C.1
Wien im Zeitalter der Reformat
Stanford University Libraries
3 6105 037 478 778

DB
852
S5

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.